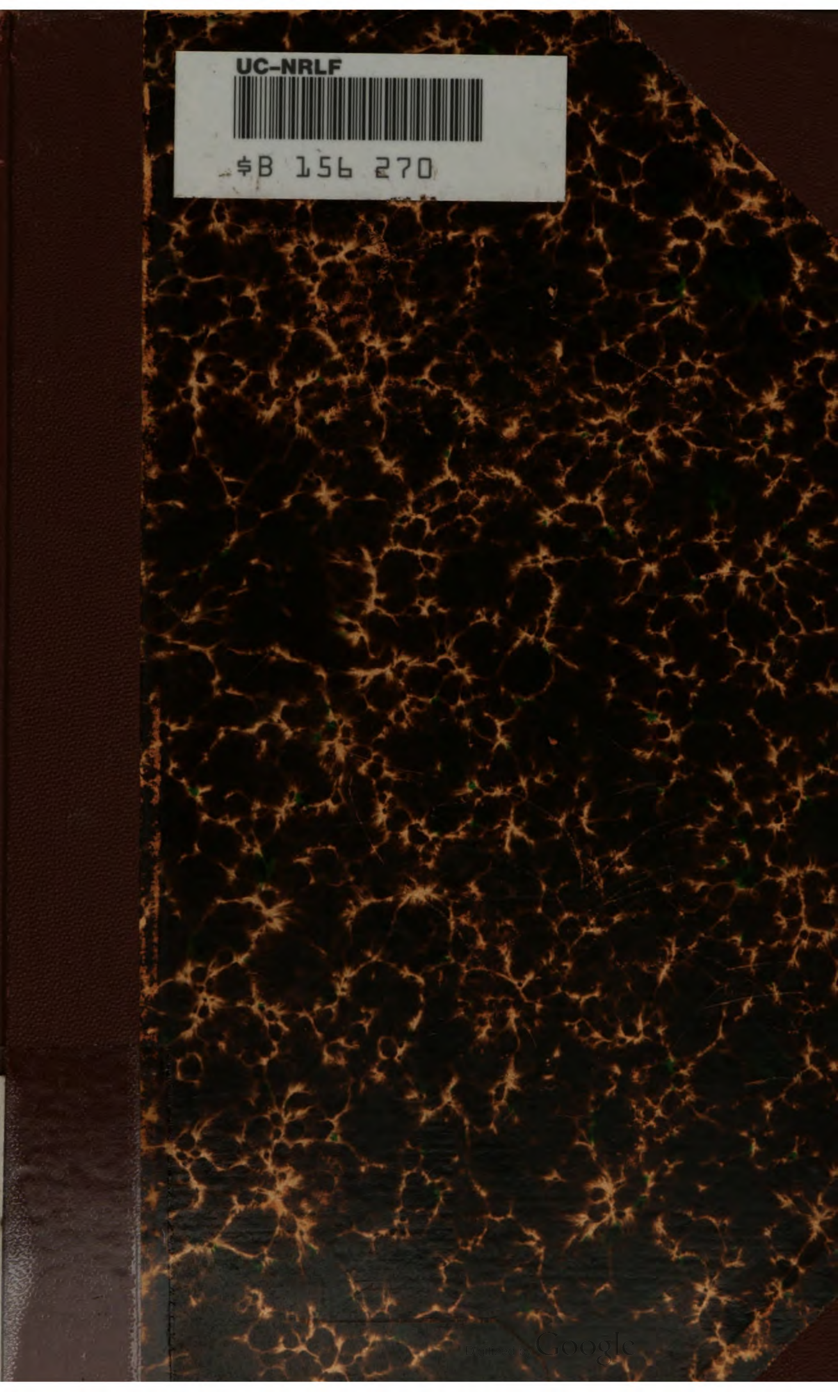


UC-NRLF
$B 156 270

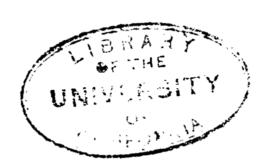

Digitized by Google

# Thomas Morus.

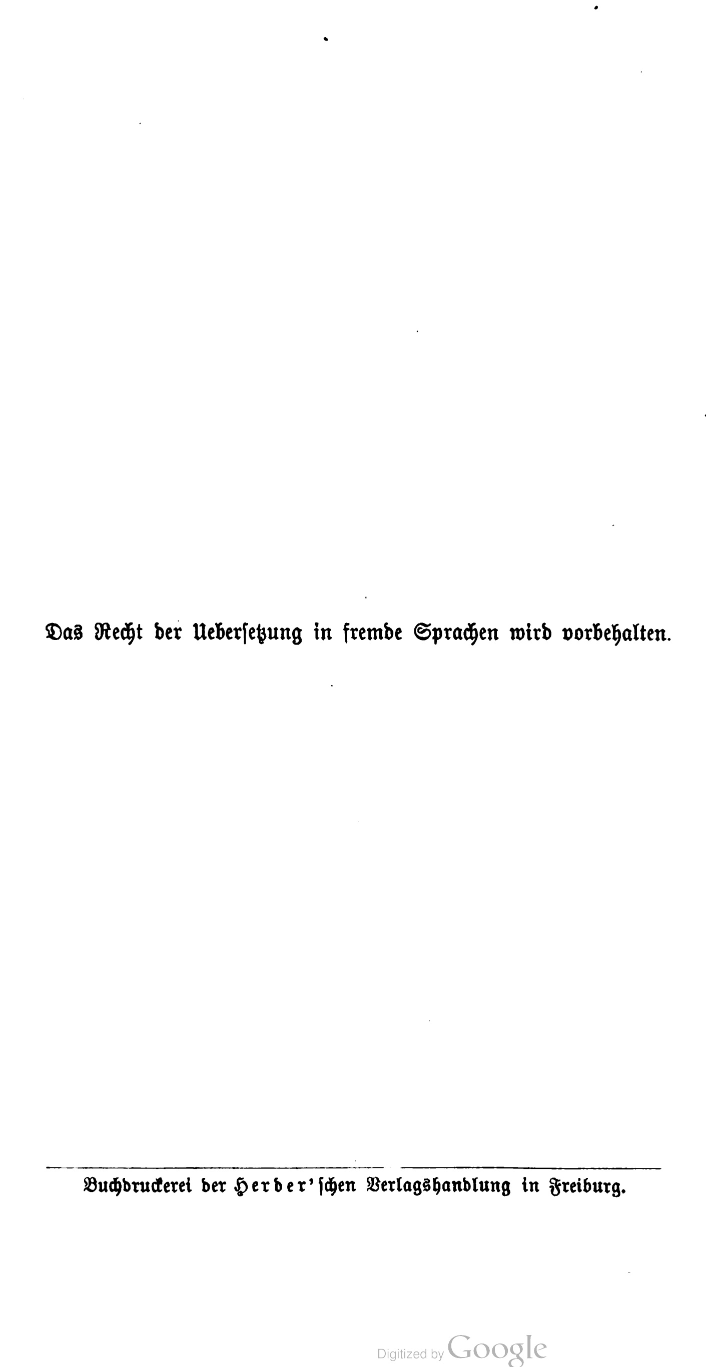
---

Von

Reinhold Baumstark.

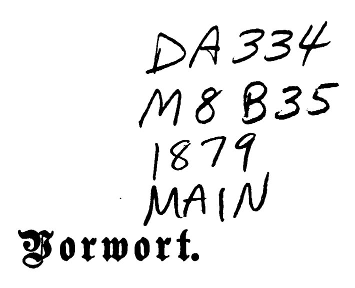



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.





Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.




# Vorwort.

Indem ich diese Arbeit über Thomas Morus der Oeffentlichkeit übergebe, fühle ich mich ergriffen von ernster Rührung und von Dankbarkeit gegen Gott. Denn mehr als einmal während des Verlaufs derselben glaubte ich die Hoffnung auf Erhaltung meines irdischen Daseins aufgeben zu müssen, und meine gänzliche Unfähigkeit zu jeder andern, als einer frei gewählten und frei bemessenen Thätigkeit wurde von Arzt und Staatsregierung unumwunden anerkannt. Es ist noch so und wird voraussichtlich so bleiben, wenn auch Milderung durch Gottes Beistand verliehen werden mag. Jedenfalls ist dieses Büchlein inmitten schwerer Prüfungen recht eigentlich aus meinem Herzen herausgewachsen; es ist die Frucht ernster Studien, gewissenhafter Wahrheitsliebe. Meine Freunde wissen das; möchten auch die Gegner durch den Inhalt der Schrift gezwungen sein, dem gleichen Anerkenntniß sich nicht zu verschließen.

Kirchhofen, bei Krotzingen, Februar 1879.

**Reinhold Baumstark.**



# Inhalt.

# Thomas Morus.




# I.

## Jugend und Erziehung. Studienjahre. Erstes öffentliches Auftreten. Klostereinsamkeit. Reise.

Charakter und Lebensschicksale des berühmten englischen Staatskanzlers Thomas More oder Morus sind in den Literaturen der hervorragendsten europäischen Nationen vielfach bearbeitet und dargestellt worden. Nicht nur More's heimathliche Sprache hat sein Lob verkündet; in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland haben sich gelehrte und volksthümliche Schriftsteller nicht weniger um ihn wetteifernd bemüht.

Und was noch mehr ist: dieser Mann, der für eine ganz bestimmte, scharf ausgesprochene und ausgeprägte religiöse Anschauung, der, um es mit einem Worte zu sagen, für die katholische Wahrheit gelebt hat und in den blutigen Tod gegangen ist — er wird von den literarischen Vertretern aller, auch der entgegengesetztesten religiösen, kirchlichen und politischen Standpunkte allerdings nicht mit gleichem Grad von Bewunderung und Liebe, dennoch aber mit gleicher Hochachtung genannt: und noch heute, nach mehr als drei zurückgelegten Jahrhunderten, ist selbst das protestantische England stolz auf seinen großen katholischen Sohn. Darin liegt sicherlich ein genügender Grund für die Annahme, daß wir es bei Thomas Morus jedenfalls mit einer ganz außerordentlichen Persönlichkeit zu thun haben, die wohl verdient, immer wieder von Neuem betrachtet und erforscht zu werden.

Inzwischen leiden die meisten schriftstellerischen Bearbeitungen des großen Kanzlers und Blutzeugen, wenigstens die meisten der mir zugänglich gewordenen, an einem dreifachen

Mangel. Sie bezwecken erstens zu absichtlich und zu ausschließlich die Verherrlichung ihres Gegenstandes; sie stellen ihn eben deßhalb zweitens zu losgelöst vom Hintergrunde seiner Zeit, nur als Einzelfigur und nicht als Theil eines großen Gesammtbildes dar; sie verwenden endlich zwar sehr große Mühe auf Entfaltung und Schaustellung ernster und gründlicher Gelehrsamkeit, aber zu wenig Fleiß auf eine den Leser anziehende und befriedigende sprachliche Darstellung. Andere hinwiederum haben, sei es mit oder ohne Absicht, das Gebiet der Geschichte verlassen und sind ganz dem historischen Romane anheimgefallen. In allen diesen angedeuteten Beziehungen nach dem Gegentheil zu streben, das ist mein Vorsatz bei der gegenwärtigen Arbeit über Thomas Morus: und dieser gute Vorsatz möge mir bei meinen Lesern und Leserinnen wenigstens einen Anspruch auf freundliche Nachsicht erwerben.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung befand sich das Königreich England in einem Zustand, wie er großen Umwälzungen vorherzugehen pflegt, das heißt in einem Zustand, welcher schlechterdings nicht fortdauern konnte. Die geistigen Mächte, welche das Leben der Menschen während des Mittelalters beherrscht hatten, waren nicht mehr im Stande, ihrer Aufgabe zu genügen. Die Kirche hatte durch die Unwürdigkeit und Unsittlichkeit einer großen Anzahl ihrer Diener in weiten Kreisen den Einfluß verloren, welcher ihrer göttlichen Macht gebührt: die verehrungswürdige Heiligkeit, welche niemals aufgehört hat, in England wie überall, so viele kirchliche Anstalten und einzelne Personen auszuzeichnen, war gleichwohl nicht im Stande, der im Großen und Ganzen herrschenden sittlichen Entartung und Veräußerlichung des religiösen Lebens das Gleichgewicht zu halten. Noch viel schlimmer stand es mit dem Adel des englischen Königreichs. Ein blutiger, greuelvoller, mehrere Jahrzehnte umfassender Bürgerkrieg, bekannt unter dem Namen des Kampfes zwischen der rothen und weißen Rose oder zwischen den Häusern York und Lancaster, hatte das Land ver-

heert und seine besten Kräfte bis nahe zur Vernichtung aufgerieben, ohne daß irgend ein höherer Gedanke, irgend eine fruchtbringende Idee als Grundlage oder Endziel des entsetzlichen Ringens nachgewiesen werden konnte: die Folge davon war, daß die edlen Geschlechter theils ausgestorben, theils verarmt, theils sonst verkümmert waren, und daß nicht minder das Volk in seiner Gesammtheit allen Glauben an die höheren Stände und deren Führung verloren hatte. Aus diesen beiden Factoren — dem Zustand der Kirche und jenem des Adels — ergab sich in Verbindung mit den Folgen der langen bürgerlichen Kriege ein unermeßliches sociales Elend. Allüberall hingen die Galgen voll armer, unglücklicher Menschen, die in Verzweiflung und Hungersnoth gestohlen hatten, was ihre abgezehrten Finger zu erhaschen im Stande waren; die Staatsgewalt dachte nicht daran, Abhilfe zu suchen gegen den allgemeinen Jammer, und wenn sie auch daran gedacht hätte, so würde ihr die Macht und die Einsicht zu solchem Zwecke gleichmäßig gefehlt haben.

Unter solchen Verhältnissen geschah es, daß König Heinrich VII. im Jahre 1485 durch seinen entscheidenden Sieg bei Bosworth über Richard III. das Zeitalter der Aristokraten-Bürgerkriege beendigte und sich alsbald anschickte, während seiner vierundzwanzigjährigen Regierung wesentlich neue Zustände des Landes zu begründen.

Heinrich VII. war ein willensstarker, despotischer Fürst, wie die Zeit ihn verlangte. Er vollendete die Demüthigung der früher so selbstbewußten und trotzigen Adelsgeschlechter, zog den Bürgerstand zu größerer Bedeutung, zu gesteigertem Selbstbewußtsein, zu verbesserten Lebensverhältnissen heran, und machte nebenbei vom Parlament nur denjenigen Gebrauch, welcher behufs möglichst ausgiebiger und unausgesetzter Steuerbewilligung schlechterdings nicht entbehrt werden konnte. Die eigentlich geistigen, sittlichen und religiösen Zustände der Nation fanden unter Heinrichs VII. rauher Hand keine Pflege, wie ihm selbst das Ver-

ständniß für diese Dinge abging. Uebrigens besserten sich die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse langsam wenigstens insofern, als Rechtssicherheit an die Stelle des Faustrechtes, Handel und Verkehr an die Stelle der allgemeinen Verwilderung und Zerrüttung zu treten anfing. Dieser günstigen Vorwärtsbewegung waren sich aber die Menschen im Allgemeinen nicht klar bewußt: Heinrich VII. und seine Regierung waren deßhalb von den Unterthanen zwar sehr gefürchtet, aber nichts weniger als bei ihnen beliebt, und als die Herrschaft des Königs sich allmälig ihrem Ende nahte, da geschah es unter dem allgemeinen und deutlich ausgeprägten Gefühle des englischen Volkes, daß außerordentliche Dinge kommen müßten, um das Land auf dem Wege einer gedeihlichen Weiterentwickelung voranzuführen. In welcher Richtung dieß geschehen müsse oder werde, darüber vermochte sich höchst wahrscheinlich keiner der damals Lebenden Rechenschaft abzulegen: ob die Veränderung zum Guten oder zum Bösen erfolgen werde, das stand in jener allmächtigen Hand, welche die Geschicke der Staaten und Völker lenkt; das aber scheint so ziemlich in allen Klassen der Bevölkerung mit der Kraft einer gemeinsamen Ueberzeugung sich geltend gemacht zu haben, daß es so nicht bleiben könne, wie es bisher gewesen.

Unter solchen Zeitverhältnissen — und sie kehren in der Geschichte der Menschen immer wieder — sind stahlharte, rücksichtslose, willenskräftige und unbarmherzige Persönlichkeiten am Platz und zu glänzender Laufbahn berufen: ideal angelegte Gemüthsmenschen, wenn auch vom edelsten Streben beseelt und von den glänzendsten Talenten getragen, werden nur zu leicht von dem Räderwerk des gewaltigen Maschinengetriebes ergriffen und zermalmt. In solcher Zeit ward Thomas Morus geboren: in ihr verlebte er seine Jugendjahre.

Geburtszeit und früheste Jugend des Thomas Morus sind in eine gewisse Dunkelheit gehüllt, welche auch die neueste Geschichtschreibung vollständig aufzuhellen nicht vermocht hat. Doch

wissen wir, daß er ungefähr um das Jahr 1480, jedenfalls mehrere Jahre vor der Thronbesteigung König Heinrichs VII., in der „Milchstraße" zu London das Licht der Welt erblickte. Er war der einzige Sohn seines Vaters: zwei Schwestern, Johanna und Elisabetha, vermählten sich zu ihrer Zeit mit Männern aus guten Familien, ohne auf den Lebensgang ihres Bruders irgend einen Einfluß auszuüben.

Der Vater unseres Thomas, John More, war Richter am vorzugsweise sogenannten „königlichen Gerichtshofe" (Kings Bench). Er war ein Mann von vortrefflicher Gesundheit, der ein Alter von etwa neunzig Jahren erreichte, treu in seinem Beruf und stolz auf denselben, rechtschaffen und unanfechtbar in seinem Lebenswandel, aber streng in seinen Grundsätzen und rauh in ihrer Anwendung auf das Leben, was er gerade seinem einzigen Sohne gegenüber bewiesen hat.

More's Mutter, die er in früher Kindheit durch den Tod verlor, war eine geborene Handcombe, gleich ihrem Gemahle aus alter bürgerlicher oder landadeliger Familie. Der Neuvermählten erschienen in der Nacht nach ihrer Hochzeit Zahl und Gestalt der ihr beschiedenen Kinder, eingegraben, so träumte sie, in ihren Ehering: das Angesicht eines derselben leuchtete in höherem überirdischem Glanze, während ein in der Folge zu früh geborenes in kaum erkennbarem Dämmerscheine auftrat. Nach dem Tode dieser Gattin hat John More sich noch zweimal verheirathet, ohne jedoch weitere Nachkommenschaft zu erhalten.

Aus den Kindheitstagen des kleinen Thomas wird uns nur ein einziges Ereigniß erzählt, — ob es auf Sage oder Geschichte beruht, mag dahingestellt bleiben: doch verdient es immerhin erzählt zu werden, weil es bezeichnend ist für die Art der Erziehung. Die Amme des Thomas Morus ritt nämlich eines Tages, mit diesem ihrem Säugling in den Armen, über einen angeschwollenen Fluß und gerieth plötzlich in eine gefährlich tiefe Stelle. Das Pferd sank ein, und die Amme, rasch be-

sonnen und nur für das Kind besorgt, warf dasselbe über einen Zaun in das nächste Ackerfeld: nachdem es ihr sodann gelungen war, auch sich selbst aus ihrer gefährlichen Lage zu retten, fand sie den Kleinen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung vollkommen unverletzt, nicht einmal schreiend, sondern mit holdseligem Lächeln die kühne Reiterin und Retterin belohnend.

Thomas empfing den ersten Unterricht in den Anfangsgründen alles Wissens und in der lateinischen Sprache, ohne deren gründliche Kenntniß und fertigen Gebrauch damals keinerlei höhere Bildung als möglich gedacht wurde, in der Sankt Antons-Schule, welche zu einem gleichnamigen Hospitale in der „Nähnadelstraße“ zu London gehörte. Die Anstalt, um jene Zeit im allerbesten Rufe stehend, wurde geleitet von einem gelehrten Manne Namens Nicolaus Holt, unter dessen Führung unser talentvoller und lernbegieriger Schüler, wie er selbst später sich ausdrückte, seine lateinische Grammatik „vielmehr gierig verschlungen, als mit Muße verdaut“ hat. Bald übertraf er alle seine Mitschüler an Kenntnissen und stets fortschreitenden Leistungen.

Der alte John More scheint sich bei der Erziehung seines hoffnungsvollen Sohnes von allem Anfange an den festbegründeten Plan vorgesteckt zu haben, denselben einer öffentlichen Laufbahn im Dienste des Staates zu widmen und für diesen Beruf sorgfältig und allseitig vorzubereiten. Der erste Schritt auf dem Weg zu diesem Ziele mußte nach den Anschauungen und Sitten damaliger Zeit in dem Anschluß eines jungen Menschen an irgend eine Persönlichkeit von Bedeutung im öffentlichen Leben bestehen, und dieser Anschluß konnte nur erfolgen in der Form eines Dienstverhältnisses, nicht unähnlich der Stellung eines Pagen.

Richter More war durch seine amtliche Stellung und durch sein persönliches Ansehen in der günstigen Lage, seinen Sohn in dem Hause keines geringeren Mannes unterbringen zu können, als des Cardinals Morton. Dieser bejahrte Priester

und Staatsmann hatte alle die Stürme des englischen Bürgerkrieges an hervorragender Stelle durchgemacht; er war einer der hauptsächlichsten Begründer von König Heinrichs VII. neugestaltender Herrschaft, und gerade damals des Königs begünstigter und einflußreicher Staatsminister, zugleich auch Lordkanzler und Erzbischof von Canterbury. Es war in jedem Betracht keine kleine Errungenschaft für einen jungen Menschen, unter den Augen einer so bedeutungsvollen Persönlichkeit heranzuwachsen und sich auszubilden, selbst wenn er die Verpflichtung in den Kauf nehmen mußte, bei des Cardinals Tafel aufzuwarten und in dieser, sowie in anderen ähnlichen Beschäftigungen, aus den Gesprächen, den Lehren und Anweisungen des vielgeprüften und erfahrungsreichen Greises Frucht und Nutzen zu ziehen. Der Vortheil dieses Verhältnisses war für den jungen More um so größer und einleuchtender, als Cardinal Morton mit seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften eine gründliche gelehrte Bildung verband, so daß seine Günstlinge nicht nur Schutz, Beförderung und Begünstigung in ihrer weiteren Laufbahn, sondern auch höhere geistige Anregung hofften und fanden. In der That hat der junge Thomas Morus mit jenem hohen sittlichen Ernst, der ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete, den vollsten und kräftigsten Gebrauch gemacht von der so günstigen Lage, in welche er sich durch die Fürsorge seines Vaters und durch die Gunst des mächtigen Prälaten versetzt sah. Dem Letzteren hat er bis in seine gereiften Mannesjahre ein dankbares und ehrerbietiges Andenken bewahrt, und in seinem berühmten Werke „Utopia“, von welchem wir später eingehend sprechen werden, ihm durch den Mund einer erdichteten Persönlichkeit folgende kraftvollen und tief empfundenen Worte gewidmet:

„Dieser hochwürdige Kirchenfürst war ebenso verehrungswerth um seiner Weisheit und seiner Tugenden, wie um seiner hohen kirchlichen und politischen Stellung willen. Er war ein Mann von mittlerem Wuchse, keineswegs gebrochen von der

Last seiner hohen Jahre. Sein Blick flößte Ehrerbietung ein, aber keine Furcht. Er war freundlich im Umgang, aber gleichwohl voll weisen Ernstes. Wenn Bittsteller zu ihm kamen, nahm er wohl zuweilen einen scharfen und eindringenden Ton an, um sie auf die Probe zu stellen und desto besser zu beurtheilen, ob und wie er sie in Geschäften verwenden könne. Seine Ausdrucksweise war markig, bestimmt und doch beredt. Er besaß ausgedehnte und tiefe Rechtskenntnisse, einen unvergleichlichen Witz, ein wunderbares Gedächtniß. Studium und Erfahrung hatten seine natürlichen Geistesgaben gereift und erweitert. Der König legte großen Werth auf seine Rathschläge, und das Gemeinwohl beruhte zu einem großen Theile auf ihm. Er hatte sich seit seiner frühen Jugend in den Geschäften geübt, manche und schwere Schicksalsschläge erfahren, und auf diesen beiden Wegen einen großen Reichthum an Weisheit angesammelt, einen Reichthum, den man nicht leicht wieder verliert, nachdem man ihn so theuer erkauft hat."

Andererseits war auch Cardinal Morton seinem Schützling sehr huldvoll gesinnt; er freute sich seiner jugendlichen Heiterkeit, seiner schalkhaften Witze, seiner stets fertigen Anstelligkeit. Als einmal eine größere Anzahl von Gästen an der Tafel des Kirchenfürsten versammelt war, deutete er auf den sie bedienenden Thomas Morus und sagte freundlich, aber ernst: „Aus diesem Knaben wird dereinst ein außerordentlicher Mann. Wer lebt, wird es erfahren."

Die Neigung zu heiterem Witz und froher Laune, welche Thomas von seinem Vater geerbt zu haben bekennt, zeichnete ihn allerdings schon im Palast des Cardinals Morton aus, wie sie ihn denn auch bis auf das Blutgerüste, ja in der That bis in den allerletzten Augenblick seines irdischen Daseins begleitet hat. Besondere Gelegenheit zur Bethätigung dieser Anlage gaben ihm die dramatischen Spiele, welche an hohen Festtagen und bei sonstigen außerordentlichen Anlässen von den jungen Leuten in Mortons Hause aufgeführt wurden. — Bei einer solchen

Veranlassung geschah es, daß Thomas, als in einem allegorischen Stücke die verderblichen Wirkungen irdischer, sinnlicher Genüsse auf das Wohl der Menschen veranschaulicht wurden, in der Rolle der „Tafelfreude“ zu einem wohlbeleibten, hochwürdigen Zuschauer hintrat, und unter großer Heiterkeit der Versammlung sagte: „Dieses heilige Haupt muß meiner Gewalt sich beugen, und unter meinem Einfluß in's Gras beißen.“ Denn nicht sowohl durch eingelernte und hergesagte Verse zeichnete er sich aus, als durch wohlgelungene und treffende Einfälle aus dem Stegreif.

Thomas Morus mochte im 17. Lebensjahre stehen, als Cardinal Morton den Zeitpunkt eingetreten glaubte, um ihn aus seinem Hause zum Zweck höherer gelehrter Bildung zu entlassen. Die mancherlei Unruhen und Zerstreuungen, welche sich von dem bewegten Leben im Palaste eines leitenden Staatsmannes nicht wohl trennen lassen, konnten auf die Dauer leicht einen nachtheiligen Einfluß bei dem so hoffnungsvollen Jüngling ausüben; von einer folgerichtigen wissenschaftlichen Weiterentwickelung war ohnedieß nicht wohl die Rede. Morton und More's Vater beschlossen also in gegenseitiger Uebereinstimmung, ihren Thomas auf die altberühmte englische Universität zu Oxford zu schicken.

Um recht zu verstehen, was der Jüngling in Oxford lernte, in welchem Geiste er sich dort entwickelte, und welche Bedeutung diese Universitätszeit für sein späteres Leben haben mußte, können wir nicht umhin, einen Augenblick bei Betrachtung der damaligen wissenschaftlichen Zustände im Allgemeinen zu verweilen.

Die Menschheit stand am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf der verhängnißvollen Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Daß diese letztere unter den heftigsten Kämpfen und Umwälzungen, unter grundsätzlicher Auflehnung gegen jede göttliche und menschliche Autorität in die Geschichte eingetreten ist, das rührt wohl theilweise, aber auch

nur theilweise von den schlimmen Neigungen, verderblichen Leidenschaften und diabolischen Einflüssen her, welche sich der großen geistigen Bewegung des Jahrhunderts zu bemächtigen suchten. Ein anderer, und wahrlich kein geringer Theil von Allebem, was das sechszehnte Jahrhundert an Spaltung, Zerrüttung und Unsegen über die Menschheit heraufbeschworen hat, steht eingetragen in dem Schuldbuch der damals in Staat und Kirche bestehenden Gewalten und ihrer menschlichen Träger — eine Wahrheit, deren volle und vorbehaltlose Anerkennung sicherlich gar nichts zu thun hat mit der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes und der unversehrten Reinheit und Vollständigkeit des diesem Lehramte anvertrauten Schatzes der göttlichen Offenbarung. Ja, es ist wahr und wird immer allgemeiner als wahr erkannt werden: weder die staatliche, noch die kirchliche Gewalt stand am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf der Höhe der Zeit; weder die eine noch die andere erfüllte in auch nur annähernd vollem Umfang ihre Pflicht gegenüber der Menschheit; Beide reichten sie den hungrigen Menschenkindern in vielfacher Beziehung Steine statt des Brodes. Das lag nicht immer an bösem Willen, sondern auch oft an mangelnder Einsicht und Erkenntniß: aber die unheilvollen Folgen waren dieselben.

Im öffentlichen Unterrichtswesen, im Zustand der Wissenschaften fand die eben bezeichnete allgemeine Sachlage gleichfalls ihren Ausdruck. Es entstand ein heftiger Kampf zwischen der alten Zeit mit ihren Mächten, die um keinen Preis vorwärts wollten, und zwischen der neuen Zeit mit ihren stürmisch treibenden Gewalten, die alles bisher Bestandene und in Ehren Gehaltene rücksichtslos vor sich niederzuwerfen suchten.

Die mittelalterliche Form der Gelehrsamkeit, die vielverkannte und vielgeschmähte Scholastik, hatte für ihre Zeit Großes und Bewunderungswürdiges geleistet, aber sie war nicht dazu bestimmt, für alle Zeiten auszureichen: ihre Vertreter an der Scheidewende des fünfzehnten und sechszehnten Jahr-

hunderts verkannten diese Wahrheit, und darin lag ihr Fehler. Sie wollten die gährenden Kräfte einer jungen Zeit abspeisen mit den alten Axiomen des Aristoteles und mit einer Menge an sie angelehnter theologischer Spitzfindigkeiten, meist ohne Werth und oftmals ohne Sinn: sie traten mit thörichter Feindseligkeit dem Studium der herrlichen griechischen Sprache und Literatur entgegen, und verirrten sich bei ihrer leidenschaftlichen und einseitigen Vertheidigung der hergebrachten Zustände und Beschäftigungen bis zu vollkommener Barbarei. Diese verkehrte und unhaltbare Richtung führte auf den beiden englischen Hochschulen zu Cambridge und Oxford im Wesentlichen noch das Regiment, als der junge Thomas Morus die letztere dieser Anstalten bezog.

Allein die neue Zeit mit ihren Bestrebungen erwies sich auch auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaften, und zwar gerade auf diesem Gebiet zuerst, mächtiger als aller Widerstand. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte der Untergang des oströmischen Kaiserthums in Folge der Eroberung Constantinopels durch die Türken dem benachbarten Italien eine große Anzahl gelehrter griechischer Gäste zugeführt. Italien stand ohnedieß in der damaligen christlichen Welt ohne Zweifel auf der höchsten Stufe geistiger Bildung: der Boden war sehr wohl vorbereitet, um die Keime griechischer Cultur in sich aufzunehmen und binnen kurzer Zeit ein üppig sich entfaltendes Saatfeld neuer wissenschaftlicher Bestrebungen an das Tageslicht zu fördern. Das eigentliche, philologische und schönwissenschaftliche Studium des classischen Alterthums erwachte und übte bald eine unsagbare Gewalt, einen zauberischen Reiz über die hochstrebendsten Geister, auf die empfänglichsten Gemüther aus: die Kenntniß der griechischen Sprache namentlich ward allgemeiner, und ihre große Bedeutung auch für das theologische Gebiet wurde immer mehr anerkannt; eine Menge bisher unbekannt gebliebener griechischer Schriftsteller kam zum Vorschein, und siegreich schlug das Bewußtsein durch,

daß eine gründliche Reform des bisherigen höheren Unterrichts- und Studienwesens unerläßlich sei.

Bis hierher wandelte die neue Bewegung der sogenannten Humanisten auf guten Wegen; allein sie blieb auf denselben nicht stehen, sondern erlag dem allgemeinen Schicksal aller menschlichen Dinge, der leidenschaftlichen Uebertreibung und dadurch der schließlichen Entartung. Die begeisterte und einseitige Beschäftigung mit den Schriftstellern, der Geschichte und Mythologie von Hellas und Rom erwies sich bald als eine nichts weniger denn gefahrlose Sache: heidnische Neigungen und Gelüste, Zweifel an den geoffenbarten Wahrheiten des Christenthums, Auflehnung gegen die Autorität der Kirche zeigten sich nur zu frühe als Folgen eines in Maß und Ziel nicht geregelten, nicht von den Fackeln der Vernunft und des Glaubens erleuchteten Strebens. Indem die Gelehrten der neuen Schule in ihrer sprachlichen Darstellung und in ihrer gegenseitigen Correspondenz sich die Schriftsteller des Alterthums, namentlich jene der ciceronianischen Zeit, nicht nur zum preiswürdigen Vorbild hinsichtlich der Klarheit, Schönheit und Vollendung der stilistischen Form erwählten, sondern auch dieselben in ihren Manieren und selbst in ihren Unarten sklavisch nachäfften, verfielen sie vor Allem dem Fluche eines eitlen Spiels mit leeren Formen, denen kein lebendiger Inhalt innewohnte, keine kernhafte Wahrheit entsprach: und nachdem ihnen so der eigentliche sittliche Ernst ihres wissenschaftlichen Strebens entschwunden war, da vermochte keine Gelehrsamkeit und keine Künstelei sie vor dem noch schlimmeren Schicksal zu bewahren, daß sie den revolutionären Mächten der Zeit verfielen und Wissenschaft und Aufklärung in dem Dienste des bösen Geistes verriethen. So ist es gekommen, daß wir, namentlich in Deutschland, so manchen hochgebildeten Gelehrten in schlimmster Weise gegen die Lehre der Kirche und gegen den Glauben des Volkes ankämpfen, auf diese Art aber gegen die höchsten Güter der Menschheit auf's Schwerste sich versündigen sahen.

Auch in Oxford war die neue Richtung der wissenschaftlichen Bestrebungen schon damals vertreten, jedoch, zum großen Glücke für Thomas Morus, nur durch würdige und besonnene Männer. Unter diesen glänzten in erster Reihe **William Grocyn, Thomas Linacre, William Lilly.** Sie Alle förderten nach besten Kräften das Studium der altclassischen Sprachen und Literaturen, deren Kenntniß sie selbst sich in Italien und theilweise in Griechenland angeeignet hatten. Alle Drei wirkten in Oxford als öffentliche Lehrer, und alle Drei sind mit dem jungen Thomas Morus in nähere, zum Theil in die innigste Beziehung getreten. Unter der Leitung des gelehrten Linacre studirte er die alten Philosophen, namentlich Aristoteles und Platon, sowie Naturwissenschaften und Mathematik; Grocyn war sein Beichtvater, und Lilly, dem Alter nach ihm näher stehend, war sein Freund und der Genosse seiner wissenschaftlichen Bemühungen. Im Bunde mit Lilly hat Morus namentlich seinen ersten, auf die Nachwelt gekommenen dichterischen Versuch gemacht: ich meine die „**Progymnasmata,**" eine Anzahl griechischer Sinngedichte, im Versmaße der Urschrift sowohl durch Lilly als durch Morus, Jeden für sich und in Abwesenheit des Andern, in's Lateinische übertragen oder nachgedichtet. Mit Bewunderung sieht man aus diesen meist scharfsinnigen und geschmackvollen Dichtungen, wie gut diese jungen Männer Griechisch verstanden, und wie vortrefflich sie Lateinisch schrieben.

Unter dem Einfluß solcher geistiger Strömungen, und unter der durch Lob und Anerkennung aufmunternden Leitung solcher Männer brachte unser Morus auf der Hochschule zu Oxford zwei Jahre zu. Er hat in dieser kurzen Zeit die feste und unverrückbare Grundlage gelegt für eine wissenschaftliche Geistesbildung ebenso glänzender wie tüchtiger Art, durch welche er in der Folge sich eine europäische Berühmtheit erwarb und welche ihm treu geblieben ist in allen öffentlichen Arbeiten und schweren Schicksalen seines Lebens. Seine Studien umfaßten jedoch nicht

nur das ganze Gebiet der classischen Philologie, welchem er sich mit vorzugsweiser Begeisterung hingab, sondern namentlich auch die Rhetorik, durch welche er sich für seinen späteren Beruf als Richter und Staatsmann vorbereitete, und die scholastische Theologie, bei welcher er sich das Arsenal anlegte, um späterhin seine Kämpfe als Vertheidiger der katholischen Kirche und ihres Glaubens zu führen. Es vereinigten sich also in Morus die Bestrebungen, die Vorzüge und die Kenntnisse der alten und der neuen Richtung: darum blieb er den Einseitigkeiten und Uebertreibungen Beider im Allgemeinen gleich fern, und dieß muß man mit allem Nachdruck festhalten, wenn man seine späteren schriftstellerischen Leistungen, wie nicht minder sein persönliches Wirken richtig verstehen will.

Im Uebrigen hatte Morus auf der Universität ein hartes Leben; sein strenger Vater, ohne hiezu durch seine Verhältnisse genöthigt zu sein, spendete ihm die Mittel seines Lebensunterhaltes nur im allerkärglichsten Maßstab und verlangte über jeden Pfennig die allergenaueste Rechenschaft. Die Folge war, so sagt man in einstimmiger Bewunderung des alten John More, daß sein hoffnungsvoller Sohn von Ausschweifungen jeder Art frei blieb, daß er sich an Enthaltsamkeit und Entbehrung selbst in Bezug auf ganz erlaubte und tadelfreie Genüsse gewöhnte, und daß er von der Universität zurückkehrte als ein an Geist und Leib gestählter, reiner, wassertrinkender und suppenessender Jüngling.

Ich erlaube mir, in Bezug auf die Härte und Filzigkeit des alten John More in gewissem Grade einer andern Meinung zu sein. Der Student, um welchen es sich handelt, war voll der reinsten Gesinnung und des edelsten Strebens. Hätte er eine verkehrte Richtung auf das Niedrige und Gemeine gehabt, so würde ihn die Kargheit des abwesenden Vaters wohl nicht gerettet, sondern nur in Schulden, Abenteuer und Verbrechen gestürzt haben. Edel, fleißig und fromm wie er war, hätte ihm ein gutes Mittagessen und ein gehöriger Krug Bier

keinen Schaden gebracht: wohl aber hat nach meiner Meinung diese ernst und finster gehaltene Jugendzeit dazu beigetragen, in die Seele des Thomas Morus den Keim zu jener trübseligen Art der Religiosität zu legen, von welcher ich trotz aller nebenhergehenden Scherze und Witzreden die späteren Jahre des vortrefflichen Mannes nicht ganz freisprechen kann.

Vater More war aber gegen seinen studirenden Sohn nicht nur streng bis zum Uebermaß, sondern er war auch mit ihm unzufrieden, obgleich die Leistungen des Jünglings sogar die kühnsten Forderungen nicht nur erfüllten, sondern weitaus übertrafen. Die ideale geistige Richtung seines Sohnes, die vorwiegende und mit Begeisterung verfolgte Beschäftigung mit philologischen Studien, namentlich mit der griechischen Sprache, waren dem alten englischen Rechtsgelehrten große Steine des Anstoßes: mit der scholastischen Theologie söhnte ihn weder die aufrichtige Frömmigkeit, noch die reine Sittlichkeit des jungen Mannes aus, und mit steigender Besorgniß faßte er die Möglichkeit in's Auge, sein Thomas könnte dem juristischen Brodfach, für welches ihn der Vater mit aller Entschiedenheit bestimmt hatte, untreu werden.

Im Jahre 1499 rief deßhalb John More seinen Sohn von der Universität zurück nach London, auf daß er sich der theoretischen und praktischen Ausbildung in Rechtswissenschaft und Rechtsleben widme. Thomas war nichts Anderes gewöhnt, als seinem Vater unbedingt zu gehorchen und selbst bei der Berufswahl keine eigene Stimme zu haben. Der Wust und das Wirrsal des englischen Gesetz- und Gewohnheitsrechts war für seine hochstrebende Seele im höchsten Grade abschreckend, und sein milder, christlicher Sinn war dem Hader der Prozesse durchaus abgeneigt. Wenn er sich gleichwohl, ohne zu murren oder zu zögern, dem väterlichen Machtgebot alsbald unterwarf, so pflegt auch dieser Zug und dieses Verhältniß mit besonderer Bewunderung hervorgehoben zu werden.

Auch hier bin ich anderer Meinung. Thomas Morus war

eine Natur voll der höchsten und außerordentlichsten Anlagen, voll von Religiosität, Poesie und Phantasie. Zum Juristen und Staatsmann war er meines Erachtens am wenigsten geeignet, und jedenfalls ist er in seiner staatsmännischen Eigenschaft und Laufbahn am unglücklichsten gewesen. Seine Wirksamkeit für höhere Geistesbildung, für Religion und Kirche, hätte er in mindestens eben so erfolgreicher Weise auch dann entfalten können, wenn ihm ein trostreicherer Beruf, als derjenige eines englischen Richters, zu Theil geworden wäre, und sein Fernbleiben von der Politik hätte vielleicht seinem König ein schweres Verbrechen erspart und der Menschheit ein kostbares Leben länger erhalten. Im Allgemeinen jedoch bin ich zwar ein Freund und Verehrer jeglicher, namentlich auch der väterlichen Autorität, allein auch diese hat, wie alles Menschliche, ihre Bedingungen und ihre Grenzen: eine unbedingte Verfügungsgewalt über den Lebenslauf eines Sohnes kann ihr meines Erachtens eben so wenig zuerkannt werden, wie über sein Gewissen.

Doch es war geschehen: mit Widerwillen ergriff Thomas Morus seinen neuen Beruf, aber mit vollständiger Selbstverleugnung widmete er sich demselben, und mit unermüdlichem Fleiß wußte er sich durch die ausgedehnten Gebiete englischer Rechts-Wissenschaft und Uebung hindurchzuarbeiten und sich in einem hohen und glänzenden Grade sowohl die Kenntnisse als die Fertigkeiten anzueignen, welche zur erfolgreichen Ausübung des richterlichen Amtes nothwendig waren.

Er studirte und arbeitete zuerst auf der Rechtsschule „New-Inn", späterhin ward er in die höher geordnete Anstalt „Lincolns-Inn" aufgenommen; an beiden Orten können wir ihn seiner langweiligen und traurigen Beschäftigung überlassen, da Einrichtung und Verfassung der damaligen englischen Rechtsschulen für unsere Leser ohne jedes Interesse sind.

Inmitten des betäubenden Lärms und der rauschenden Vergnügungen der englischen Hauptstadt, welche schon damals ihren

jetzigen riesenmäßigen Verhältnissen mit raschen Schritten entgegenging, führte unser jugendlicher Rechtsgelehrter den Lebenswandel eines ernsten, frommen, enthaltsamen und arbeitsamen Christen. Wachsamkeit über sich selbst erschien ihm als die erste aller Pflichten und als die Grundlage aller christlichen Weisheit. Ausgestattet mit allen Kräften einer kerngesunden und unverdorbenen körperlichen Natur, blieb er nichts weniger als verschont von Versuchung und Kampf, und die Mittel, deren er sich bediente, um den Sieg zu erringen und zu sichern, waren nichts weniger als sanfter Natur. Strenges Wachen und Fasten, ernstes und fortgesetztes Gebet genügten ihm nicht; ganz im Geiste der Besten jener rauhen und strengen Zeit züchtigte er seinen Leib nach dem Vorbilde so vieler Heiligen durch Cilicium und Geißelungen. Den Schlaf suchte er auf vier oder fünf Stunden zu beschränken, die er auf dem Zimmerboden oder auf bloßem Holz, mit einem Scheit Holz unter dem Kopfe, zubrachte; die Geißelung pflegte er sich alle Freitage und Fasttage aufzuerlegen.

Diesem Geiste einer ernsten, fast düsteren Frömmigkeit ist Thomas Morus treu geblieben während seines ganzen Lebens: noch als Lord-Kanzler von England trug er auf bloßem Leibe das beschwerliche härene Hemd seiner jungen Tage; wo immer möglich, hörte er jeden Tag die Messe und verfaßte eigene Gebete für seinen eigenen und für der Seinigen Gebrauch. Und bei all' seinem Ringen und Streben nach höchster Geistigkeit und inbrünstiger Frömmigkeit war zugleich seine unablässige Bemühung darauf gerichtet, der Außenwelt sein inneres Leben zu entrücken und zu verbergen, auf daß auch nicht ein Schatten der Gleißnerei oder Werkheiligkeit auf das reine Licht einer zu Gott emporstrebenden Seele falle.

Wir Kinder unserer Tage, auch sofern wir im Großen und Ganzen der Religion und Kirche mit wesentlich treuen Herzen ugewandt sind, stehen in unserer unendlich großen Mehrzahl dem innern Ringen und den ascetischen Leistungen eines jungen

Mannes, wie Thomas Morus, theils befremdet, theils bewundernd gegenüber. Und ferne sei es von mir, Anderen predigen zu wollen, was ich selbst am wenigsten vollbringe. Auch vermag ich nicht zu läugnen, daß mich in Morus' Frömmigkeit auch während dieser Lebensepoche jener Zug von Angst und Qual anweht, von dem ich freilich nicht zu sagen wage, er sei weniger gut als unser Leichtsinn. Doch wir können der Gefahr, uns auf diesen bedenklichen Gebieten zu verirren, recht füglich ausweichen. Thatsache ist, daß Morus so lebte, arbeitete und sich übte, wie ich erzählt habe: und Niemand wird läugnen, daß seinem Streben und Handeln jedenfalls die edelsten, erhabensten und bewunderungswürdigsten Beweggründe unterlagen.

Eine besondere Frucht seiner religiösen Bestrebungen bestand darin, daß er auch während der Dauer seiner juristischen Studien nicht aufhörte, sich mit Theologie und kirchlichen Fragen wissenschaftlich zu beschäftigen. Als er ungefähr das war, was man im jetzigen deutschen Reich einen Referendar zu nennen pflegt — „Utter-Barister“ —, hielt er in einer Kirche Londons öffentliche Vorlesungen über das berühmte und große Werk des hl. Augustinus „von der Stadt Gottes“, Vorlesungen, an welchen sich nicht nur gläubige Gemüther erfreuten und jugendliche Herzen begeisterten, — sondern bei denen sich auch eine Anzahl hochgestellter und gelehrter Männer, wie namentlich More's eigener Lehrer, Grocyn, als Zuhörer einfanden. Es ist dieß wohl eines der außerordentlichsten Beispiele von kühnem und erfolgreichem Auftreten eines noch dazu so jugendlichen Laien auf einem vorwiegend theologischen Gebiete.

Ein immer noch und wohl für alle Zeiten ziemlich unaufgeklärter Punkt in der Geschichte von Morus' jungen Jahren ist seine Eigenschaft als Parlamentsmitglied und die Opposition, in welche dieses politische Mandat ihn gegenüber den Wünschen und Planen König Heinrichs VII. brachte. Zum Zwecke der Vermählung seiner Tochter Margaretha mit dem König Jakob IV. von Schottland begehrte der wegen seiner Habsucht und Strenge

in den letzten Zeiten seines Lebens immer weniger beliebte englische Monarch von dem „Hause der Gemeinen" eine außerordentliche Geldbewilligung. Die Mehrzahl des Hauses schien bereits, trotz innerlichen Widerstrebens, durch die Gründe knechtischen Sinnes und äußerer Rücksichten gewonnen für des Königs Gebot, als der junge Thomas Morus mit dem rücksichtslosen Muthe eines Mannes, der sich selbst am allerwenigsten zu schonen pflegt, gegen die Regierungsforderung auftrat und durch den mächtigen Eindruck seiner Worte deren Ablehnung von Seiten des Parlaments herbeiführte. Es ist in der That sehr zu beklagen, daß uns über diesen ganzen Vorgang und über dessen tieferen Zusammenhang sowohl mit den politischen Zuständen jener Tage, als auch mit der Lebensgeschichte unseres Helden, keine ausführlichen Aufzeichnungen erhalten sind: das Ganze würde beinahe fabelhaft klingen, wenn es nicht auf dem Ansehen der ältesten und besten Lebensbeschreiber beruhen würde.

Der Groll des beleidigten Monarchen machte sich in der ihm eigenthümlichen Weise dadurch Luft, daß er den Vater seines Beleidigers, den alten Richter John More, man weiß nicht wegen welches angeblichen oder wirklichen Vergehens oder Versehens, zu einer Geldstrafe von 100 Pfund — nach heutigem Namen und damaligem Geldwerth ungefähr zwanzigtausend Mark — verurtheilen und bis zu erfolgter Zahlung im Tower einsperren ließ. Der junge Thomas, seinem Vater in treuer kindlicher Liebe und Verehrung ergeben, mochte durch diesen Vorgang um so tiefer und schmerzlicher ergriffen werden, als ihm aus des Königs unmittelbarer Umgebung nahe gelegt ward, er könne und solle seines Vaters Begnadigung erwirken, indem er den König um Verzeihung bitte. Thomas war aber schon damals — es geschah im Jahre 1504 — eben so klug wie fest. Gegenüber den bekannten Neigungen Heinrichs VII. konnte er der Hoffnung nicht Raum geben, daß er seinem Vater auch nur einen Pfennig an der zuerkannten Strafe sparen werde: wohl aber befürchtete er, und vielleicht nicht ohne Grund, eine

Bitte um Verzeihung werde man als Geständniß einer verübten Beleidigung auffassen und dann erst recht gegen ihn selbst wegen Majestätsbeleidigung einschreiten; denn solcher Art waren die Zustände im damaligen England, daß ein Vorgehen, wie das eben angedeutete, keineswegs ohne Beispiel dagestanden wäre; wir werden dieß an den Schicksalen unseres Helden selbst nur zu sehr erfahren. Blutenden Herzens also, aber ungebeugten Willens, ließ er seinen Vater den eigenen Kampf ausfechten, während er selbst dem Sturm auswich und im Schatten der Kirche eine Zuflucht suchte.

Der vorübergehende Kampf mit Heinrich VII. blieb ohne große Folgen für die Sache, zu deren Gunsten Thomas in die Schranken getreten war: denn kaum war der jugendliche Kämpfer aus den Parlamentsräumen verschwunden, so bewilligte das charaktervolle „Haus der Gemeinen" an den ursprünglich geforderten 40,000 Pfund wenigstens 30,000, womit der König wohl zufrieden war, da er vielleicht im Ernst niemals an eine höhere Summe gedacht hatte. Für Thomas aber lag, wenn man die Sache aufmerksam und näher betrachtet, in diesem, dem Anschein nach spurlos vorübergegangenen Ereignisse der Keim und Kern seines ganzen schweren Lebensschicksals enthalten. Denn offenbar war es der Kampf gegen Heinrich VII. und die von ihm in der Person seines Vaters erlittene Mißhandlung, was den jungen Morus später bewog, die Thronbesteigung Heinrichs VIII. mit dichterischer Begeisterung zu begrüßen. Diese letztere Handlung aber zog des neuen Herrschers Aufmerksamkeit auf den so außerordentlich begabten Glückwunschsänger: er ruhte nicht, bis er ihn in seine todbringenden Schlingen gezogen hatte.

Ich habe gesagt, daß Morus im Schatten der Kirche eine Zuflucht suchte gegen willkürliche Verfolgung. Er schlug seine Wohnung entweder in, oder ganz unmittelbar bei der Karthause in London auf, und verlebte nunmehr volle vier Jahre in tiefster Zurückgezogenheit, mit den Karthäusermönchen lebend, wie ihresgleichen Einer, vollsten Antheil nehmend an allen

ihren geistlichen Uebungen, an Strenge gegen sich und an Frömmigkeit gegen Gott hinter Keinem zurückstehend, nur mit dem Unterschied, daß er durch kein Gelübde gebunden war. Die Zeit, welche er so dem weltlichen Leben, seinen Leidenschaften, Freuden, Zerstreuungen und Aufregungen entzog, verwandte er auf die Erneuerung und Fortsetzung allgemein wissenschaftlicher Studien und auf die Erwerbung ganz neuer Kenntnisse, wie er denn beispielsweise während dieser Zeit klösterlicher Abgeschiedenheit sich auch die französische Sprache und mit ihr die Befähigung zu seiner späteren Laufbahn als Diplomat angeeignet hat. Nebenbei trieb er umfassende geschichtliche, mathematische und naturwissenschaftliche Studien: seine einzige Erholung fand er im Hause Gottes und in der Musik, namentlich im Violinspiele.

Gewiß ein außerordentlicher junger Mann, zumal in jener Zeit, welche in Bezug auf Verwilderung und Verdorbenheit der Sitten mit der unsrigen allermindestens die Vergleichung aushält! Und Niemand wird sich wundern, daß in einer so gestählten und in Gott gefestigten Seele der ernste Gedanke sich erhob, unter Verzicht auf alle irdischen Bande und Freuden sich ganz und ausschließlich dem Dienste Gottes als Priester und Mönch zu weihen. Allein Morus war, so sehr er über seine ganze Umgebung geistig hervorragte, doch so demüthiger Gesinnung und so katholischer Anschauung, daß er einen derartigen Entschluß nicht zu fassen wagte ohne den maßgebenden Beirath eines erfahrenen und tugendhaften Priesters.

Sein damaliger Beichtvater war der Dekan John Colet, früher sein Lehrer auf der Hochschule zu Oxford. Dieser Mann hatte an sich selbst erfahren und durchgemacht, welch' schwere Leistungen und Opfer das priesterliche Amt auferlegen kann: er kannte genau die Gemüthsanlagen und die, wenn auch in noch so strengem Zügel gehaltenen Neigungen und vielleicht Leidenschaften seines Zöglings, und so weit man nach der Natur dieses Verhältnisses überhaupt etwas davon wissen und reden

kann, scheint er mit Entschiedenheit abgerathen zu haben. Dieser Kampf war für Morus um so schwerer, als sein Freund, William Lilly, denselben theilte. Beide wollten als Franciscaner der Welt entsagen, und Beide gaben nach langem Beten und Ringen ihren Vorsatz wieder auf; Lilly wurde in der Folge erster Lehrer an der berühmten, von Dekan Colet gegründeten St. Pauls-Schule, und Morus wandte sich der praktischen Ausübung des juristischen Berufes zu, hiemit seines Vaters heißesten Wunsch erfüllend.

Ungefähr um das Jahr 1508 schloß er mit seiner langen Zurückgezogenheit, mit seinem Klosterversuch und mit seinen Priesterthumsidealen ab. Als die letzte Frucht seines Aufenthalts in der Karthause dürfen wir eine literarische Arbeit betrachten, nämlich die aus dem Lateinischen in's Englische übersetzte Lebensgeschichte des im Jahr 1474 zu Florenz verstorbenen, um seiner Gelehrsamkeit, seiner Tugenden und seiner religions-philosophischen Werke willen damals hochberühmten Grafen Pico di Mirandola. Schon damals zeichnete sich nämlich Morus, abgesehen von seiner vielseitigen Bildung, auch durch seine geschmackvolle, sorgfältige und musterhafte Handhabung der damals noch wenig ausgebildeten Muttersprache aus: ein Vorzug, durch welchen er sich eine bleibende und ehrenvolle Stellung in der englischen Literaturgeschichte, namentlich in der Geschichte der englischen Prosa gesichert hat.

Ehe sich Morus dem alltäglichen Berufsleben zuwandte, machte er eine kleine Reise nach Frankreich und den Niederlanden. Er hat daran sehr wohl gethan: denn bis zum Ende seines Lebens waren ihm nur wenig ruhige Tage mehr beschieden. Uebrigens widmete er auch diese wenigen Wochen oder Monate keineswegs bloß der Erholung oder dem Genusse: er besuchte vielmehr die Hochschulen zu Löwen und Paris, machte sich mit ihren Einrichtungen bekannt, hörte die Vorträge ihrer bedeutenderen Lehrer an, vervollkommnete sich in Kenntniß und Uebung der französischen Sprache, und kehrte dann in sein

Vaterland zurück, mit dem Entschluß, möglichst bald sich ein häusliches Familienleben zu begründen, welches zu entbehren er sich trotz aller Geistigkeit und aller geistlichen Uebungen unfähig fühlte.

## II.

### Verhältniß zu Erasmus. Familienleben.

Thomas Morus im Alter von 27 oder 28 Jahren war eine Erscheinung, beinahe einzig in ihrer Art für jene Zeit. Ausgestattet mit dem vollen Inhalte der ganzen humanistischen Bildung und nicht minder erfüllt von dem gesammten christlichen Wissen des Mittelalters, vorurtheilslos bis zu den kühnsten republikanischen Ideen und dennoch mit dem gläubigen Sinn eines Kindes der Kirche und ihrer Autorität ergeben, gesund wie ein junger Löwe, und sittenrein wie ein angehender Heiliger, war er gleichzeitig schon in diesen jungen Jahren ein Mann von europäischer Berühmtheit. Zu diesem letzteren Umstande trug übrigens einen nicht geringen Theil bei seine Bekanntschaft und Freundschaft mit dem großen Gelehrten Erasmus von Rotterdam, ohne Zweifel einem der hervorragendsten Geister jener Zeit, mag er auch, wie wir Alle, in seinem Leben und Streben Mancherlei zu wünschen übrig lassen.

Dreizehn oder vierzehn Jahre älter als Morus, war Erasmus in seiner Eigenschaft als Priester, Gelehrter und Schriftsteller mit allen Eigenschaften ausgestattet, um auf den jugendlich hochstrebenden Engländer einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorzubringen. Man darf es deßhalb als einen ganz besonderen Beweis für die Lauterkeit und Vortrefflichkeit von Morus' Natur betrachten, daß er sich von dem älteren Freund nie zu erheblichen Verirrungen hinreißen ließ, daß namentlich seine kirchliche Gesinnung und Haltung auch zu derjenigen Zeit nicht im Mindesten wechselte oder wankte, wo Erasmus die

größten Vorwürfe wegen Zweideutigkeit und Lauheit zu erfahren hatte. Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Frage zu untersuchen oder auch nur zu berühren, ob und bis zu welchem Grade etwa dem Erasmus im heißen Geisteskampfe jener Tage Unrecht geschehen ist: sind doch nicht Alle zum Kampfe gleich berufen oder überhaupt berufen! Gewiß ist, und dieß allein berührt mich hier, daß die Freundschaft mit Erasmus weder in Bezug auf kirchliche Gläubigkeit, noch in Bezug auf Sitte und Wandel einen nachtheiligen Einfluß auf Morus ausgeübt hat.

Die beiden hochbedeutenden Männer lernten sich wahrscheinlich kurz nach Morus' Abgang von der Hochschule zu Oxford zum ersten Male kennen. Erasmus war dreimal in England: vom Jahr 1498 auf 1499, sodann von 1505 auf 1506, und endlich von 1509 bis 1515. Man darf es auch jetzt noch nacherzählen, weil es weder als wahr noch als unwahr nachgewiesen ist, wie die zwei Freunde sich sollen kennen gelernt haben. Montjoie, ein Zögling des Erasmus, auf dessen besondere Einladung er den englischen Boden erstmals betreten hatte, begleitete den Gelehrten und wußte es so einzuleiten, daß Erasmus mit Morus an der Tafel des Lord Mayors in London zusammentraf, ohne daß sie sich vorgestellt waren. Bei Tisch entstand ein Gespräch und Wortgefecht über irgend welche gelehrte Spitzfindigkeit, wobei Erasmus sich in schalkhafter Eitelkeit bemüht habe, sophistisch die Unwahrheit zu vertheidigen. Dabei sei ihm nun ein jugendlicher Gegner mit solchem Ungestüm und solchem Wahrheitszorn, zugleich aber mit solchem Reichthum gründlicher Kenntnisse entgegengetreten, daß Erasmus plötzlich, den Gegenstand des Streites verlassend, ausgerufen habe: „**Aut tu es Morus, aut nullus!**" (Morus oder Niemand!), worauf dieser, rasch besonnen und witziger, entgegnet habe: „**Aut tu es Erasmus, aut diabolus!**" (Erasmus oder der Teufel!)

Die Wirksamkeit des Erasmus litt an dem Grundfehler, daß er die positiven, geoffenbarten Grundlagen aller Wahrheit,

ohne sie zu bezweifeln oder gar zu verläugnen, doch zu wenig betonte und in den Vordergrund stellte, dagegen der rein menschlichen und insbesondere der eigenthümlich humanistischen Gelehrsamkeit jenes Jahrhunderts mit der bekannten Schwäche huldigte, mit welcher auch wir übrige Menschenkinder stets dasjenige zu bevorzugen pflegen, worin wir am geschicktesten sind oder zu sein glauben. Erasmus hatte dabei namentlich das wahrhaft große Verdienst, eine Wahrheit zu immer allgemeinerem Bewußtsein gebracht zu haben, welche jetzt gar Niemand mehr anzuzweifeln wagt, während sie damals ihrem Vorkämpfer noch große Anfechtung, ja grimmigen Haß eintrug: ich meine den wahren Werth und die entscheidende Bedeutung der Kenntniß griechischer Sprache und Literatur für das Studium der Theologie; und Erasmus hat in Vertheidigung dieser Wahrheit der katholischen Kirche in der That einen Dienst geleistet, der nach meiner Ansicht Alles aufwiegt, was man im Uebrigen an seiner Haltung mit oder ohne Grund ausgesetzt hat. Denn wie, frage ich, wäre die erfolgreiche Bekämpfung des die Geister der germanischen Völker leider mit so ungeheurer Gewalt ergreifenden Protestantismus möglich gewesen ohne die Kenntniß des griechischen Urtextes heiliger Schriften und ohne das Verständniß der in derselben Sprache schreibenden Kirchenväter, ohne eine quellenmäßige Einsicht in diejenigen Abschnitte der Kirchengeschichte, die in der griechischen Welt gelebt haben und deren Urkunden in griechischer Sprache auf uns gekommen sind?

Es war dem geistreichen Erasmus ein Leichtes, in dieser großen Frage der Zeit an Thomas Morus einen nicht nur aus voller Ueberzeugung zustimmenden, sondern sogar einen begeisterten Anhänger zu gewinnen: und Morus mißbilligte es nicht, daß zur Bekämpfung der entgegenstehenden Trägheit und Unwissenheit die Geißel der Ironie und selbst der bitteren Satire gewaltig geschwungen werde, sogar wenn kirchliche Orden oder einzelne Mönche die Gegner waren. Morus fand im

Gegentheil an diesem Gedanken um so größere Freude, als er, jung und übersprudelnd von Lebenslust, selbst eine so reiche Ader des Witzes besaß und in seiner arglosen, tiefen Frömmigkeit gar nicht auf den Gedanken kam, daß ihm oder seinem Freunde eine unkirchliche Gesinnung oder gar die Verhöhnung des Heiligen auch nur als eine Möglichkeit der Gedanken zur Last gelegt werden könne. Wußte er sich doch im Bund mit einem Priester der katholischen Kirche, der in ganz Europa berühmt und wenigstens damals wegen seiner kirchlichen Richtung noch unangefochten war. Zudem konnte sich Erasmus auch der innigen Freundschaft mit jenen drei Männern rühmen, Linacre, Grocyn und Lilly, welche Morus als ebenso fromm wie gelehrt kennen gelernt hatte: kurz, man kann es vollständig begreifen und muß es nach jeder Richtung hin entschuldigen, wenn der gläubige und grundgelehrte junge Mann mit bestem Wissen und Gewissen auf die Plane seines hochberühmten Freundes einging; ob dabei jede Spur eines Einflusses menschlicher Eitelkeit auf das Freundschaftsband mit dem ersten Gelehrten der Zeit — bewußt oder unbewußt — ausgeschlossen blieb, das weiß nur Einer, dem ich in seinem Urtheil nicht vorgreifen darf.

Gewiß ist, daß Erasmus unserem englischen Helden in seinen redseligen Professors-Briefen eine Anerkennung und Bewunderung widmet, die weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgeht. Und in der That war Erasmus, wenn er auch gern und oft die Maske des Spötters vor sein Angesicht band, im Grunde des Herzens edel genug, um einen Mann wie Morus, mit ebenso viel Gelehrsamkeit als reiner Tugend ausgestattet, in seinem wahren Werthe zu schätzen.

Damit will ich aber keineswegs behauptet haben, daß in diese Gelehrten-Freundschaft sich nicht manche Dinge von mehr irdischer Natur eingemischt hätten. Bei seiner dreimaligen Anwesenheit in England benutzte Erasmus ausgiebig die Gastfreundschaft des Hauses zu Chelsea, und da er Pfründen, sowie mancherlei sonstige Geld- und Geschäfts-Angelegenheiten in

England hatte, so bot sich ihm in der Person seines hoch angesehenen Freundes ein ebenso williger wie vorzüglicher Vermittler dar.

Andererseits ist in dem Verhalten des Gelehrten von Rotterdam gegenüber unserem Morus der Grundzug nicht zu verkennen, daß eine leise, gelehrte Koketterie und Ironie den ganzen Mann und alle seine Beziehungen zur Außenwelt beherrscht. Seine Freundschafts-Versicherungen und Verherrlichungen sind offenbar bis zu einem gewissen Grade ciceronianische Redensarten, wie denn auch Cicero sie mit der nämlichen Gewandtheit einem Cäsar wie einem Pompejus gegenüber handhabt. Diesem Erasmus that es wohl, mit dem berühmtesten, verehrtesten und zugleich nahezu gelehrtesten Manne Englands in so inniger Beziehung zu stehen: das diente nicht nur der Aufklärung und gelehrten Bildung, sondern auch der Folie des eigenen Ruhmes, den der gelehrte Mann keineswegs allzu gering anschlug.

Von reinerem Golde allerdings war die Freundschaft eines Mannes wie Morus. Trotz aller Neigung zur Ironie Enthusiast in allen Dingen, war Morus mit der ganzen Energie seiner kreuzbraven Natur Bewunderer und Verehrer des priesterlichen Gastes, der ihm an so eigentlich exacter Gelehrsamkeit unstreitig weit überlegen war. Als daher Erasmus jene geistvolle aber kühne Satire gegen alle Stände und Richtungen des menschlichen Lebens, das Priesterthum und Mönchthum am allerwenigsten ausgenommen, sein „Lob der Narrheit", vielleicht gerade unter dem gastlichen Dache zu Chelsea vollendet hatte, da nahm Morus keinen Anstand, die Zueignung des Werkes anzunehmen, obgleich vorauszusehen war, daß diese Rose der Berühmtheit nicht ohne stechende Dornen literarischer Kämpfe werde bleiben können.

Trotz alledem, und obgleich Morus durch seine Freundschaft mit Erasmus den europäischen Ruf eines Wiederherstellers der altclassischen Gelehrsamkeit in England sich erworben hatte, blieb das innere Wesen des großen Engländers unberührt von

der mehr oberflächlichen Gedankenwelt des priesterlichen Philologen. Ich will es nicht ergründen, ob Morus es war, durch dessen unablässigen Zuspruch sich Erasmus endlich zum offenen Auftreten gegen Luther und dessen Anhang bestimmen ließ; ich will auch nicht zu entscheiden suchen, ob gegenüber den außerordentlichen Leistungen, welche Morus mit seinen Töchtern erzielte, Erasmus aufrichtig oder nur aus freundschaftlicher Galanterie seine Opposition gegen die weibliche Gleichberechtigung auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiet eingestellt hat.

Sicher ist dagegen soviel, daß Erasmus von jeher mit einer an die Grenze der Frivolität streifenden, jedenfalls aber auf dem Gebiete großer Ehrlichkeit sich bewegenden Naivetät seine eigene Fähigkeit zum Martyrium spöttelnd verneint hat, während Morus, über solche Dinge kaum jemals redend, durch die leuchtende That bewiesen hat, wie die Glorie ewiger Herrlichkeit auch durch die dicksten Kerkermauern hineinstrahlt in die Zelle des Gefangenen und mit überirdischem Lichte das Schaffot verklärt, bis es allen Glanz der Paläste in trauriger Armseligkeit hinter sich läßt. Und *hier* ist der Punkt, wo die Markscheide liegt zwischen dem innersten Leben beider Männer.

Wenn somit anerkannt werden muß, daß die Gemeinschaft zwischen Morus und Erasmus sich auf die Wissenschaft bezog, nicht auf den *Charakter*, noch weniger auf das *religiöse Leben*, so ist andererseits nicht wohl zu läugnen, daß dieser wissenschaftliche Verkehr, wenn auch in späteren Jahren sehr unterbrochen durch More's amtliche Geschäfte und Stellung bei Hof, doch in früherer Zeit sehr weit ging und in seiner Art durchaus nicht ohne Wirkung blieb. Nur aus diesem Verhältniß läßt sich, so scheint es wenigstens mir, die ernste und eingehende Beschäftigung More's mit dem griechischen Spötter *Lucianus* begreifen und erklären. Ich persönlich bin mir so wenig eines Vorurtheils *gegen* Lucianus bewußt, daß ich mir sogar in mehreren meiner Schriften seinen Namen angeeignet

habe, ohne deßhalb bis auf den heutigen Tag in den Fall eines Gewissensscrupels gekommen zu sein. Gleichwohl erscheint es sonderbar, einen Mann von der streng ascetischen und tief mystischen Richtung unseres Morus mit eigentlicher Vorliebe versenkt zu sehen in das Studium eines Schriftstellers, der bei all' seiner Wahrheitsliebe, bei all' seiner entschiedenen Bekämpfung jeder überspannten, betrügerischen oder verstandlosen Richtung in geistigen Dingen gleichwohl ein ganz entschiedener Gegner des unter Kaiser Hadrian und dessen nächsten Nachfolgern mächtig emporblühenden Christenthums war und blieb, ohne daß er sich auch nur die Mühe gegeben zu haben scheint, den neuen Gegner der damaligen Staats- und Gesellschafts-Verfassung auf das Maß seiner Kräfte und auf die Wahrheit seiner Lehre zu prüfen.

Genug, Morus lernte die bezaubernden Gespräche des Lucianus nicht nur kennen, was schon damals für jeden gründlichen Philologen ebenso nothwendig war, wie es heute der Fall ist: er ging weiter und übersetzte drei lucianische Gespräche in die Sprache der Gebildeten seiner Zeit, d. h. in die lateinische. Es sind dieß „der Cyniker", „Menippus oder die Todten-Weissagung" und „der Lügenfreund". Es läßt sich nicht läugnen, daß diese drei philosophischen Abhandlungen in Gesprächform zu denjenigen Werken Lucians gehören, welche möglichst wenig des Anstößigen, möglichst viel des Lobenswerthen bieten: sie sind gegen Aberglauben, Zauberei, philosophische Sophisterei und dergleichen Unfug gerichtet, und wie der Inhalt im Allgemeinen Billigung verdient, so leistet der Uebersetzer, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, durch ausgezeichnete Kenntniß der griechischen, wie durch vollendete Beherrschung der römischen Sprache Ausgezeichnetes in seiner Art. Bezeichnend ist übrigens für seine damalige freiere Richtung in religiösen Dingen die Bemerkung, welche Morus in seiner Zueignungsschrift an den Geheimsecretär König Heinrichs VII. macht: „Es gibt Menschen, die beinahe keine Lebens-

geschichte eines heiligen Martyrers oder einer heiligen Jungfrau übrig gelassen haben, ohne sie durch irgend eine lügenhafte Erdichtung zu entstellen; gerade als ob die Wahrheit in sich selbst nicht Kraft genug hätte, wenn man ihr nicht die Stützbalken der Lüge unterstellen würde.“ Also mit voller Entschiedenheit und Aufrichtigkeit nimmt er den Heiden Lucianus für sich in Anspruch gegen die Uebertreiber des Legendenwesens.

Welch' großen und unzweifelhaften Geschmacksverirrungen übrigens in jenem „Zeitalter der wieder erwachenden Wissenschaften“ selbst die hervorragendsten Geister ausgesetzt blieben, das sehen wir recht deutlich an einer andern Beschäftigung, welche Morus dem Lucianus widmete. Zur Zeit dieses großen Denkers war bekanntlich sowohl in der Weltstadt Rom, als in dem ganzen von Rom beherrschten Weltreiche jedes politische Leben erstorben und verdorben: die Imperatoren und ihre Prätorianer regierten die Erde, und die Masse der Menschen kroch, wenigstens im öffentlichen Leben und Treiben, armselig am Boden, als ein von Willkür zertretenes, elendes Gewürme. Unter diesen Umständen war natürlich an die Pflege einer volksthümlichen oder sonst praktischen Beredtsamkeit gar nicht zu denken, und die natürliche Sehnsucht der Menschen nach dieser schönen, aber des traurigsten Mißbrauchs so leicht empfänglichen Kunst flüchtete sich in die Studirstuben der Professoren, welche man, soweit sie die Redekunst lehrten, Rhetoren nannte. Diese Männer, unbewußt unter dem Einfluß ihrer stets rascher sinkenden Zeit stehend, gefielen sich und ihren Schülern ganz besonders durch Ausarbeitung sogenannter Declamationen oder Musterreden, in welchen der höchste Gipfel der Meisterschaft darin gesucht wurde, wenn es dem Declamator gelang, eine recht spitzfindige, frivole oder geradezu faule Behauptung oder Sache mittelst aller möglichen Kniffe, Kunstgriffe und Verdrehungen anscheinend erfolgreich zu vertheidigen. Auch Lucianus gab sich mit dieser trostlosen Kunst ab, und unter den desfallsigen, auf

uns gekommenen Arbeiten reizte nicht nur den zu Tüfteleien ohnehin geneigten Erasmus, sondern auch den während seines ganzen Lebens mehr oder minder von republikanischen Ideen angeflogenen Morus ein meines Erachtens trauriges Machwerk unter dem Titel „der Tyrannenmörder“.

Der Gegenstand ist folgender:

Ein Mensch geht in die Burg des „Tyrannen“, d. h. des Machthabers in irgend einer kleineren griechischen Stadt, der dem noch elenderen bürgermeisteramtlichen Regiment ein Ende gemacht hatte. Der Tyrann soll gemordet werden, aber durch unglückliches Versehen bläst der Tyrannenmörder dem ihm begegnenden Sohne des Herrschers das Lebenslicht aus. Der Tyrann selbst ermordet sich mit demselben Schwerte, welches der Verbrecher in des Sohnes Leib zurückgelassen. Der Attentäter begehrt nun, obgleich nicht er den Tyrannenmörder unmittelbar aus dem Leben geschafft hat, dennoch den für jeden „Tyannenmörder“ ausgesetzten Preis. Ich hoffe, daß Leser und Leserin mit mir klar einsehen, wie unendlich lächerlich und gänzlich inhaltlos ein solches Machwerk unter dem Despotismus der römischen Kaiser war. Allein es ist bezeichnend für den wilden und blutdürstigen Geist des sechszehnten Jahrhunderts, daß sich selbst bedeutende und hochgebildete Männer mit Vorliebe solchen Abgeschmacktheiten zuwandten. Ein Jahrhundert, in welchem alle, auch die verhältnißmäßig besten Herrscher mordeten, ohne die Sache als besonders schlimm anzusehen, wenn sie nur ihren Zwecken diente, konnte recht wohl auch die Einzelheiten und Einzelfragen des „Tyrannenmordes“ nach antikem Vorbild wissenschaftlich erörtern. Genug: sowohl Erasmus als unser Morus verschwendeten in fast unbegreiflichem Wetteifer Geist, Mühe und Zeit an die Uebersetzung des lucianischen Werkes, wobei natürlich ein Hauptabsehen darauf gerichtet war, daß Jeder von Beiden die altclassische Schönheit und durchsichtige Klarheit seiner Latinität wetteifernd an den Tag bringe. Und das war in der That das einzig Interessante bei der Sache:

es waren zwei Meister ersten Ranges im Lateinischen zu freundschaftlichem Wettkampf hinter einander gerathen.

Wären sie doch endlich damit zufrieden gewesen! Allein sie waren es nicht, sondern nun sollte Jeder von Beiden auch noch eine Entgegnung eigener Arbeit auf die lucianische Declamation abfassen, zur Uebung sowohl im Latein, als auch in der Beredtsamkeit. Erasmus hatte ohnedieß allerlei Züge zu dem Bilde eines Sophisten an sich, und der gute Morus ließ sich leicht weiß machen, dieß seien vortreffliche Mittel der Vorbereitung für seinen künftigen Beruf als Rechtsgelehrter und als Mann des öffentlichen, angeblich freien, britischen Staatslebens überhaupt. Es war im Jahr 1506, als die beiden Männer sich diesem unfruchtbaren Treiben hingaben. Zu ihrer Ehre muß man ihnen nachsagen, daß sie, in strengster Unabhängigkeit von einander arbeitend, dennoch zu dem nämlichen Ergebniß gelangen. Beide sprechen dem Mörder eines Unschuldigen den Preis ab, welcher für die Ermordung des Vaters ausgesetzt war, obgleich das letztere Verbrechen mittelbar auch den Tod des Machthabers zur Folge gehabt hat. Man sollte in der That nicht meinen, daß Gehirn und Scharfsinn von Männern, wie unsere Beiden, auf eine unwürdigere Weise beschäftigt werden könne, als es hier geschehen ist.

Praktisch merkwürdiger ist der Umstand, daß Erasmus während seiner ersten Anwesenheit in England dem damals achtjährigen Kronprinzen, späteren König Heinrich VIII., gerade durch Thomas Morus vorgestellt wurde, während sein letzter, zugleich auch längster Aufenthalt auf der britischen Insel zunächst durch die Thronbesteigung desselben Monarchen veranlaßt ward. Allein auch nach seiner endgiltigen Rückkehr auf das Festland und als More's Lebensschicksal eine so traurige Wendung nahm, blieb Erasmus dem Freunde, an dessen erhabener und heldenmüthiger Tugend er bewundernd hinaufschaute, ohne eine Nachfolge auch nur als möglich zu betrachten, in warmer Treue ergeben, die in seinen Briefen einen schönen und für

Beide ehrenvollen, wenn auch hie und da nach erasmischer Art einen etwas rhetorischen Ausdruck gefunden hat.

Es steht keineswegs mit Bestimmtheit fest, ob More's mehrjähriges zurückgezogenes und beschauliches Leben bei den Karthäusern vor oder nach seiner kurzen parlamentarischen Laufbahn zu setzen ist. Mir scheint, im Widerspruch allerdings mit manchen englischen Forschern, aber in Uebereinstimmung mit dem wohl durch keinen Engländer übertroffenen Deutschen Rudhart, die Opposition, in Folge welcher der König Heinrich VII. von Morus als von einem „bartlosen Buben" sprach, eine sehr geeignete Veranlassung zur Zurückgezogenheit, während ich bei der entgegengesetzten Annahme mit den längeren Rechtsstudien unseres Morus in Zusammenstoß komme, wogegen sich so, wie ich die Sache der Zeitfolge nach zusammengestellt habe, Alles in passender Ordnung und mit gutem, vernünftigem Zusammenhang an einander zu schließen scheint.

Hiernach würde der erstmalige Umgang mit Erasmus in die Zeit von More's Universitätsstudium zu Oxford, der zweite, etwas längere Aufenthalt des Gelehrten von Rotterdam aber gerade in die Zeit seines Verweilens bei den Karthäusern fallen: erst beim dritten Gang nach England, welcher die Zeit von 1509 bis 1515 ausfüllt, hätte Erasmus seinen Freund im häuslichen Kreise gesehen, und jedenfalls erst gegen Ende dieser Periode die Reize von Chelsea und den Humor der Frau Alice kennen gelernt. Erst während dieses dritten Zeitabschnittes nahm Erasmus in England eine öffentliche Stellung als Professor der Theologie und der alten Sprachen ein; aber sein unruhiger Wandersinn, seine Liebe zur Unabhängigkeit und wohl auch eine Ahnung von den über England sich zusammenziehenden Stürmen ließ ihn schon im Jahre 1516 einem Rufe Kaiser Karls V. nach Brüssel folgen, so daß er weder den höchsten Ruhmesglanz, noch den Sturz und heldenmüthigen Tod des edelsten seiner vielen Freunde als Augenzeuge erlebt hat.

Dieser aber wandte sich, nachdem er das Klosterleben ver-

lassen und die Welt noch ein wenig angesehen hatte, einem streng sittlichen Berufs- und Arbeits-Leben, sowie einem rein christlichen Familien-Leben zu; in dem letzteren müssen wir ihn gleich jetzt uns zu vergegenwärtigen suchen, weil uns späterhin gar leicht Zeit und Gelegenheit mangeln könnte.

Vom Zauber reinster, schönster Poesie umflossen, und verklärt durch die himmlische Glorie höchster Sittlichkeit und christlicher Frömmigkeit, so stellt sich unsern Augen More's Familienleben dar. Und diese Wahrheit ist um so erhebender und bewunderungswürdiger, als dieser Mann, welchen einzig und allein die unüberwindliche Sehnsucht nach den Freuden und Banden des Hauses vom priesterlichen Amte fern gehalten hatte, auf eine fast drollig prosaische und mit Rücksicht auf das zu hoffende Lebensglück wirklich gefahrvolle Weise in die beiden Ehen trat, die er durch seine hohe Tugend und durch seinen herrlichen Geist zu Musterbildern christlicher Häuslichkeit erheben sollte.

Gleich nach seiner Rückkehr vom Festland und zum juristischen Berufsleben als Anwalt sah Thomas Morus sich nach einer Lebensgefährtin um. Schon damals geizig mit der Zeit und durch kein zartes Band irgendwie verpflichtet, musterte er den engen Kreis seiner vertrauteren Freunde. Unter diesen war ein gewisser John Colte, ein Landedelmann zu Newhall in der Grafschaft Essex, Vater von drei heirathsfähigen und wenig begüterten Töchtern. Die zweite derselben gewann des jungen Mannes Herz, und mit gutem Grund; denn sie war die schönste an Gestalt und die liebenswürdigste durch ihr ganzes Wesen. Aber, dachte Morus, welches werden die Empfindungen der älteren Schwester sein, wenn sie die jüngere sich also vorgezogen sieht! Und er ging hin und freite um die ältere, heirathete sie und war glücklich mit ihr.

Es ist dieß abermals einer jener zahlreichen Charakterzüge, bei welchen ich es durchaus nicht wagen darf, meinen Lesern predigend zuzurufen: Gehet hin und thut deßgleichen! Denn

ich glaube bestimmt zu wissen, daß ich selbst im gleichen Fall nicht deßgleichen gethan haben würde, und ich bin im Allgemeinen der Ansicht, daß unter den Elementen, welche die Ehe verschönern und heiligen, die Gefühle des Herzens und jene leidenschaftliche Neigung, welche man Liebe nennt, eine hervorragende Stelle einzunehmen bestimmt sind. Nichtsdestoweniger stehe ich mit staunender Bewunderung vor dem Bilde eines gleichzeitig so poetischen jungen Mannes, der in einem solchen Falle handelt, wie Thomas Morus, ohne im Geringsten um das Glück seines Lebens besorgt zu sein. In der That hatte bei ihm alles Glück die tiefste und die höchste Grundlage, weil er von frühen Jugendjahren an Alles auf Gott bezog und in ihm die Quelle aller seiner Lebensfreuden suchte und fand.

More's Frau war um mehrere Jahre jünger, als er; diesen Umstand benützte er, um ihren Geist, Sinn und Charakter nach seinem Ideale zu entwickeln und auszubilden. Er hatte die, meines unmaßgeblichen Erachtens unrichtige Ansicht, daß in Bezug auf Lernen, Erkennen und Wissen zwischen den beiden Geschlechtern ein wesentlicher Unterschied nicht bestehe, und so mußte denn das gute Weibchen gar viel studiren und musiciren, vielleicht etwas mehr, als neben den Pflichten und Sorgen des häuslichen Lebens gut und gesund war.

Dem jungen Ehepaar ward reichlicher Kindersegen bescheert; und mit um so größerer Freude konnten die neuen Ankömmlinge empfangen werden, als das Einkommen des talentvollen und gesuchten Rechtsgelehrten sich bald auf etwa 5000 Pfund Sterling belief, was für jene Zeit eine ungeheure Summe war, da es, ohne Rücksicht auf den so tief gesunkenen Geldwerth, nach heutiger Berechnung mindestens 100,000 Mark beträgt, also nach wirklichem Kaufwerth damals allerwenigstens das Vierfache betrug. Drei Töchter und ein Sohn, alle gesund, frisch und hoffnungsvoll, beglückten nach Ablauf von sechs Jahren die noch jugendlichen Eltern.

Da traf Gottes Hand diese christliche Familie mit einem

schweren Schlag: die Gattin mußte den Mann, die Mutter ihre Kinder verlassen: sie starb im sechsten Jahre ihrer Ehe.

Mit achtungsvollem Schweigen lasset uns vorübergehen an der Stätte so tiefen Wehes und so herben Schmerzes.

Das Leben machte seine harten Rechte mit unbarmherziger Strenge geltend; der anstrengende, fast den ganzen Tag in Anspruch nehmende Beruf mußte erfüllt, und zugleich mußten die kleinen Kinder zu Hause versorgt und erzogen werden. Morus sah sich genöthigt, im zweiten Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin ein zweites Ehebündniß einzugehen. Auch bei diesem Anlaß ging es recht charakteristisch zu.

Alice Middleton, eine Wittwe, ebensowenig schön als liebenswürdig, zugleich sieben volle Jahre älter als Morus, war der Gegenstand seiner Wahl. Ein Freund, der uns nicht genannt wird, hatte den wegen seiner unermüdlichen Gefälligkeit vielgeplagten Morus gebeten, für ihn um die Hand der gestrengen Wittwe zu werben. Der Abgesandte nahm einen runden Korb in Empfang, dessen Ueberreichung jedoch versüßt ward durch die vertrauliche Andeutung, die Sache würde vielleicht besser gegangen sein, wenn er *für sich selbst* geworben hätte. More richtete natürlich seinem Auftraggeber Alles pflichtgemäß aus und erhielt vollkommen freie Hand. Von Neuem erschien er bei der Wittwe und erhielt sofort ihre Zusage. So kam er in die Lage, durch eine Art Xantippe ein christlicher Sokrates zu sein. Vor Allem hatte er durch seine Wahl den untrüglichen Beweis geliefert, daß ihm alle die verwerflichen, zweideutigen oder auch nur selbstsüchtigen Beweggründe, aus welchen Wittwer abermals zu heirathen pflegen, gänzlich fremd waren. Denn Alice war weder reich, noch schön, noch liebenswürdig oder auch nur angenehm. Dagegen stand sie im Ruf eines heftigen, eigensinnigen, mürrischen und zänkischen Wesens, welche Eigenschaften sie auch ihrem neuen Gemahl gegenüber in ziemlich hohem Grade zur Geltung gebracht zu haben scheint. Es ward ihr hiezu um desto mehr Veranlassung geboten, da Morus, ganz

erfüllt von dem Ideal der Heiligkeit und gleichzeitig immer mehr in den Strudel der höchsten Staatsangelegenheiten hineingezogen, in einer geistigen Welt lebte, die seiner kreuzbraven, aber grund-prosaischen Hausfrau im höchsten Grade fremd blieb, ja ihr sogar langweilig und lächerlich vorkam.

Uebrigens war Alice, trotz der Schattenseiten ihres Wesens und Benehmens, nicht nur eine wachsame, auf Alles bedachte, thätige und vortreffliche Hausfrau, sondern sie hatte auch, trotz alles Scheltens und Keifens, das Herz auf dem rechten Fleck. Denn nicht nur von ihrem eigenen Mann, sondern auch von andern Seiten, von verwandten und nichtverwandten Personen wird ihr das einstimmige Zeugniß gegeben, daß sie ihren Stief-kindern zwar eine etwas strenge und ernste, aber eine aus-schließlich für sie besorgte, ganz der Erfüllung ihrer häus-lichen Pflichten hingegebene, und was die Hauptsache ist, eine wirklich liebevolle Mutter war. Das kann nur eine Frau leisten, deren innerstes Gemüth von Tugend und Frömmigkeit erfüllt ist.

Und daß Alice Middleton ihrem Morus auch etwas zu Gefallen thun konnte, hat sie gleichfalls bewiesen. Er hat es allerdings reichlich um sie verdient durch eine unzerstörbare Ge-duld ohne Grenzen, die nur aufzubringen war durch eine für ihn recht charakteristische Vereinigung stoischer Lebensweisheit und christlicher Selbstverläugnung. Allein wenn wir lesen, daß seine Alice ihm zu Liebe in ihren nicht mehr jugendlichen Jahren unter Anderem Geigenspielen lernte, so müssen wir doch vor einer solchen Gefälligkeit alle Achtung haben.

Kinder entsproßten dieser zweiten Ehe nicht, aber desto mehr und Außerordentliches wurde geleistet für das Glück und die allseitige Ausbildung der Abkömmlinge aus dem ersten Ehe-bund. Bis zum Tode seiner ersten Frau hatte Morus in Lon-don gelebt; die Wohlthaten der Landluft waren der Mutter seiner Kinder und diesen selbst nur in höchst beschränktem Maße, wenn überhaupt, zu Theil geworden. Jetzt setzte der rasch zu-

nehmende Wohlstand des Hauses unsern Familienvater in den Stand, sich und den Seinigen ein eigenes Heim zu gründen, welchem er den Stempel seines großen und edlen Geistes in solchem Grade und mit solcher Eigenthümlichkeit aufgeprägt hat, daß kein Lehrbuch der englischen, ja keines der allgemeinen Geschichte mit Stillschweigen vorübergehen kann an dem christkatholischen Hause der Familie More zu Chelsea.

Da, wo jetzt die Beaufort-Straße mitten in London liegt, befand sich vor dreihundert Jahren, etwa drei englische Meilen von dem Getümmel der Hauptstadt entfernt, das Dörfchen Chelsea. Hier athmete Alles ländliche Stille und Ruhe; die Landschaft war lieblich, und der in nächster Nähe vorüberrauschende Themsestrom vermittelte die rascheste Verbindung mit dem Herzen und dem Geschäftsleben der Stadt. Hier kaufte sich Morus ein bescheidenes Haus nebst hinreichendem Garten- und Ackerland und fuhr nun jeden Morgen in eigenem, von den kräftigen Armen seiner treu ergebenen Dienstleute beflügelten Ruderbote nach London hinab, um gegen Abend nach beendigten Geschäften in gleicher Weise zurückzukehren: erst seine spätere Stellung am Hofe des Königs hielt ihn Wochen und Monate lang von seiner traulichen Heimath fern.

Am entlegensten Ende seines Gartens legte Morus seinen „Neubau" an, bestehend aus Kapelle, Gallerie und den nöthigen Räumlichkeiten für Studium und Bibliothek; hier widmete er sich der Andacht, den Wissenschaften, der schriftstellerischen Thätigkeit; hier empfing er am liebsten die zahlreichen Gäste, welche sein Haus aufsuchten, und welchen er in dieser glücklichen Periode seines Lebens, als junger, gesunder, berühmter und äußerst wohlhabender Mann, eine Gastfreundlichkeit zu widmen vermochte, die jedenfalls Unruhe genug in sein Haus brachte und ohne Zweifel Alicens üblem Humor mancherlei Nahrung zuführte, ob welcher Eigenthümlichkeit ich sie am allerwenigsten tadeln möchte.

Allein weder die Freuden des Hauses, noch die Zerstreuun-

gen der Gesellschaft, noch die Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen vermochten den tief religiös gesinnten Mann jemals abzuhalten von dem, was ihm seit seiner ernsten und arbeitsvollen Jugendzeit ununterbrochen das Theuerste und Heiligste geblieben war, — ich meine die ernsten und unausgesetzten Uebungen der Frömmigkeit im Geiste jenes Jahrhunderts. — Von jeher an frühes Aufstehen gewöhnt, versammelte Morus, wenn immer thunlich, jeden Morgen und nicht minder jeden Abend seine Familienmitglieder und Dienstleute in der Hauskapelle, um gemeinsam mit ihnen Gebete zu verrichten, die er zum Theil selbst verfaßt hatte. Daß Niemand den sonn- und festtäglichen Gottesdienst versäumen durfte, verstand sich von selbst. Morus selbst pflegte, wo möglich, jeden Tag die heilige Messe zu hören und ließ sich hierin selbst durch dringende Staatsgeschäfte oder königliche Botschaften nicht stören; bei einer solchen Gelegenheit war es, daß er die bedeutsamen Worte aussprach: „Zuerst lasset uns Gott dienen, und dann dem König." In allen wichtigen Lebenslagen empfing er die heiligen Sacramente. Jeden Freitag suchte er, wenn immer es sich machen ließ, in einsamer Betrachtung, beschaulichem Gebet und religiösem Studium zuzubringen: an solchen Tagen geißelte er sich auch und war wieder ganz Karthäuser. Ebenso liebte er die Wallfahrten und machte solche stets zu Fuß, wie die ärmsten Pilger. Woher er neben all' seinen Arbeiten und Sorgen die Zeit zu alledem genommen hat, das ist die schwerste Frage bei der Sache: denn die Glaubwürdigkeit der Nachrichten an sich unterliegt keinem Zweifel.

Bei den Prozessionen der Bittwoche und des Frohnleichnamsfestes fehlte Thomas nie; oft diente er dabei als Kreuzträger, und während es in jenen Zeiten vielfach Gebrauch war, daß Personen höheren Standes zu Pferd oder Maulthier den Prozessionen beiwohnten, ließ er sich hiezu niemals bereit finden, indem er sagte: „Gott verhüte, daß ich zu Pferde meinem Herrn nachfolge, der zu Fuß ging." Er war auch als Chorsänger in

seiner Pfarrkirche thätig, und trug dabei, wie es die Sitte der Zeit war, gleich seinen Mitsängern das Chorhemd, selbst zu der Zeit, als er Lordkanzler war. So traf ihn einst sein Collega im Staatsministerium, der Herzog von Norfolk, als er nach Chelsea kam, um an des Staatskanzlers häuslichem Tische zu speisen. Er konnte nicht umhin, die Frage anzuregen, ob des Königs Dienst und die Würde des Amtes mit solchem Auftreten More's vereinbar sei. Allein dieser bemerkte mit Ruhe und Festigkeit: „Der König, mein und Euer Gebieter, kann nicht dadurch mißachtet scheinen, daß ich meinem und seinem Herrn, unserem göttlichen Heiland, diene.“

More's Haus war eine Stätte des Friedens und der Freude, trotz der vorübergehenden und nicht immer unbegründeten bösen Laune der Frau Alice. Der Hausherr selbst suchte jedes kleine Mißverständniß zu beseitigen, jede holprige Strecke des Lebensweges auszugleichen und zu ebnen für Alle, die unter seinem Einfluß standen. Niemand war einen Augenblick müßig; aber Arbeit und Pflichterfüllung schien für Alle das reinste Vergnügen zu sein. Seine religiöse Strenge gegen sich selbst drängte der edle Mann keinem Anderen auf; ohne Gesichterschneiden und Kopfhängen begehrte er von den Seinigen nur, was das Gebot der Kirche von Allen fordert; jedes Mehr überließ er dem eigenen Streben nach Vollkommenheit und der Einwirkung göttlicher Gnade.

Dabei sprudelte Morus förmlich über von unerschöpflichem Witz, harmlosem Scherz und stets froher Laune: es ist dieser Zug seines Wesens ganz unwidersprechlich wahr, denn gerade hiedurch war er nicht nur unter seinen Bekannten beliebt, sondern in ganz England, ja in ganz Europa berühmt. Doch machte er seine Späße in der trockensten Weise und lachte erst nachträglich mit, wenn die Heiterkeit der Zuhörer sein damals noch jeder menschlichen Freude zugängliches Herz erquickte: oft machte er die lustigsten Witze, ohne eine Miene zu verziehen, und überließ es ruhig der Gesellschaft, ob sie Ernst oder Scherz

in seinen Worten finden wolle: denn was er sagte, das pflegte für beide Fälle fast gleich gut zu sein.

Das Verhältniß der Herrschaft zum Dienstboten ist in unserer Zeit fast allenthalben ein rein formelles, abstractes Vertragsverhältniß: „Dienst gegen Lohn und weiter Nichts" geworden. Auch vor drei Jahrhunderten mag diese Auffassung und Behandlung der Sache, welche in der That ein sehr schweres sociales Uebel in sich schließt, schon weit und breit wirksam gewesen sein. Allein im Hause von Thomas Morus galt sie nicht. Für ihn handelte es sich allen, auch dem geringsten seiner Dienstboten gegenüber um ein sittliches Lebensverhältniß, für dessen Einwirkung auf das ewige Schicksal unsterblicher Seelen er, ganz erfüllt vom ächten Geiste des Christenthums, sich selbst in erster Reihe für verantwortlich hielt. Darum stand er zu all' seinen Dienstboten, deren Zahl er übrigens so sehr beschränkte, als es nach den Sitten der Zeit und nach der Höhe seiner eigenen Lebensstellung nur immer möglich war, in einem Verhältniß freundlicher Vertrautheit, die seiner Eigenschaft und der Achtung vor ihm als Herr im Hause nicht das Geringste vergab. Auch unter den Dienenden suchte er höhere geistige Bestrebungen, Lernen und Wissen, Verkehr mit guten Büchern zu begründen und zu verbreiten und richtete für sie eine eigene Büchersammlung ein; besonders lieb war es ihm, wenn sie Talent und Vorliebe für Musik zeigten, und die nöthigen Instrumente wie sonstigen Hilfsmittel für derartige Bestrebungen stellte er ihnen mit der größten Freigebigkeit zur Verfügung.

Auch die Naturwissenschaft wurde in dieser merkwürdigen Haushaltung von allen Mitgliedern mehr oder minder theoretisch und praktisch getrieben. Morus war nicht nur ein großer Freund der Astronomie, für welches Studium er sich und den Seinigen eine werthvolle Sammlung von Instrumenten angeschafft hatte, sondern er hielt auch ein kleines lebendiges Naturaliencabinet, um es nicht Menagerie zu nennen. Affen, Füchse, Wiesel,

Frettchen und namentlich eine große Anzahl einheimischer und ausländischer Vögel waren hier zu treffen; Pflege und Wartung der Thiere nach ihren verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen war sorgfältig unter die Hausgenossen vertheilt: der Geist freundlichen Wohlwollens auch gegen unsere untergeordneten Mitgeschöpfe wurde so gepflegt und gar mancherlei nützliche und erfreuliche Kenntnisse verbreitet. In ähnlicher Weise pflegte Morus jedem Dienstboten ein eigenes Stückchen Gartenland zur Bebauung anzuweisen, damit auch die Mußestunden ihre edle und menschenwürdige Verwendung finden, und fröhlicher Wetteifer in Hervorbringung des Schönen und Lieblichen die Körper stärke und die Seelen erhebe. Karten und Würfel aber durften sich in keinem Winkel blicken lassen.

Nur Eins, aber das Größte behielt Morus sich selbst vor: die höhere, geistige Erziehung seiner Kinder. Mutter Alice sorgte nach wie vor mit gewissenhafter Treue für alle körperlichen Bedürfnisse und hielt das ganze Räderwerk des großen Haushaltes in regem Getriebe und musterhafter Ordnung: allein als die Kinder heranwuchsen, war sie natürlich nicht im Stande, dieselben auch zu unterrichten, besonders bei den höchst eigenthümlichen Ansichten, welche Morus über den Unterricht der weiblichen Jugend hatte. Alice hatte ein Kind erster Ehe, Namens Margaretha Giggs, in die Ehe mit Morus gebracht; auch an diesem Mädchen vertrat er Vaterstelle im edelsten Sinne des Wortes und behandelte es in jeder Hinsicht ganz gleich seinen eigenen Kindern, namentlich auch in Bezug auf den Unterricht, von welchem wir jetzt sprechen.

Obgleich Morus Religiosität und auf sie gegründete Sittlichkeit unbedingt als das Höchste verehrte, so strebte er doch mit einer Art von Leidenschaft, die nicht einmal von gewiß verzeihlicher Vater-Eitelkeit ganz frei war, auch darnach, seinen Kindern eine eigentlich wissenschaftliche, classische, über das Gewöhnliche weit hinausgehende Bildung zu verschaffen. Er konnte um so ruhiger nach diesem Ziele streben, als er so glücklich

war, an Keinem der Seinigen in Bezug auf Frömmigkeit und Tugend jemals die geringste Mühe oder Sorge zu erleben: sanft wie die selige Mutter und hochstrebend wie der zärtlich geliebte und mit Begeisterung verehrte Vater, waren sie Alle musterhafte Menschen, welche den Wunsch, sie auch wissenschaftlich möglichst hoch hinauf zu bringen, förmlich herausfordern mußten. Indessen war gelehrte Bildung bei Mädchen zu damaliger Zeit noch eine große Seltenheit, und es bedurfte schon des hohen Ansehens, in welchem Morus bei seiner ganzen Nation stand, um seine häusliche Lehranstalt vor Spott und ernstem Angriff zu schützen.

Nachdem Morus einige Jahre den Unterricht seiner Kinder selbst besorgt hatte, machten seine amtlichen Geschäfte und seine Stellung am Hofe ihm dieß fernerhin zur Unmöglichkeit; er nahm deßhalb einen frommen und hochgebildeten jungen Gelehrten, der in der Folge Priester wurde, Namens William Gunnel, oder, nach der latinisirenden Sitte der Zeit, Gonellus, in sein Haus auf, und übertrug ihm die fernere Leitung der kleinen Universität nach seinen eigenen, dem Stellvertreter wohlbekannten Grundsätzen. In Briefen an diesen Mann hat sich Morus ziemlich ausführlich über die Frage der Mädchenerziehung ausgesprochen, und es scheint wenigstens mir, als ob dieß einer der schwachen Punkte und wunden Flecke wäre, die wir an diesem Manne mit um so größerer Genugthuung entdecken, als ohne derartige Kleinigkeiten seine heroische Tugend und erhabene Vergeistigung ihn zu hoch über unsere Geringfügigkeit, zu ferne von unserer Mittelmäßigkeit erheben und entrücken würde.

Morus war nämlich ganz einfach der Meinung, der Geschlechtsunterschied begründe in Bezug auf Lernen und Wissen lediglich gar keinen Unterschied, denn die Mädchen seien ebenso gescheidt wie die Knaben, und die Frauen ebenso klug wie die Männer. Wenn es aber nicht so wäre, meinte der edle Schwärmer, wenn wirklich das weibliche Geschlecht geistig in gewissen Beziehungen minder begabt wäre als das männliche, so könnte

man hierin nur einen Grund finden, sich um Bildung und Gelehrsamkeit der Mädchen desto mehr zu bemühen, damit auch ihnen das hohe Gut einer wissenschaftlichen Geistesbildung zu Theil und auf diese Weise ein Mangel der Natur durch die Kraft des Geistes gebessert und aufgehoben werde.

Ich weiß nicht, wie meine Leser und Leserinnen von der Sache denken; wahrscheinlich verschieden; am wenigsten will ich die Lesewelt mit meinen eigenen Gedanken darüber langweilen oder ärgern: Thatsache ist, daß Thomas Morus seine Töchter unterrichtet hat und unterrichten ließ, gerade so, wie seinen Sohn; und nicht minder steht fest, daß gerade eine Tochter es war, die ihren Vater durch die glänzendsten Fortschritte und höchsten Leistungen belohnte und beglückte.

Dabei darf man nicht außer Erwägung lassen, daß in jener Zeit die englische Literatur noch in ihren ersten Anfängen stand, wie die europäischen modernen Literaturen überhaupt; es galt noch vollständig die mittelalterliche Anschauung über die unerläßliche Nothwendigkeit gründlicher Kenntniß und gewandter Handhabung der lateinischen Sprache in Rede sowohl als in Schrift. Die jungen Mädchen mußten also vor Allem und im bittersten Ernste Latein lernen, so zwar, daß sie sich in dieser Sprache mindestens ebenso geläufig mündlich und schriftlich ausdrücken konnten, wie etwa heutzutage eine vorzügliche Schülerin eines Sacré-Cœur-Hauses im Französischen; sie mußten sich die Fähigkeit aneignen, die altrömischen Classiker in Prosa und Poesie, und nicht minder die katholischen Kirchenväter mit Leichtigkeit zu lesen und zu erklären. Allein sie gingen weiter und dehnten ihre Studien in gleichem Umfang und mit gleicher Gründlichkeit auch auf das Lieblingsstudium ihres Vaters, auf jenes der griechischen Sprache und Literatur aus und erreichten so eine Stufe gelehrter, philologischer Ausbildung, um welche sie mancher Staatsexamens-Candidat im neunzehnten Jahrhundert recht wohl beneiden dürfte.

So oft Morus im häuslichen Kreis verweilen konnte, nahm

er den thätigsten Antheil an den Studien und Uebungen seiner kleinen Universität; selbst aus der Ferne wirkte er durch seine Briefe in Scherz und Ernst fördernd, ermuthigend, belehrend, mit Lob und Zuspruch auf Schüler und Schülerinnen ein. Er läßt sich lateinische Briefe schreiben und verbessert mit väterlicher Langmuth die etwa noch unterlaufenden Sprach- und Stilfehler; er macht seine Späße und zeigt das lebhafteste Interesse an jeder Kleinigkeit. Einen, den ersten und kürzesten dieser Briefe, wollen wir als Beispiel wörtlich mittheilen: freilich büßt er durch jede Uebersetzung an dem unnachahmlichen Reize der frischen Naivetät unendlich viel ein.

Thomas Morus sendet seiner ganzen Schule herzlichen Gruß.

„Ihr sehet, daß ich ein Mittel gefunden habe, auf kürzestem Wege Euch Alle zu begrüßen. So spare ich die Zeit und das Papier, die es mich gekostet hätte, wenn ich ein Jedes von Euch mit seinem Namen hätte begrüßen wollen; es wäre auch höchst überflüssig gewesen, da ich Euch Alle so lieb habe, daß natürlich Keines unbegrüßt bleiben kann. Aber keinen besseren Beweggrund hat meine Liebe, als daß Ihr so fleißig seid, Euch Kenntnisse zu erwerben; denn Wissenschaft und Bildung schlingt das Band zwischen mir und Euch womöglich noch fester, als es die Verwandtschaft des Blutes thut. Ich höre mit Vergnügen, daß Herr Nicholas noch bei Euch ist, und daß Ihr unter seiner Leitung in der Sternkunde hinreichende Fortschritte gemacht habt, um nicht nur den Polarstern, den Hund und ähnliche gemeine Sternbilder zu kennen, sondern auch, was freilich so recht eigentlich den gelehrten Meister im Fach der Sternkunde kennzeichnet, mit voller Bestimmtheit die Sonne vom Mond zu unterscheiden. Also schreitet vorwärts in dieser neuen und bewunderungswürdigen Wissenschaft, und während Ihr täglich mit euern Augen die Sterne am Himmel beobachtet, laßt auch eure Seelen im Himmel wohnen, namentlich in dieser heiligen Fastenzeit."

Mitten in den aufregendsten Zerstreuungen des Hoflebens

und in den schwierigsten Staatsgeschäften weilte des Kanzlers Herz und Sinn in jeder freien Minute im Kreise seiner Lieben. Er sagt ihnen mit ausdrücklichen Worten: „Seid überzeugt, daß mitten in den schwersten Sorgen und anstrengendsten Arbeiten nichts auf der Welt mich so zu erquicken und neuzustärken vermag, als wenn ich einen Brief bekomme, der mir über eure Bestrebungen und Fortschritte Aufschluß gibt." „Kinder," sagte er ihnen mehr als einmal, wenn er bei ihnen in ihrem gemeinsamen Arbeitszimmer verweilte, „vergesset nie, daß Tugend und Wissenschaft den Braten vorstellen, Spiel und Zerstreuung aber nur die Sauce." Bei seinen Ermahnungen zu Religiosität und Frömmigkeit hatte er stets die Gefahren und Versuchungen vor Augen, welche das Leben seinen Kindern bald oder doch wenigstens nach seinem Tode so leicht bringen konnte; und manche weise Warnung wußte er unter mildem Scherze so leicht zu verhüllen, daß gleichwohl ihre Wirkung nicht verloren ging. In solchem Sinne sprach er einmal: „Wenn ihr Kinder einmal in den Himmel kommt, so ist das gar kein Wunder, da ihr von allen Seiten, von Eltern und Lehrern, mit gutem und weisem Rathe bedacht werdet; so weit eure Wahrnehmungen reichen, sehet ihr stets das Laster bestraft und die Tugend belohnt; ihr werdet förmlich an euren Nasen zum Himmel emporgezogen. Sollte es euch aber beschieden sein, Tage zu erleben, wo euch Niemand, so weit ihr sehet, mehr ein gutes Beispiel gibt, sollten Tage kommen, wo ihr durchweg oder doch in den meisten Fällen die Tugend bestraft und das Laster belohnt sehen müßtet — ja dann, meine Kinder, wenn ihr dann feststehet und eurem Gott und seiner Kirche treu anhänget, und wenn ihr dann auch nur halb gut seid, dann wird euch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ebenso leicht als erprobt gelten lassen, wie wenn ihr in eurer jetzigen glücklichen Lage das Doppelte leisten würdet."

So zärtlich und liebeselig Thomas gegen die Seinigen war, so hielt er sich doch mit strenger Selbstüberwindung fern von

weichlicher Nachsicht und von träumerischem Gehenlassen. „Wir kommen nicht in den Himmel auf unsern Federbetten," pflegte er zu sagen; „Christus mußte leiden und sterben, um zur ewigen Glorie einzugehen, und es wäre weder recht noch billig, wenn der Knecht und die Magd es besser haben wollten, als der Herr und Meister."

Gegen Eitelkeit in Kleidern und ähnlichen Dingen war unser Morus vielleicht zu streng. Mädchen bleiben nicht nur Mädchen, sondern ich meine sogar, sie sollen es: natürlich Alles mit Maß und Ziel; aber wenn man einem solchen jungen und anmuthigen Wesen wegen jeder Kleinigkeit von Putz und Staat gleich zuruft: „Wenn du nicht in die Hölle kommst, so soll es mich sehr wundern; du gibst dir ja mehr Mühe, der Welt und dem Teufel zu gefallen, als manche tugendhafte Menschen sich um Gottes Wohlgefallen bemühen," — dann scheint mir nicht nur der Geist des sechszehnten Jahrhunderts, sondern auch der trübselige und kopfhängerische Geist zu sprechen, zu welchem Thomas Morus in den späteren Lebensjahren unläugbar sich hinneigte.

Wenn er selbst sich nichts aus der Kleidung und dem äußeren Auftreten machte, seinen Mantel schief auf den Achseln trug, so daß er einseitig schien, ohne es zu sein, und seiner Frau davon zu sagen vergaß, wenn seine Stiefel zerrissen waren, so nehme ich dem guten Kanzler das Alles nicht im Mindesten übel; nur finde ich es lächerlich, wenn man in solchen Dingen eine Tugend zu erblicken sich abmüht; denn ich kann aus eigener Erfahrung öffentlich und gewissenhaft versichern, daß dergleichen Nachlässigkeiten, selbst wo sie wirklich frei sind von jener Koketterie, die schon Sokrates aus dem zerrissenen Mantel seines Schülers Antisthenes hervorgucken sah, doch nur auf Faulheit und Bequemlichkeit beruhen; für das Schuhwerk aber hätte der stiefelputzende Hausgeist besorgt sein sollen.

Unter More's Familiengliedern war eines, dem sein liebe-

volles Herz mit einer ganz besonderen, beinahe leidenschaftlichen Zärtlichkeit hingegeben war. Seine älteste Tochter Margaretha, im häuslichen Leben Meg genannt, war ein Wesen, verschwenderisch ausgestattet mit den herrlichsten Eigenschaften des Gemüthes und mit den hervorragendsten Gaben und Talenten des Geistes. Sie liebte ihren Vater mit begeisterter Verehrung und sie verstand ihn, wie sonst Niemand auf der Welt. Er hatte vor ihr, sie vor ihm kein Geheimniß; sein härenes Hemd, das ihm in jeder andern Hand nur Spott und Mißdeutung eintragen konnte, hat sie viele Jahre lang gewaschen und besorgt; auch ließ sie durch des Vaters Beispiel in ihrem eigenen Verhalten sich zu einer ziemlich herben und strengen Auffassung und Uebung der Frömmigkeit hinleiten. Gleichwohl war sie in allen ihren Lebensverhältnissen, als Braut, Gattin und Mutter, nicht nur eine hervorragend tugendhafte Seele, sondern zugleich ein höchst natürliches, resolutes, frisches und kräftiges Menschenkind, durchaus frei von Betschwesterei, Sentimentalität, Bleichsucht und Blaustrumpferei. Diese letztere Freiheit muß ihr zu ganz besonders hohem Lobe angerechnet werden; denn sie war von ihres Vaters Kindern das gelehrteste. Nicht nur die Schwestern, sondern auch den Bruder überragte sie weit an classischer Bildung, und es war ihr ein Leichtes, gelegentlich aus dem Stegreif eine verdorbene Stelle eines alten lateinischen Kirchenvaters, die bisher allen Bemühungen der philologischen Kritik Trotz geboten hatte, in musterhafter Weise wieder herzustellen. Ihre Leistungen auf diesem Gebiete waren weit größer, als die ziemlich hoch gesteigerten Ansprüche und Wünsche ihres Vaters; sie erregten die verdiente Bewunderung zahlreicher und berühmter Gelehrten und würden selbst noch in unserer Zeit ein Gegenstand allgemeiner Anerkennung sein.

Für mich allerdings besteht der schönste und größte Zug im Wesen der jungen Margaretha More darin, daß sie durch all' dieses gelehrte Treiben nicht verdorben wurde. Sie blieb be-

scheiden, liebenswürdig und mädchenhaft im Umgang mit den Ihrigen wie mit Freunden, und keine alten oder neuen Bücher waren ihr so lieb und theuer, wie das Geschenk, welches der Vater ihr machte, als er sie zur Leitung eines von ihm gegründeten Hauses für arme, alte, arbeitsunfähige und kranke Menschen berief.

Wirklich anmuthig und rührend ist die tiefe, innige Zärtlichkeit, welche aus den auf uns gekommenen Briefen zwischen Vater und Tochter athmet.

Einmal hatte sie ihn zu irgend einem Zwecke um Geld gebeten und erhielt folgende Antwort: „Du verlangst von Deinem Vater Geld, ohne Dich nur zu schämen oder an eine abschlägige Erwiederung zu denken; und was noch schlimmer ist, Du verlangst Geld in einem Briefe, der mir diese abschlägige Antwort rein unmöglich macht, ich mag mich anstellen, wie ich will. Alexander von Macedonien gab dem Chorilus für jede Zeile, die er schrieb, ein Goldstück, und in meinem Herzen sieht es so aus, daß, wenn meine Börse so groß und wohl ausgestattet wäre, wie mein Wille, ich Dir zwei neue Goldkronen geben möchte für jede Sylbe, die Du an mich richtest. Ich schicke Dir nun so viel, als Du verlangt hast; gern hätte ich Dir mehr geschickt, aber ich will für jeden Pfennig auch ein Wort von Dir haben. Wie ich mit Freuden gebe, so will ich auch mit Freuden gebeten sein, und am liebsten von Dir, mein Kind Meg, das mir durch Tugend und durch Wissen so unendlich theuer geworden ist. Je bälder Du also das Geld gut angewendet hast und je bälder Du um mehr bittest in so lieblicher Weise, wie das letzte Mal, um so bälder wirst Du Deinem Vater eine große, große Freude machen."

More hatte einen jungen, gebildeten und hoffnungsvollen Mann, Namens William Roper, in sein Haus aufgenommen, offenbar in keiner andern Absicht, als um ihm bei der Vorbereitung für eine öffentliche Stellung Wohlthäter und Führer

zu sein. Zwischen ihm und der schönen, liebenswürdigen Margaretha entspann sich ein zärtliches Verhältniß, welches damit schloß, daß Roper More's Schwiegersohn und die gute Meg eine zärtliche Gattin und glückliche Mutter ward. Dieser Roper, von welchem ich noch mehr zu sprechen Veranlassung haben werde, erzählt uns unter Anderem, daß er vor und nach seiner Heirath 16 volle Jahre unter seines Schwiegervaters Dach gelebt, aber an ihm niemals, auch nicht ein einziges Mal, eine üble Laune oder ein äußeres Zeichen innerer leidenschaftlicher Erregtheit wahrgenommen habe. Die muthwillige Margaretha Giggs, Alicens erstebeliche Tochter, konnte den unerschütterlichen Gleichmuth ihres Adoptivvaters nicht ertragen und erlaubte sich kleine Bosheiten und Nachlässigkeiten, um einmal die Wollust zu haben, von Thomas Morus gezankt oder gescholten zu werden; allein der Menschenkenner durchschaute gar leicht die zartgewobene Hülle ihrer Bösartigkeit, und sie berichtet uns wehmüthig, daß sie ihren Zweck nicht erreicht habe; sie mußte es sich gefallen lassen, ebenso freundlich behandelt zu werden, wie die allezeit brave Meg.

Unter dem Titel „Thomas More's häusliches Leben" erschien zu Anfang der fünfziger Jahre in London ein Büchlein, welches durch Bacmeisters Uebersetzung seinen Weg — mit gutem Grunde — auch in die deutsche Lesewelt gefunden hat und in späteren Auflagen durch eine vortreffliche Einleitung von Dr. Köhler (wohl der jetzige Redacteur der „Literarischen Rundschau") in willkommenster Weise bereichert wurde. Es ist nothwendig, an dieser Stelle ein kurzes Wort über das fragliche Büchlein zu sprechen. Dasselbe enthält ein angebliches Tagebuch, das Margaretha More in den Jahren 1522 bis 1535, bis zu dem Tode ihres Vaters geführt haben soll, ist aber in der That nur eine reizende Dichtung, oder sagen wir lieber ein kleiner historischer Roman. Es scheint, daß die englische Lesewelt sich wenigstens theilweise eine Zeitlang täuschen ließ; ich, obgleich mir das Büchlein gleich beim Anfang meiner Studien

über Morus im englischen Urtext in die Hände fiel, ohne daß ich von dem ganzen Sachverhalt irgend welche Kenntniß hatte, fühlte freilich schon auf der ersten Seite mit der vollsten Bestimmtheit sowohl den Geist des neunzehnten Jahrhunderts, als auch den lieblichen Duft einer weiblichen Seele. In der That stammt das Büchlein aus dem Herzen und aus der Feder einer Schriftstellerin. Fräulein Manning hat in einer unstreitig sehr anmuthigen und reizvollen Form die ganze Fülle von Nachrichten und Anekdoten, welche uns über Thomas Morus erhalten sind, zu einem Gesammtbild verwoben, dem kein einziger Vorzug fehlt, außer jenem der geschichtlichen Wahrheit. Von dem ernsten, finstern und gewaltthätigen Geiste des sechszehnten Jahrhunderts wird hier auch nicht ein Hauch verspürt; der englische Staatskanzler sieht aus, wie ein Geheimer Rath des allermodernsten Zuschnitts, und Margaretha selbst ist bei allen herrlichen Eigenschaften am Ende doch ein sentimentaler Blaustrumpf voll der lebhaftesten Eitelkeit darüber, daß Thomas Morus ihr Vater ist. Wahrhaft komisch ist das Auftreten und die Schilderung des berühmten Erasmus, der wie ein etwas leichtfertiger Landpfarrer aussieht, und so durch die Bank. Dagegen ist die große Liebe und innige Zartheit, mit welcher der Gegenstand behandelt wird, der höchsten Achtung werth, und ich bin fest überzeugt, daß auch jetzt noch dem weitaus größeren Theile der Lesewelt die romantische und idealisirende Darstellung der Engländerin bei Weitem angenehmer und sympathischer sein wird, als die vielleicht mit gar zu großer Rücksichtslosigkeit und Unbarmherzigkeit überall nach Wahrheit und nur nach Wahrheit verlangende Behandlung, welche der große Mann unter meiner armen Feder erdulden muß.

Die sonst ungestörte Harmonie des More'schen Familienlebens erlitt, wie schon wiederholt angedeutet, eine ziemlich häufige, jedoch immer rasch vorübergehende Trübung, wenn der Humor der guten Dame Alice allzu scharfe Formen annahm.

Morus, seit frühen Jahren ein Muster und Meister der Selbstbeherrschung, leistete dem Zürnen und Keifen seiner Gemahlin gegenüber Großes, ja Erstaunliches; Witz und frohe Laune, Gleichmuth und Ruhe waren die einzigen Waffen, welche er ihr gegenüber zur Anwendung brachte. Freilich mußte er sich sagen, daß er vollständig die freie Wahl gehabt habe, sein Leben zu verketten mit einer Frau, die ihm in jeder Beziehung nicht geistesverwandt war; allein sein Benehmen verdient gleichwohl alle Bewunderung.

Alice hatte in gewohnheitsmäßigem Gebrauch die jetzt, so viel ich weiß, in England nicht mehr üblichen Worte: „Tilly vally!“ welche ungefähr das Nämliche besagen, wie wenn Jemand bei uns seinen Gegner im Gespräch mit „Firlefanz“ oder mit „Papperlapapp“ zu widerlegen sucht. Die Frau war nicht ohne eine gewisse ahnungsvolle Ueberzeugung, daß sie einen sehr befähigten und geistreichen Mann habe; sie wünschte demgemäß, was ziemlich entschuldbar sein mag, daß er sich auf Gottes Erdboden vorwärts und für Weib und Kinder etwas in Sicherheit bringe. Die Einwendungen, welche Ehemann Thomas gegen dieses Verlangen von seinem Standpunkte eines ascetischen Christen und weltverachtenden Heiligen vorzubringen wußte, wurden in der Regel von Dame Alice mit einem zornigen „Tilly vally“ beantwortet, und einmal rief sie den Schatten ihrer seligen Mutter empor, von welcher ehrwürdigen Dame sie schon vor vielen Jahren die weisen und denkwürdigen Worte gehört habe: „Es ist besser, zu herrschen, als beherrscht zu werden.“ Der geduldige Morus erwiederte: „Nun, wahrhaftig, mein liebes Weib, das ist ein gutes Wort, und ich habe stets gefunden, daß Du mit aller Emsigkeit darnach gehandelt hast.“

In einem andern Falle müssen wir dagegen dem Kanzler entschieden Unrecht geben. Eines Tages zeigte Alice ein von Freude und Fröhlichkeit strahlendes Angesicht und eine Laune, wie Frühlingssonnenschein. Der erstaunte Ehemann erkundigte

sich nach der Ursache eines so seltenen Ereignisses und erfuhr: „sie habe gebeichtet, und all' ihre schlimme Laune und Zanksucht im Beichtstuhl zurückgelassen". Das verdiente jedenfalls eine andere Antwort, als diejenige, welche Morus mit ironisch zweifelhaftem Kopfschütteln gab, indem er sagte: „Ich fürchte sehr, Du hast nur Raum geschafft, um von neuem herzhaft anzufangen." So bessert man reuige Sünderinnen nicht.

Dieser Schatten in dem sonst so schönen und reinen Familienleben war allgemein bekannt, und Morus, bis zu seinem heldenmüthigen Tode stets zu Witz und Ironie, namentlich auf seine eigenen Kosten, sehr geneigt, scheute sich gar nicht, sein Hauskreuz auch in geselligem Kreise freimüthig und scherzhaft zu besprechen. So beklagte sich einmal einer seiner Freunde bitter über die vielen schlimmen Stunden, welche ihm seine keifende und zanksüchtige Ehehälfte bereite. „Nichts da, mein lieber Freund," entgegnete Morus, „Du verleumdest Deine gute Frau; es gibt nur ein einziges Ripp auf der Welt, und das gehört, mit aller Hochachtung vor ihr sei es gesagt, dem Thomas Morus an." Solche Züge erzählt allerdings Fräulein Manning nicht, wie sie denn auch in einem Tagebuch der feinfühligen Margaretha sich seltsam ausnehmen würden. Sie sind aber bezeichnend für die Zeit, ebenso wie der Zusatz des Erzählers: „Morus habe gleichwohl den Gemüthszustand seiner Frau insoweit durch seine Geduld gebessert, daß zu hoffen sei, ihre Seele sei gerettet worden und genieße jetzt in Gesellschaft des Kanzlers die ewigen Freuden der himmlischen Seligkeit."

Mit etwas tieferer Einsicht spricht sich Erasmus von Rotterdam über dieses eheliche Verhältniß aus, indem er sagt:

„Nicht leicht hat ein Ehemann auf dem Weg der Strenge und der Geltendmachung seiner Autorität so viel Folgsamkeit und Ergebenheit von seiner Frau erlangt, als dieß meinem Freunde Morus durch seine Freundlichkeit und seine scherzhafte Gefälligkeit gelungen ist. Obgleich ziemlich bei Jahren und an sich von keineswegs nachgiebiger Gemüthsart, hat ihr Mann

es doch über sie vermocht, Unterricht zu nehmen auf der Laute, der Zither, der Geige und der Flöte, in welchen Instrumenten sie sich täglich übt."

Auch aus dieser Nachricht sehen wir, daß Alice nicht minder als Thomas allen Anlaß hatte, ihre Geduld zu üben auf denjenigen Gebieten, wo ihr Mann, edel und groß, wie er war, nun einmal seine „Sparren" hatte. Und wenn Morus selbst von seiner Gattin sagt: „sie war pfennig=weise und goldkronennärrisch, sparte ein Lichtstümpchen und warf einen Sammtmantel hinweg", so dürfen wir eben nicht vergessen, daß die Ansichten der Menschen über den Werth irdischer Dinge nun einmal verschieden sind, und daß auch ein Morus, wie wir gleich an einem Beispiele lernen werden, sich im einzelnen Fall irren konnte, während Frau Alice ganz entschieden im Rechte blieb.

Auch billige ich es nicht, daß wir über die minder guten Eigenschaften dieser Frau namentlich durch Sinngedichte und Scherzreden ihres Mannes unterrichtet sind. Ich meine, ein Mann, dem seine Frau Ursache zur Unzufriedenheit gibt, dürfe das ihr ganz ungenirt sagen, aber kein Mißstand mache es für ihn erlaubt, Dritten gegenüber oder gar öffentlich und literarisch von der Sache zu reden.

Um desto liebenswürdiger und zärtlicher erscheint uns Morus, wenn die innige Liebe zu seinen Kindern ihm die Feder in die Hand drückt, wenn er sogar auf anstrengenden Reisen zu Pferd mitten in Regen, Sturm und Ungewitter Papier und Bleistift hervorzieht und Alles um sich her vergißt, bloß um in rührender Einfachheit sich das tägliche Leben zu Hause, die Arbeiten und die Freuden der Seinigen zu vergegenwärtigen und seine edlen, reinen Gefühle in lateinische Verse auszuströmen, welche gleichzeitig den Meister der Sprache nicht minder, als den geborenen Dichter bekunden. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir denn auch, daß die von den Strengen und Heiligen unserer Tage so viel empfohlene und zum Himmel erhobene Ruthe im

Hause des Thomas Morus aus einem „Bündel Pfauenfedern“ bestand.

Ein Punkt, und ein sehr wichtiger, in Bezug auf welchen ich ganz unbedingt der Dame Alice beitreten muß, ist die Vermögenslage dieses welthistorischen Haushaltes. So lange Morus als Anwalt und als Unter-Sheriff von London arbeitete, hatte er, wie schon erwähnt, ein sehr bedeutendes Einkommen, etwa 100,000 Mark im Jahr, und zwar während einer Reihe von Jahren. Die Aemter, welche ihm der König nach und nach bis zum höchsten derselben übertrug, verwaltete Morus zwar, wie es bei ihm gar nicht anders gedacht werden kann, mit der strengsten Uneigennützigkeit; allein auch in diesem Sinne behandelt, waren es immerhin lauter recht einträgliche, mit festen Besoldungen und Nebeneinkünften wohl ausgestattete Aemter; auch schenkte ihm der König einige Landgüter an verschiedenen Orten.

Wenn nun Dame Alice der Ansicht war, ein Mann, der eine Familie gründe, habe nach göttlichem und menschlichem Gesetz und Recht auch die Pflicht, für diese Familie möglichst gut zu sorgen, so muß ich bekennen, daß ich vollständig der nämlichen Meinung bin.

Morus war, so scheint es, anderer Ansicht; wenigstens war er jedenfalls nicht „pfennig-weise“, wie er es seiner Frau nachgesagt hat. Er hat nämlich von den vielen Hunderttausenden, welche als rechtmäßiger Verdienst durch seine Hand gingen, auch nicht einen Pfennig erspart, und als er sein Amt niederlegte, war er mit seiner Familie der Armuth und Dürftigkeit preisgegeben. Dieser Umstand ist freilich sehr geeignet, den „Geruch der Heiligkeit“ auf Jemanden zu ziehen; allein ich meinerseits will mich auch durch diesen Geruch nicht irre machen lassen in der klaren und wahren Anschauung der Dinge. Wer das Bedürfniß hat, Alles herzuschenken, Nichts zu besitzen, und was er etwa erwirbt, den Armen zu geben, der soll nicht heirathen, sondern Mönch werden; heirathet er aber, so soll er

seine Familie nicht nur lieben, was sehr angenehm, sondern er soll auch für sie sorgen, was oft sehr unbequem ist. Von Morus nun wird uns in glaubwürdiger Weise erzählt, Alles, was er besaß, habe mindestens ebenso sehr der Kirche und den Armen gehört, als ihm selbst. Keine größere Freude habe er gekannt, als seinen Nachbarn mit Rath und That, mit Wort und namentlich mit Geld zu dienen. Oft sei er in Chelsea durch die armseligen Nebengäßchen herumgestrichen, um die Armen, welche nicht zu ihm kamen — es kamen aber deren natürlich sehr viele — seinerseits aufzusuchen und ihnen beizustehen mit einer verschwenderischen Freigebigkeit, deren Größe nur Gott allein bekannt ist. Nun wissen wir ja Alle, daß es Gott wohlgefällt, wenn wir dem Nebenmenschen wohlthun und mittheilen; wir wissen auch Alles, was damit zusammenhängt. Aber auch die Wohlthätigkeit soll und muß geleitet und beleuchtet sein vom klaren Lichte der Vernunft, wenn sie nicht einerseits dem bettelnden Unfug Vorschub leisten, andererseits den Wohlthuenden selbst in die Gefahren der Eitelkeit, der Werkheiligkeit und der Verletzung anderer Pflichten verstricken soll. Nun hatten die Armen und Nothleidenden jeder Art bereits im sechszehnten Jahrhundert, gerade so gut wie heute, den Weg zu den Wohnungen der Begüterten gefunden, und es war nicht nothwendig, daß der Lord Staatskanzler sie auf den Kreuzwegen aufsuche und ihnen das Gold in den Schooß schütte, damit ja für Frau und Kinder zu Hause kein übriger Pfennig zurückgelegt werden könne.

O, welch' erfreuliche Folgen hätte es gehabt, wenn Morus, was er so leicht und so durchaus rechtmäßig hätte thun können, sich ein Vermögen erspart hätte! Dann wäre es ihm möglich geworden, sich und die Seinigen in der Stunde der Gefahr vor der Wuth des Tyrannen auf den Continent zu retten, und den eben so blutdürstigen wie wollüstigen Wütherich nebst seiner gesammten „Kirchenverbesserung" vor ganz Europa im wahren Lichte zu zeigen mit seiner Feder ohne Gleichen; es wäre ihm

möglich gewesen, vielleicht noch viele Jahre lang der guten und gerechten Sache der katholischen Kirche als einer ihrer leuchtendsten und herrlichsten Kämpfer zu dienen mit der reichen Fülle seiner gottgeschenkten Talente. Jedenfalls aber hätte Frau Alice nicht Mantel, Sonntagskleid und Schmucksachen verkaufen müssen, um ihren Mann im Staatsgefängniß vor dem Verhungern zu schützen, und die Angehörigen eines solchen Mannes wären nie in bitterste Armuth und darbende Noth verfallen. Ach, sie liebten und verehrten ihn ja so innig, daß sie vielleicht auch im Unglück nicht einmal innerlich gegen ihn gemurrt haben; sie waren wenigstens frei und konnten im äußersten Fall betteln und sich dafür aufhängen lassen, wie es die milde Sitte jenes religiös schwärmenden Jahrhunderts war; aber mit welchen Seelenqualen mußte dem so edlen, so weichherzigen und seelenguten Vater das Gefängniß vergiftet werden durch das Bewußtsein: daheim haben sie kaum oder kein Brod! Was ist ein Streich mit dem Beil gegen eine Stunde dieser Empfindung! Und man wende mir nur nicht ein, daß eben geschehen sei der Wille Gottes, hier wie überall. Diese in unsern Tagen viel mißbrauchte Redensart ist nichts nütze; sie entbindet den Menschen von keinem Bemühen, von keiner Obsorge, von keiner Kraftanstrengung und von keiner Pflichterfüllung; sie führt unmittelbar zum Fatalismus, welcher da ist das Gegentheil des Christenthums, dieser Religion der Freiheit und des freien Willens. Wenn wir Alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, dann, aber nur dann können wir ruhig sagen: Wir sind arme, unnütze Knechte; dein Wille, o Herr, möge geschehen!

Ich bin also der Meinung, daß in der wichtigen Frage, wie der Christ sich zum Geld verhalten soll, Vernunft und wahres Christenthum auf der Seite unserer Alice waren, auf der Seite des großen Morus dagegen ein wenig verständnißvoller Sinn zur Freigebigkeit und zum Wohlthun.

Um nicht mißverstanden zu werden, sage ich ausdrücklich:





Wenn ein Mann wie Morus seine Pfarrkirche durch bauliche Verschönerungen, durch Kunstwerke, durch Kirchengeräthe und Paramente verschönert und verschönern hilft, so versteht es sich von selbst und bedarf keiner Worte, daß solchem Handeln nur volles, uneingeschränktes Lob gebührt. Allein das zehrt auch solche Einnahmen, wie unser Held sie hatte, nicht auf: nur gegen die unnütze, zwecklose Verzettelung des Geldes in großen Summen wende ich mich. Der gewissenhaft fromme Mann muß das Bedenkliche seines Verhaltens in diesem Punkte zuweilen selbst empfunden oder geahnt haben: darauf deuten wenigstens seine oft wiederholten Aeußerungen, daß nur der jenseitigen Welt eine wahrhafte Wirklichkeit zukomme, daß das gegenwärtige Leben nur eine langweilige Wartestation sei, daß die Fragen von Reichthum und Armuth keiner andern Behandlung werth seien, als einer spaßigen und scherzhaften. Wie unrichtig dieß ist, das haben gewiß schon manche meiner Leser an sich selbst erfahren; auch hat Morus diese Reden und Redensarten keineswegs bloß einer übertriebenen Richtung seiner so verehrungswürdigen christlichen Frömmigkeit zu verdanken, sondern er hat sie zu einem großen Theil in einer Periode noch nicht vollständig gereifter Geistesentwickelung aufgelesen bei edlen, aber verirrten altheidnischen Philosophen, bei den Stoikern. Dagegen ist es für uns nach und nach an der Zeit, einen Mann, der nach so vielen Richtungen der uneingeschränktesten Bewunderung würdig ist, nicht gerade um derjenigen Dinge willen zu preisen, wegen welcher er ausnahmsweise, aber unzweifelhaft Tadel verdient.

Nur in einem einzigen uns bekannt gebliebenen Falle nahm unser Held in Geldsachen einem schamlosen Schlingel gegenüber den richtigen Standpunkt ein. Diesem „Freund" hatte er eine Geldsumme geliehen, und weil das Heimzahlen ganz in Vergessenheit gerieth, so wagte Morus endlich, ohne Zweifel gestachelt von seiner Alice, eine Mahnung. Der Schuldner war unverschämt genug, seinem Gläubiger mit frecher Anspielung

auf dessen Lebensgeschichte und religiöse Richtung keine andere Antwort zu geben, als den Karthäuser-Wahrspruch: „Memento morieris" (gedenke des Todes), nebst einer sehr überflüssigen Ermunterung, sein Herz nicht an den Mammon zu hängen. Der jeder Zeit zu gutem Witz schlagfertige Morus erwiederte sofort, es werde ihm recht lieb sein, wenn der Schuldner nach dem von ihm selbst hervorgehobenen Grundsatz handeln wollte, den er nun mit einer leisen Veränderung oder Nuance der Aussprache also wiedergab: „Memento Mori aeris" (gedenke an des Morus Geld). Er bestand auf Zahlung, und wie zärtlich mag Alice gewesen sein!

Natürlich war ein Mann von solcher Denk- und Handlungsweise für sich nicht zufrieden mit denjenigen Uebungen der Frömmigkeit, welche die Kirche Jedem der Ihrigen vorschreibt. Wir haben dieß schon früher gesehen, und es scheint mir nicht unpassend, bei dieser Gelegenheit noch Einiges nachzutragen, was erst durch das seither Erzählte vollständig in's Licht gestellt wird.

Morus war recht im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes ein „Mann des Gebetes", der es in heiligem Ernste nahm mit dem schweren Worte: „Betet ohne Unterlaß." Unter seinen unschuldigen häuslichen Freuden ebenso gut wie am Sitzungstische des Staatsministeriums, auf frohem Spaziergange ebenso gut wie bei schmetternder Tafelmusik und königlichem Hofbanket, im Vollgenusse seines zuerst so hoffnungsvollen Lebensglückes nicht minder, als bei der letzten Umarmung seiner Lieblingstochter und beim schweren Gang zum Blutgerüste: — Eins blieb sich gleich: Thomas Morus betete. Unter allen Geschäften und Mühsalen fand er Zeit, täglich das Muttergottes-Officium, sehr häufig die Buß- und Gradual-Psalmen zu beten. Bei seinem riesigen Gedächtniß bedurfte er natürlich, um Solches zu thun, keinerlei Aeußerlichkeiten. Allein er war damit nicht zufrieden und brachte vielfach halbe Nächte, sei es, daß er nicht schlafen konnte, sei es, daß er den

Schlaf absichtlich brach, in tiefer Andacht und in ernster, vielleicht manchmal nur zu ernster Betrachtung zu. Denn die fortgesetzte und einseitige Betrachtung der eigenen Sündhaftigkeit und des menschlichen Elends führt selten zum Guten; die demüthige Erhebung zu der Liebe, Güte und Menschenfreundlichkeit des barmherzigen Gottes und allezeit zu Verzeihung und Erlösung bereitwilligen Heilandes ist öfter der richtigere Weg.

Die Kirche hat den Martyrer Morus nicht selig und nicht heilig gesprochen, sicherlich aus guten und weisen Gründen. Gleichwohl sprach man schon zu seinen Lebzeiten von „wunderbaren Gebetserhörungen“, während er selbst in herzlicher und ungekünstelter Demuth am allerwenigsten auf derartige Gedanken kam. Ich will übrigens die beiden Hauptfälle dieser Art nacherzählen, damit man sehe, wie leicht der Weg von der Religiosität zum Aberglauben auch auf diesem Gebiete zurückzulegen ist.

Einmal war seine geliebte Meg schwer, ja auf den Tod erkrankt an einer epidemischen Seuche, welche um jene Zeit wiederholt ganz England grausam verheerte, an dem sog. „englischen Schweiß“. Es kam so weit, daß die Aerzte die Kranke als rettungslos aufgaben. In höchster Noth und Verzweiflung nahm der zärtliche Vater seine Zuflucht zu Gott, kniete in seiner Hauskapelle im „Neubau“ nieder und bat, ihm dieses geliebte Wesen zu lassen, wenn es des Allmächtigen erbarmungsvoller Wille sei. Als er sich wieder erhoben hatte, fiel ihm plötzlich ein, daß in diesem Fall ein Klystier das angezeigte Rettungsmittel sein dürfte; dasselbe ward von den beschämten Aerzten als richtig anerkannt und zur Anwendung gebracht, während die Kranke noch in todartiger Schlummersucht lag. Bald nachher erwachte sie und von diesem Augenblicke an trat stetige Besserung bis zu rascher und vollständiger Wiederherstellung ein.

Der andere Fall ist dieser: Margaretha war schon einige Jahre mit dem guten Will Roper verheirathet, als dieser an-

fing, den Einflüssen des Zeitgeistes bis zu einem gewissen Grade zu unterliegen. Er las die ketzerischen, d. h. protestantischen Schriften, mit welchen England um jene Zeit überschwemmt ward; weder ein selbständiger noch ein großer Geist, vermochte er dem Zauber der neuen Lehre sich nicht zu entziehen. Bald redete er nur noch davon, wie er den leichten und wahren Weg zum Himmel nun endlich gefunden habe und wie es keiner Vermittlung oder Fürbitte der Gottesmutter und der Heiligen bedürfe, da „der Glaube allein" zur Seligkeit nothwendig und hinreichend sei; des Glaubens aber war sich der gute Mensch wohl bewußt und zweifelte deßhalb nicht, daß er eine auserwählte Seele und daß es für ihn schlechterdings unmöglich sei, die Gnade Gottes zu verlieren. Das war nun in der That ein großes Kreuz für die ganze Familie More: denn Einigkeit in jeder Beziehung und namentlich strengste Einheit des Glaubens bezeichnete das innerste Wesen des Hauses. Zudem stand Thomas Morus gerade damals als Hauptvorkämpfer des alten Glaubens politisch und schriftstellerisch an der Spitze der katholischen Bewegung in England, und es war für ihn ein entsetzlicher Schlag, wenn der edle, treue Gemahl seiner vielgeliebten Meg in der That von der kirchlichen Wahrheit und Autorität abfiel.

Will Roper trieb die Sache so weit, daß er eines Tages feierlich vor seinem Schwiegervater erschien und dringend von ihm begehrte, er möge beim König für ihn, den benannten Will Roper, die landesherrliche Erlaubniß erwirken, daß er predigen dürfe, was der heilige Geist ihm eingebe; denn er habe von Gott den Befehl erhalten, die sündige Welt in aller Wahrheit zu erweisen. Der schalkhafte Morus erwiederte seinem gutmüthigen Schwärmer: „Lieber Sohn, ist es denn nicht genug, daß wir Alle, die wir dich lieben, in das Geheimniß eingeweiht sind, daß du ein närrischer Thor bist? Bestehst du denn wirklich darauf, daß es auch die ganze Welt erfahren muß?" Will Roper zog verblüfften Angesichtes ab, allein er gab seine

Verirrungen keineswegs auf. Morus suchte ihn deßhalb auf dem Wege wissenschaftlicher, aber zugleich im Geiste der Frömmigkeit gehaltener Erörterung von der Wahrheit der katholischen Lehre zu überzeugen; allein diese ernste Methode führte ebenso wenig zum gewünschten Ziel, wie vorher die scherzhafte. Als Morus diese Sachlage mit voller Bestimmtheit erkannte, da sagte er zu seinem Schwiegersohn:

„Ich sehe wohl, daß Du mit jedem Tage hartnäckiger wirst, und daß aus dem Streiten mit Dir nichts Gutes hervorgeht; von heute an unterlasse ich dieß, aber beten will ich, daß Gott Dein Herz rühren möge." Damit trennten sie sich; Morus hielt Wort. Mit unabläßigem Gebet bestürmte er den Gott der Wahrheit, daß er mit seinem Geiste das Geistesleben seines armen Sohnes erleuchten und den Nebel der Täuschung und des Irrthums zerstreuen möge, in dessen finsterer Umarmung die edle Seele lag. In nicht langer Zeit wurde sein Gebet erhört; Roper fand den rechten Weg wieder, begann seine ketzerischen Irrthümer zu verabscheuen und bekehrte sich so vollständig, daß er in allem Sturm der wechselnden Zeiten englischer Revolution, Reformation und Reaction ein unerschütterlich treuer Katholik blieb, dem wir unter Anderem für die erste, wesentlich getreue Lebensgeschichte seines Schwiegervaters zu Dank verpflichtet sind.

Das eng vertrauliche Verhältniß, in welchem Morus zu seinem genannten Schwiegersohne stand, läßt uns auch Blicke werfen in den weit voraussehenden Scharfsinn, mit welchem Morus, fast prophetengleich, die Lage der Welt und seines Vaterlands insbesondere erkannte und durchdrang. Zu einer Zeit, wo noch keine der verhängnißvollen Fragen auf der Tagesordnung stand, in deren Gefolge die Trennung Englands von der kirchlichen Einheit erfolgte, nahm Roper einmal auf einem Spaziergang mit seinem Schwiegervater am Themse-Strand bei Chelsea das Wort, um des britischen Vaterlandes beneidenswerth glückseligen Zustand preisend zu erheben. Ein treu ka-

tholischer Fürst, so meinte der sanguinische junge Mann, eine tugendhafte und gelehrte Geistlichkeit, ein wohlhabender und kraftvoller Adel, und ein Volk treuer, durch die Bande eines einzigen Glaubens umschlungener Unterthanen, das sei doch in der That Alles, was man einer Nation zu ihrem dauernden Glücke nur wünschen könne.

„Es ist wahr, mein Sohn Roper," entgegnete Morus, „und dennoch bitte ich Gott inbrünstig, er möge gewisse Leute unter uns, die berghoch dazusitzen und riesengroß die Ketzer mit Füßen zu treten scheinen, den Tag nicht erleben lassen, an dem wir froh wären, mit den vom Glauben Abgefallenen uns dahin zu vertragen, daß wir ihnen ihre Kirchen gerne lassen wollten, wenn sie sich nur herbeilassen möchten, uns der unsrigen nicht zu berauben."

Roper sah sich gänzlich außer Stand, derartige Befürchtungen zu begreifen; allein Morus beharrte darauf und wiederholte nur: „Ich bitte bloß Gott, daß Keiner von uns diesen Tag erleben möge." Nun wurde Roper unwillig und brach in die Worte aus: „Aber, mein Herr und Vater, das ist ja eine wahrhaft verzweifelte Ansicht der Dinge." Morus sah wohl, daß er von dem beschränkten Kopfe, der vor ihm stand, nicht begriffen werde; mit der Geduld des besseren Wissens und höheren Erkennens schloß er die Unterredung mit den Worten ab: „Wohl denn, mein Sohn Roper, es soll nicht also sein, es soll nicht also sein."

Zu More's Familienleben im weiteren Sinn muß man auch das ehrwürdige Bild seines greisen Vaters rechnen. Der alte John More, der seinen Sohn so streng und herb erzogen hatte, erlebte dessen Erhebung zur höchsten Würde des Staates, zum Lordkanzleramt. John More war um diese Zeit nicht weniger als neunzig Jahre alt, aber kräftigen Leibes und frischen Geistes und immer noch amtlich thätig im „königlichen Gerichtshof". Da konnte man nun täglich, wenn der Lordkanzler auf dem Weg zu seinem Amtszimmer war, ihn vorerst im Justizgebäude

des „königlichen Gerichtshofes" ankehren sehen, um vor seinem Vater niederzuknieen, dessen Segen zu erbitten und zu empfangen. Es läßt sich wohl nicht verkennen, daß eine ähnliche Handlungsweise, in unserer Zeit und unter der Herrschaft unserer Sitten und Gebräuche vorgenommen, kaum oder gar nicht dem Argwohn der Geziertheit oder Gleißnerei entgehen könnte; sogar für jene Zeit war sie kühn genug, obgleich damals die öffentliche Bethätigung privater Verhältnisse weit mehr im Sinn und Geiste der Menschen lag, als dieß heutzutage der Fall ist.

Allein man muß die Sache aus einem höheren Gesichtspunkt beurtheilen. Dieser Mann, von welchem sich seine Zeitgenossen so manches Sonderbare ohne Widerspruch gefallen ließen, durchblickte, wie wir soeben aus dem Gespräch zwischen ihm und seinem Schwiegersohn gesehen haben, die im englischen Volk wogende und brausende, allen Andern verborgene Gährung mit voller Kraft und Schärfe. Er sah, wie alle Grundlagen eines sittlichen und gesitteten Menschenlebens in ihren Tiefen wankten; nicht nur Thron und Altar, sondern auch Eigenthum und Familie sah er schwer gefährdet zu einer Zeit, wo noch Niemand an das Vorhandensein irgend einer Gefahr überhaupt glauben wollte. Darum suchte er jederzeit, notorisch der angesehenste Mann des ganzen Königreichs, in eigener Person und durch eigenes Beispiel zu zeigen, wie hohe Verehrung allen Einrichtungen der christlichen Lebensordnung, allen Stützen hergebrachter Sitte, allen Pfeilern der öffentlichen Sittlichkeit gebühre. In diesem Sinn erwies er die nämliche kindliche Ehrfurcht, welche gewiß von Tausenden in und außer England ihren Eltern im Herzen erwiesen und im Leben bethätigt ward, seinem Vater öffentlich, weil er sich hiezu, ich darf wohl sagen amtlich, für verpflichtet hielt. Er als Lordkanzler des gesammten Reiches wollte öffentlich zeigen, daß Niemand zu gut sei oder zu hoch stehe, um gleich den andern Geboten Gottes auch deren viertes zu befolgen. Wie weise und wie edel Morus in diesem Sinne gehandelt hat, das möge erwogen und beherzigt

werden in einer Zeit, zu deren schwersten und allgemeinsten Klagen gerade das Sinken und Wanken einer jeden, namentlich auch der elterlichen Autorität gehört.

Der alte John More starb ein Jahr nach der Erhebung seines Sohnes zur Kanzlerwürde. Wie mag sein altes, derbes aber biederes Herz in Wonne gefrohlockt haben, als er den Geliebtesten seiner Nebenmenschen auf solch hohem Ehrenplatze, unmittelbar an der Seite des damals beim Volke noch allgemein geliebten königlichen Herrn stehen sah; wie wenig mochte er damals ahnen, daß gerade durch diese anscheinend so glänzende Erhebung das Verderben seines Sohnes unwiderruflich besiegelt sei! Genug, er legte sein greises Haupt nieder, ohne es nochmals zu erheben; bis zum Tode täglich besucht von seinem Sohne, der jedesmal beim Abschied zärtlich und unter Thränen das theure Haupt umschlang, betete und schlummerte er in die Ewigkeit hinüber.

Das häusliche Leben zu Chelsea im weiteren Sinne des Wortes wird vervollständigt durch den zahlreichen Kreis von Gästen, die jederzeit bereit waren, More's unerschöpfliche Gastfreundschaft dankbar anzunehmen, zumal sie keine Erwiederung zu befürchten hatten. Was Frau Alice zu der Sache gedacht und dabei gelitten haben mag, das werden Leser und Leserin sehr leicht mitempfinden, ohne daß ich ihnen dazu behilflich bin.

Im höchsten Rang der Freundschaft, und namentlich als Liebling der Kinder, stand Erasmus da, dessen dreimalige Reisen nach England wir schon früher in ihrer allgemeinen Bedeutung kurz betrachtet haben. Der Dritte im Bunde war ihr gemeinsamer Freund Cuthbert Tonstal, einer der größten Gelehrten jener Zeit und Bischof von London, ferner der Bischof Fisher von Rochester, in der Folge More's ebenbürtiger Genosse in Schmerz, Leid und Martyrtod. Auch Reginald Pole, der späterhin so berühmte Cardinal, damals ein junger Mann, fehlte nicht in dem hoffnungsvollen und ausgedehnten Kreise hervorragender oder wenigstens zu bedeutungsvollen Leistungen

und Schicksalen bestimmter Persönlichkeiten. Reginald Pole selbst pflegte in späteren Jahren zu sagen, daß er sein freundschaftliches Verhältniß zu Fisher und More höher anschlage, als dasjenige zu irgend einem Fürsten der Christenheit. Namentlich war es Erasmus, der mit einer gewissen Art von Gewerbsmäßigkeit das Geschäft betrieb, dem Hause More immer neue Freunde und Gäste zuzuführen; doch würde es für den Leserkreis dieses Buches kaum von Interesse sein, wenn ich diesen Gegenstand irgendwie in's Einzelne eingehend betrachten wollte. Ohnedieß darf man niemals vergessen, daß bei den Höflichkeiten, Complimenten und Lobeserhebungen, welche sich die gelehrten Humanisten der damaligen Zeit gegenseitig in's Gesicht sagten, vielerlei Ziererei und leerer Wind in Abzug gebracht werden muß, gerade so gut, vielleicht in noch höherem Grade, als bei den gleichartigen Windbeuteleien unserer Zeit. Hatte Cicero seinem Freunde Atticus, oder dieser ihm, irgend eine Zärtlichkeit gesagt, die wir besser für der Menschheit reizendere Hälfte aufzusparen pflegen, hatte Cicero irgend eine fade oder feine Schmeichelei dem tief gehaßten Cäsar zu Füßen gelegt, so hielt sich Jeder, der ein ächter Humanist sein wollte, strengstens verpflichtet, bei irgend einer passenden Gelegenheit, oder auch ohne eine solche, im brieflichen Verkehr mit irgend einem gelehrten Freunde entweder die nämliche oder eine ihr lächerlich gleichsehende Redensart zur Anwendung zu bringen. Die Briefe eines so bedeutenden Mannes, wie Erasmus, waren ohnedieß und von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt, und dieß ist ein sehr nachdrücklicher Grund, weßhalb man die Mittheilungen des Erasmus an Dritte über Morus und sein Haus, ja sogar den Briefwechsel zwischen Erasmus und Morus selbst, nur mit großer Vorsicht als Quelle für die Lebensgeschichte des Letzteren benützen darf.

Das letzte Mitglied des ausgedehnten und für jene Zeit im höchsten Grade merkwürdigen und musterhaften Haushalts in Chelsea ist der Narr — effectiver und privilegirter Reichs-

kanzlers-Narr Harry Pattenson. Ich habe schon erwähnt, daß Morus die Zahl seiner Bediensteten auf das äußerst Mögliche zu beschränken suchte; allein die Sache gelang ihm nicht in dem Umfang und Grad, wie er es zweifellos gewünscht hat. So mußte er z. B. bis zu seiner Entlassung nicht weniger als acht Mann bloß für den Dienst seiner Barke von Chelsea nach London zurück unterhalten und bezahlen; welche Aufgabe war es nur, diese kaum halb beschäftigten Leute vor Abwegen zu bewahren und im Geiste der Familie More fest gegründet zu erhalten. Und da Morus auf dem Fuße eines „Großen" — mehr oder minder — leben mußte, so kam er auch in die bittere Nothwendigkeit, sich einen „Hausnarren" zu halten.

Die Stellung dieser unglücklichen Menschen, anscheinend bevorzugt durch das Recht, vor den Großen der Erde freimüthig und unumwunden die Wahrheit oder wenigstens ihre Meinung über dieselbe auszusprechen, sobald es nur in guter Laune und scherzhafter Form geschah, war in der That eine sehr jammervolle. Was es heißt und wozu es führt, wenn man binnen gegebener Frist so und so viele Witze machen muß, das sehen wir an den Witzblättern unseres Jahrhunderts alle Tage. Und doch ißt selbst der schlechteste Mitarbeiter des schlechtesten Witzblattes das Wenige, was er sich erwitzt hat, wenigstens allein oder mit den Seinigen, wenn er auch eine Familie witzelnd zu sättigen verurtheilt ist; allein die Hausnarren, welche noch im sechszehnten Jahrhundert ein stehender Modeartikel in den Palästen der eigentlichen Großen, nicht nur der Fürsten und Könige, waren, mußten vorzugsweise beim Essen ihre oft in Verzweiflung an den Haaren herbeigezogenen Späße machen. Dabei wurden sie mit der größten Willkürlichkeit ächt sklavenmäßig behandelt; einmal für einen Witz, der zufällig in den Sonnenschein der Herrenlaune fiel, maßlos belohnt, gehätschelt und geliebkost, dann wieder um einer Kleinigkeit willen, die den Herrn nicht in der richtigen „Temperatur" antraf, nicht etwa gescholten, sondern gehauen und gepeitscht wie ein Hund.

Dabei haben wir geschichtliche Anhaltspunkte genug für den Ausspruch, daß die Narren sogar einen Gegenstand des Handelsverkehrs im eigentlichsten Sinn des Wortes bildeten: ein Fürst oder Herr machte einem andern mit seinem Narren ein Geschenk; ein Anderer kaufte einem Dritten den seinigen ab; der arme Narr, froh um sein Essen und ein paar Trinkgelder, hatte zu gehorchen und sein neues Lebensschicksal anzutreten. Wenigstens habe ich nie und nirgends etwas davon gelesen, daß die Gerichtshöfe des sechszehnten Jahrhunderts in solchen Fällen besonders geneigt waren, die persönliche Freiheit und die Menschenwürde in ihren Schutz zu nehmen: sie hatten so viele Vagabunden, Bettler und Diebe an ihre Galgen aufzuhängen, daß sie mit Uebereinstimmung des Volkes froh waren, wenn wieder ein solcher armer Strolch an sein tägliches Brod gebracht war.

Das war im Allgemeinen und in der Regel die harte Wirklichkeit des Narrenwesens in jener mitleidarmen Zeit; selbst die Darstellung, welche Shakespeare in seinen Lustspielen und in einigen seiner ernsten Dramen von der Sache gibt, ist ganz bedeutend idealisirt und poetisch verschönert.

Aber nicht also war die Stellung des Narren Harry Pattenson im Hause des Thomas Morus. Auch in dieser menschenunwürdigen Angelegenheit zeigte Morus den wahren Christen. Vor Allem ward beseitigt jede Spur einer unwürdigen Behandlung; Pattenson war Diener und Mitglied der Familie im weiteren Sinn des Wortes, wie jeder Andere; sein besonderes Vorrecht war allerdings, Jedem ganz besonders und ohne Furcht vor einer Rüge seines Herzens Meinung zu sagen, vorausgesetzt natürlich, daß er dabei in den Grenzen anständiger Form blieb. Dieß gelang ihm allerdings nicht immer, wie denn Jeder von uns, wenn er an die Erfüllung seiner Berufspflichten denkt, an seine Brust schlagen darf. So saß eines Tages an More's gastlicher Tafel ein Mann als Geladener, der bei der Vertheilung der Nasen durchaus nicht zu kurz gekommen war.

Pattenson glaubte, die Sache schlage in seine Amtsgewalt, und äußerte lauter als nothwendig: es sei Jemand hier bei Tisch, der offenbar Handel treibe nach dem Nasenvorgebirg. Aller Augen wandten sich unwillkürlich nach dem unglücklichen Großnasigen; dabei herrschte ein allgemeines, verlegenes Stillschweigen. Der Hausnarr empfand recht wohl, daß er einen Fehler begangen habe, und war bemüht, auf seine eigenthümliche Art wieder in den Sattel zu kommen. Er sagte deßhalb: „Einen Lügner und Verleumder nenne ich Jeden, der etwa behaupten möchte, die Nase jenes Herrn sei groß; ich behaupte vielmehr und fordere jeden Gegner dieser Behauptung heraus, mit guten Gründen mir zu widersprechen — ich behaupte, wiederhole ich, daß die besagte Nase eine hübsche, kleine Nase, eine Art Näschen ist.“ Das war für Leute, welche den colossalen Gesichtsschmuck fortwährend unter den Augen und dabei neben guter Speise auch Bier und Wein nicht bloß vor sich stehen hatten, zu viel: das allgemeine Gelächter zwang den beinahe mitlachenden Hausherrn, seinen Narren von der Tafel wegzuweisen. Pattenson, der eine ganz besondere Eitelkeit dareinsetzte, daß er Alles, was er einmal angefangen, auch zu einem glücklichen Ende zu führen wisse, widersetzte sich der Ausführung des Befehles; mit fabelhafter Geschwindigkeit setzte er sich in den Stuhl des Hausherrn, welchen dieser in der Aufregung des Augenblickes verlassen hatte, und rief laut mit täuschender Nachahmung von More's Stimme und Geberde: „Meine Herren, auf einen Umstand möchte ich Sie nachdrücklich aufmerksam machen: auch nicht die geringste Spur von einer Nase sitzt in dem Angesichte jenes Herrn.“ Die wohlgelungene Maske brachte selbst den Träger der ungeheuren Nase auf die Seite des Narren, und mit allgemeiner Zustimmung ward ihm Verzeihung und Weiteressen gewährt.

Uebrigens wird es für unsere Zwecke genügen an der Mittheilung dieser einzigen Anekdote, welche die Stellung des Narren im Hause und seine Behandlung durch den Hausherrn

charakterisirt; noch viele andere erzählt man sich, ohne daß sie viel besser wären. Der Narr vergalt, so gut er nur konnte, durch die schlichte Einfalt eines treuen Herzens, durch eine Ergebenheit und Dankbarkeit ohne Grenzen; und als sein Herr in das Kreuzfeuer der Verfolgung und in die Bitterkeit des Elends gerieth, da ließ er sich von ihm unterbringen, wo es dem Herrn selbst beliebte, und er befand sich wohl dabei. Wir werden dem harmlosen Diener im Fache der harmlosen Narrheit noch ein oder das andere Mal begegnen.

Die in den vorausgegangenen Blättern versuchte Darstellung von More's häuslichem Leben erhebt keinen Anspruch weniger, als jenen der Vollständigkeit; ihre Absicht geht nur darauf, die Leser anzusprechen durch eine wahre und anschauliche Schilderung der Zustände in einem Hause, das in und außer England als eine Art Weltwunder angestaunt wurde, weil es sich hoch emporgehoben hatte über die Culturstufe jenes Jahrhunderts. Heutzutage gibt es sicherlich bei Katholiken und Nichtkatholiken gar manche Familie, welche in Bezug auf Tugend und Bildung recht wohl den Vergleich aushalten kann mit dem häuslichen Kreise von Chelsea. Wozu es damals des ganz außerordentlichen Geistes und anfeuernden Beispiels eines Thomas Morus bedurfte, das leistet jetzt ganz häufig ein einfacher Familienvater, eine schlichte Mutter, jedes in seiner Art; man lobt und liebt die Leute im einzelnen Fall, aber man staunt sie nicht mehr an. Und so sehen wir auch in diesem Fall, daß es unwahr ist, wenn man die Schlechtigkeit der Zeit als eine immer fortschreitende und stets entsetzlicher werdende darstellt: unwahr schon deßhalb, weil noch jedes Jahrhundert seit Christus das Nämliche von sich ausgesagt hat, weil mit vollem Recht sie alle erkannten, wie tief sie zurückgeblieben sind hinter dem Ideale christlicher Vollkommenheit; unwahr aber auch aus einem viel tieferen Grunde. Der Geist Gottes, der schöpferische Geist, welcher das Angesicht der Erde erneuert, muß zwar unablässig für die arme, sündige Menschheit den Kampf der Erlösung und

Heiligung kämpfen; allein der Herr schlägt seine Schlachten nicht ohne Erfolg, sondern in immer weitere Fernen, in immer größere Kreise, in immer dunklere Schlupfwinkel der Finsterniß dringt das helle Licht des Evangeliums, die Freude der Aussöhnung mit Gott, überall im tiefsten Grunde ausgehend von der römisch-katholischen Kirche, selbst bei Denen, welche sich ihres Segens nicht bewußt sind, ja sogar bei Denen, welche sie hassen, bekämpfen und verwünschen. Ja, besser wird es mit der Menschheit, auch wo uns die unerforschlichen Plane Gottes nicht erkennbar sind, besser in Haus und Familie, in Gemeinde und Staat, in Kirche und Religion. Und an dem Tage möge mich Gott rasch hinwegnehmen von der Erde, an welchem ich so unglücklich wäre, diesen Glauben aus dem Herzen verloren zu haben.

## III.

## Amtliche Stellung. Literarische Thätigkeit. Persönliche Erscheinung.

Es mag — man weiß es in der That nicht gewiß — im Jahre 1508 gewesen sein, als Morus seine praktische Laufbahn als Rechtsanwalt kurz nach seiner ersten Vermählung im Stadttheile Bucklersbury zu London antrat. So sehr ihn zu diesem Beruf seine gründlich wissenschaftliche juristische Bildung befähigte, so schienen doch die Tugenden strenger Gerechtigkeit, unerschütterlicher Uneigennützigkeit und christlicher Friedensliebe, welche Morus in hochgesteigertem Grade besaß, dem Emporkommen eines jungen, vermögenslosen Anwalts, der für eine sich rasch vermehrende Familie zu sorgen hat, eher hinderlich entgegenzustehen, als förderlich zuzulächeln: allein sie schienen es auch nur.

Fern von Rabulisterei jeder Art, strebte Morus dem Ideale nach, nicht nur keine schlechte oder frivole Sache anzunehmen,

sondern bei der Auswahl seiner Anwaltspraxis sich auf solche Prozesse zu beschränken, welche ihm nicht nur auf Seiten seiner Partei gerecht schienen, sondern in der That vor jedem Richter als solche erkannt werden mußten. Und selbst in Fällen solcher Art rieth er, der in jeder Beziehung des Lebens vom Geiste des Christenthums erfüllte und geleitete Mann, stets zum Nachgeben und Vergleichen, nie zum leidenschaftlichen Beharren. Zugleich war er in jener Zeit, wo es noch keine Taxordnungen gab, sondern die Belohnung des Anwalts Sache der freien Vereinbarung zwischen ihm und seinem Clienten war, einer der allerbilligsten Anwälte.

Das Zusammentreffen solcher Eigenschaften bei einem ohnedieß so beliebten und hochgeachteten jungen Mann, und die zahlreichen gerichtlichen Erfolge, welche eine naturgemäße Consequenz seiner strengen Auswahl der Prozesse waren, bewirkten bald ein außerordentliches Zusammenströmen des rechtsuchenden Publikums einer so gewaltigen Handelsstadt, wie London, zu dem Geschäftszimmer des jungen Anwalts. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse, sein ganz außerordentliches Gedächtniß, sein scharfer Verstand und seine edle, überzeugungsvolle Beredsamkeit trugen ihm die Achtung der Besten und die Bewunderung Aller ein.

So kam es, daß er schon im Jahre 1510 zu dem Amte eines Unter-Sheriffs der Stadt London erwählt wurde. Diese Beamtung schloß nach damaligen Sitten und Gebräuchen den gleichzeitigen Fortbetrieb der Anwaltschaft nicht aus, obgleich der Träger dieser Würde nicht nur an der Gemeindevertretung und an der Vertheidigung der Privilegien Londons mitzuarbeiten, sondern auch friedensrichterliche und selbst streng richterliche Amtshandlungen vorzunehmen hatte. Morus selbst sagt uns dieß auf das Deutlichste, indem er in einem seiner uns erhaltenen Briefe mit klaren Worten sagt, daß er „streitige Rechtsangelegenheiten führe, anhöre, als Schiedsrichter und als eigentlicher Richter entscheide".

Für einen Mann wie Morus, der sich eine streng noble Beschränkung seiner Anwaltspraxis als Pflicht nicht nur der Standesehre, sondern der Religion auferlegte, war das Amt eines Unter-Sheriff um so angenehmer, als es nach den bescheidensten Nachrichten, welchen ich mich am liebsten anschließe, mit einem Gehalte von 100 Pfund verbunden war, was heutzutage einen Kaufwerth von mindestens 12,000 Mark darstellt und als Zulage neben einer Anwaltschaft immerhin freundlich begrüßt werden konnte, um so mehr, als Gesundheit und Arbeitskraft nichts zu wünschen übrig ließen.

Kein Wunder also, wenn wir gerade in diesem Lebensabschnitt unseres Helden seine ungetrübte Heiterkeit und seine Gabe zu wohlgelungenen Scherzen ganz besonders von allen Berichterstattern hervorgehoben sehen. Wie sollte er auch nicht fröhlich gewesen sein mit seinem reinen Gewissen, seiner glücklichen Vermögenslage, seiner lohnenden Arbeit, seiner blühenden Gattin und seinen kerngesunden Kindern? In der That, er war damals ein glücklicher Mann; und weit entfernt, dadurch übermüthig zu werden, benützte er diese ruhigen Tage, um in sich zu befestigen die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit alles irdischen Glückes und von der einzig dauerhaften Ruhe der Seele in Gott. Vermögen wir ihm nicht nachzufolgen, so lasset uns ihm doch mit Bewunderung nachschauen, wie er festen Schrittes und sichern Pfades den Weg zum Himmel emporwandelt, ohne seine gewöhnliche Umgebung auch nur ahnen zu lassen, daß in dieser Seele etwas Außerordentliches verborgen liegt und vor sich geht.

Daß er, der stets aufgelegte Witzmacher, auch nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn die Pfeile des Spaßes und Spottes gegen ihn selbst gerichtet wurden, versteht sich eigentlich von selbst, wird uns aber von seinen Zeitgenossen übereinstimmend in glaubwürdigster Weise bestätigt.

Dagegen muß ich bekennen, daß Morus in den thatsächlichen Späßen, welche er sich zuweilen erlaubte, so weit ging,

als nur immer möglich; und ich kann Einzelnes dieser Art nur dem derben Geiste des Jahrhunderts und dem Uebersprudeln jugendlichen Kraftgefühls zuschreiben.

So wird beispielsweise von zuverlässigen und fast gleichzeitigen Berichterstattern folgende Anecdote erzählt:

Als Morus nebst andern Richtern in seiner Eigenschaft als Unter-Sheriff den Gerichtshof von Newgate bildete, kam es vor, daß ein hochbetagter, des ewigen Jammers, Elends und Aufhängens mit gutem Grund überdrüssig gewordener Richter seinen Unmuth mehr gegen die Bestohlenen als gegen die Diebe richtete und die Leute, welchen Geldtaschen abgeschnitten oder sonstige Sachen vom Leibe hinweg entwendet worden waren, gehörig oder vielmehr ungehörig anfuhr und ausschalt. Morus mochte dieß auf die Dauer nicht leiden und wußte sich folgendermaßen zu helfen:

Er versprach einem der Hauptstrolche, der auf die Urtheilssitzung des nächsten Tages verwiesen war, Straflosigkeit für einen Diebstahl, wenn derselbe die Börse des besagten armen alten Richters mit glücklichem Erfolg zum Gegenstand haben sollte. Natürlich freute sich der Strolch seines Complotts mit Richter Morus ganz unbändig. Als nun am folgenden Morgen seine Sache aufgerufen wurde, behauptete der Dieb, er habe Vertheidigungsgründe für sich, die er nur dem ältesten Richter des Collegiums vorerst heimlich anvertrauen könne. Die Naivetät der Zeit und des englischen Rechtsverfahrens führte das Ergebniß herbei, daß man in der That auf die von dem Angeklagten gestellte Bedingung einging und ihm erlaubte, dem alten Herrn so lange in's Ohr zu plauschen, als er Zeit nöthig hatte, um dessen wohlgespickte Geldbörse abzuschneiden. Dann zog er sich bescheiden, mit einem vielsagenden Blick auf seinen Mitschuldigen Morus, nach der Anklagebank zurück. Es wurde nun weiter verhandelt und Morus benützte die Veranlassung eines anderweitigen Todesurtheils, um die Sammlung eines Almosens für einen zum Galgen verdammten armen Sünder

zu veranlassen und in Person zu eröffnen. Als die Reihe, seine milde Hand aufzuthun, an den Richter mit der abgeschnittenen Tasche kam, war derselbe entsetzt ob seines Unglücks, zumal er sich ganz bestimmt erinnert hatte, die Börse mit reichem Inhalt diesen Morgen in den Gerichtssaal gebracht zu haben. Jetzt war Morus auf dem Platze: er fragte, ob das die Sorgfalt sei, welche der alte Herr Collega so oft unter Schelten und Schimpfen von seinen Nebenmenschen verlange, oder ob er vielleicht behaupte, von einem seiner Amtsbrüder bestohlen worden zu sein? Der alte Herr saß so verblüfft da, als ob ihm das Licht des Verstandes auslöschen wolle; jetzt zündete Morus ihm ein anderes an, indem er den abgeurtheilten Dieb nochmals vorrufen und in Gegenwart des versammelten Publikums die entwendete Börse herausgeben und die ganze Geschichte erzählen ließ. Ob die englische Justiz sich diese Geschichte als einen harmlosen Scherz gefallen ließ, wird uns von Niemand berichtet; wohl aber wird ganz naiv hinzugefügt, Morus habe seinem alten Amtsbruder noch einen bündigen Verweis ertheilt, des Inhalts, daß er künftighin nicht von der schuldhaften Nachlässigkeit Anderer grollend reden solle, da er selbst nicht einmal im Stande sei, seine Geldtasche in einer Gerichtssitzung vor Schaden zu hüten.

Meiner vieljährigen Erfahrung aus öffentlichen und geheimen Gerichtssitzungen entspricht die Sache sehr wenig; allein ich bin eben ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und beuge mich gern vor der Autorität der geschichtlichen Zeugen, indem ich dem Leser die Entscheidung überlasse.

Verheirathet und mit Amtsgeschäften überhäuft, blieb Morus gleichwohl gelehrter und literarischer Thätigkeit getreu. Sie hatte ihn schon als jungen Mann zu einer in ganz Europa mit hoher Achtung genannten Persönlichkeit gemacht, und ich glaube, daß seine unbedingten Verehrer irren, wenn sie ihm jedes Gefühl für Gelehrtenruhm absprechen wollen; er müßte wirklich mit den Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts auch nicht

den geringsten Zug gemein haben, was doch sehr unwahrscheinlich ist. Allein das ist gewiß: Liebe zu allem Edlen und reines Streben nach den höchsten geistigen Gütern waren seine Hauptbeweggründe bei der fast unausgesetzten schriftstellerischen Wirksamkeit, welche ihm vorzugsweise den ehrenvollen Beinamen „Englands Zierde" eingetragen hat.

Seine Progymnasmata und seine lucianischen Studien haben wir schon früher vorübergehend betrachtet; es wird uns jetzt obliegen, um einige Schritte in die Zukunft hineinzugreifen, damit wir später die öffentliche Wirksamkeit des Mannes in ununterbrochenem Zusammenhang darstellen können.

Eine zahlreiche Sammlung meist sehr guter Sinngedichte zeigt uns den Scherzredner des alltäglichen Lebens, geschmückt durch den Dichtermantel. Dieser schon im klassischen Alterthum bis zu hoher Vollendung ausgebildeten Dichtungsform ist Morus während vieler Jahre nicht untreu geworden; denn seine Epigramme umfassen eine Zeit von vielleicht dreißig Jahren. Sie fanden bei den gelehrten Zeitgenossen großen Beifall, und zwar mit vollem Rechte. Vor Allem sind sie ausgezeichnet durch sittliche Reinheit, frische, lebendige Gedanken, treffenden Witz und kurze, knappe Form; manche beziehen sich auf Zeitereignisse, viele auf rein wissenschaftliche Gegenstände, einzelne auf das eigene häusliche Familienglück.

In einem oder dem andern Epigramm hatte sich Morus als begeisterter englischer Patriot nicht versagen können, einen jungen französischen Gelehrten Namens Germain de Brie (Germanus Brixius genannt) anzugreifen. Dieser Mann, dem übrigens weder Talent noch Verdienst abgesprochen werden konnte, und der namentlich auch mit Erasmus innig befreundet war, hatte ein kleines Heldengedicht herausgegeben über einen Seekampf, wobei das große französische Schiff Cordelière (Chordigera) mit dem englischen „Regenten" in blutigem, erbittertem Kampf rang, bis endlich beide Kriegsschiffe ein Raub der Flammen wurden. Es läßt sich sehr leicht begreifen, wie

beiderseits alle nationalen Leidenschaften an diesem Schiffsbrande gleichfalls emporflammten: so kam es denn, daß Germain de Brie sich nicht damit begnügte, seinen Landsleuten und ihrem Heldenmuth gerechtes Lob zu spenden, sondern er vergaß sich so weit, die gesammte englische Nation zu schmähen und zu beschimpfen. Dagegen trat nun Morus mit einigen Sinngedichten auf, welche natürlich auch nicht vom feinsten Kaliber waren. Darob große Erbitterung des Brixius, die sich nach Gelehrtenart in einem Buche gegen Morus Luft machen wollte. Erasmus, Beider Freund und über den Gegenstand ihres Ingrimms erhaben, auch Feind jedes Scandals, bemühte sich, das Ausbrechen weiteren literarischen Zankes durch freundlich besonnenen Zuspruch zu verhüten; allein es gelang ihm nicht. Der Anti-Morus des Germain de Brie trat an's Tageslicht, und so wenig ich meine Leser im Uebrigen mit Einzelnheiten aus diesem leidenschaftlichen Machwerk langweilen will, so verdient doch ein Punkt, weil mit More's weiteren Lebensschicksalen in Zusammenhang stehend, eine Erwähnung.

Am 22. April 1509 hatte nämlich nach seines Vaters Tod der jugendlich hoffnungsvolle, durch körperliche Schönheit wie durch reiche Geistesgaben gleich ausgezeichnete Heinrich der Achte den Thron bestiegen, und More hatte dieses Ereigniß durch ein Gedicht erwähnt, welches ich schon einmal in einem andern Zusammenhang anführen mußte, und das er jedenfalls weit besser ungeschrieben gelassen hätte. Weder die sehr weit getriebene Schmeichelei gegen den neuen, erst 18 Jahre alten König, noch viel weniger der herbe Tadel, welcher dem Verstorbenen mit in's Grab gegeben wird, verdienen Billigung. Man darf sogar sagen, es eröffne einen schlimmen Ahnungsblick in das Gemüthsleben des jungen Herrschers, wenn einer seiner Unterthanen den Versuch wagen durfte, sich ihm durch herben Tadel des eben dahingeschiedenen Vaters zu empfehlen, eines Monarchen, der bei Fehlern gar mancher Art gleichwohl den Bürgerkrieg beendigt und Englands Gegenwart neu gestaltet,

seine Zukunft fest begründet hatte. Also, dieses Gedicht ist unter allen Umständen einer jener wenigen Punkte in More's Leben, welche sein vernünftiger und gemäßigter Verehrer nur bedauern kann.

An diesem Punkte nun griff Brixius den verhaßten Gegner in einer Weise an, die ihm selbst allerdings zur höchsten Unehre gereicht. Er denuncirte nämlich den Tadler des Vaters bei dem Sohne, welchem er in's Gesicht sagte, daß er jede Beleidigung des Verstorbenen, dem er Leben und Krone verdanke, als eine ihm selbst zugefügte Beleidigung anzusehen habe. Morus fühlte tief den Stachel dieser Rede, und von Allem, was Brixius geschrieben, fiel sie ihm am schwersten; denn er sagt selbst in einem Briefe an Erasmus, es habe seinem Gegner nicht an dem bösen Willen, sondern nur an dem genügenden Einflusse gefehlt, um ihn, Morus, zu Grunde zu richten.

Ob und welchen Eindruck die ganze Sache in Heinrichs verschlossenem Gemüthe zurückließ, weiß ich nicht zu sagen; unbekannt ist sie ihm sicherlich nicht geblieben, und jedenfalls bezeichnet sie wieder eine derjenigen Thatsachen, welche die allmälige Annäherung und den schließlich so verhängnißvollen Zusammenstoß zwischen dem König und dem besten seiner Unterthanen vorbereiteten und herbeiführten.

Morus verlor beim ersten Lesen des Anti-Morus seine sonstige stoische Gleichgültigkeit und war erfüllt von Entrüstung und Erbitterung gegen den Verfasser. Allein bei ihm legte Erasmus sich mit besserem Erfolg in's Mittel, als bei dem Franzosen, und Morus zeigte abermals, wie wahrhaft edelgesinnt er war. Er ließ, um dem Leser ein auf vollständiger Sachkenntniß beruhendes Urtheil möglich zu machen, seine veranlassenden Epigramme, die Chordigera und den Anti-Morus des Gegners und seine Replik in einem Bande zusammen drucken und war eben bereit, dieses Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben — fünf Exemplare waren schon verkauft — als er einen Brief von Erasmus erhielt, mit der flehentlichen Bitte, jede weitere

Antwort gegen den Franzosen zu unterdrücken und durch Schweigen dem Streit ein Ende zu machen.

Und in der That: Morus kaufte und vernichtete die ganze Auflage seines eigenen Werkes. Er stand allerdings damals schon im königlichen Staatsdienste, was ich um der Gerechtigkeit willen nicht verschweigen darf; allein der Mantel dieses Dienstes „hing lose um seine Schultern", und außerdem hätte König Heinrich VIII. gegen einen Anti-Brixius sicherlich nichts zu erinnern gehabt, da ja Morus, was er etwa zu viel gethan, jedenfalls nur aus edler patriotischer Gesinnung gethan hatte.

Jetzt gab aber de Brie keine Ruhe; in der Vorrede zu einem neuen Buche über einen andern Gegenstand griff er seinen großen Gegner von Neuem, und zwar gerade wegen seines Schweigens an. Das war nun zu stark, und Morus schrieb einen für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief an Brixius selbst, in welchem er die Geschichte des ganzen Handels darstellt und mit seinem Gegner, als Mensch und als Schriftsteller, gerade so vernichtend umgeht, wie es der Geschmack jener auf allen Lebensgebieten gewaltthätigen Zeit auch bei gewöhnlichen literarischen Fehden liebte und verlangte. Allein auch dieses Werkchen zeigte er zuerst dem Erasmus, bevor er es in die Welt hinausgehen ließ; dieser rieth dem Brixius, in seinem eigenen Interesse Ruhe zu versprechen; so geschah es, und der einfältige Streit verendete schließlich an allseitiger Langweile.

Das waren die Rosen, welche dem Morus seine epigrammatische Dichtkunst eintrug; wir können daraus mindestens so viel lernen, daß die Herren Gelehrten vor drei Jahrhunderten die nämlichen Käuze waren, welche sie heutzutage sind.

Ebenfalls während seiner Berufsthätigkeit als Anwalt und Unter-Sheriff beschäftigte sich Morus auch mit Studium und Schriftstellerei auf dem Gebiete der Geschichte. Man kann es wohl sagen, daß er auf diesem Gebiete noch weniger Glück und Erfolg hatte, als auf dem der Epigramme. Die Ursache hievon

lag theils in der eigenthümlichen Geistesbildung des Mannes, theils in der unglücklichen Wahl des Gegenstandes, mit welchem er sich vorzugsweise beschäftigte.

In ersterer Hinsicht ist zu bemerken, daß es eben damals Modesache war, die Geschichtschreiber der alten classischen Literaturen von Hellas und Rom nicht nur zu bewundern, sondern auch nachzuahmen, schon damit die lesende Menschheit erkenne, wie gelehrt der Verfasser sei. So kam Morus auf den ganz unglücklichen Gedanken, als Geschichtschreiber in den Bahnen des alten Griechen Thucydides zu wandeln, Bahnen, die überhaupt und an sich vielfach nicht richtig, jedenfalls aber für die moderne Literatur gänzlich unfahrbar sind. So kam Morus in die Gefahr einer gezierten Sprache, er, der nirgends schöner und hinreißender schreibt, als wo er sich ganz recht von Herzen gehen läßt; auch verfiel er in den entsetzlichen Fehler jener unwahren, langen und langweiligen, erdichteten Reden, zu deren Fiction Thucydides so viele seiner Nachfolger verleitet hat. Auf der andern Seite muß jedoch zum Lobe More's, der bei jedem Unternehmen von großen Gedanken und hohen Idealen erfüllt und geleitet war, gesagt werden, daß er durch sein Werk die öde Gedankenlosigkeit der bisherigen englischen Chroniken auf einmal überwinden wollte und auch wirklich abgethan hat. Zugleich wollte er einen wichtigen Beitrag leisten zur Weiterentwicklung seiner Muttersprache, und auch diesen Zweck hat er erreicht. Denn das Buch, obgleich sowohl in englischer als in lateinischer Sprache unvollendet, ist und bleibt ein merkwürdiges Denkmal der britischen Literatur, wie sie aus der legendenartigen Einfalt des Chronisten sich emporzuraffen und aufzuschwingen strebt zur ächten und vollen Würde der Geschichtschreibung.

Was nun den Gegenstand des Werkes betrifft, so behandelt dasselbe nichts Geringeres, als das Leben König Richards III., den Jedermann aus Shakespeare's berühmtem Trauerspiel als ein Scheusal ohne Grenzen kennt. Solche Dinge sind an und

für sich nicht sehr wahrscheinlich und meistens auch nicht ganz wahr; gerade im vorliegenden Fall scheint durch die neuesten Forschungen Shakespeare's Auffassung und Darstellung in wichtigen Fragen nicht bestätigt zu werden, und More's Behandlung der Sache und des Mannes, wesentlich von gleichen Voraussetzungen ausgehend, wie der große Dichter, verliert eben dadurch den bleibenden Werth eines geschichtlichen Quellenwerkes und sinkt herab auf das Niveau einer allerdings ungewöhnlich geistvollen und gewandten Parteischrift. Bei Ausführung des Buches war Morus sehr wesentlich unterstützt durch seinen früheren vertrauten Verkehr und mehrjährigen Aufenthalt mit Cardinal Morton und in dessen Hause; Morton hatte ihm nicht nur viel Interessantes mündlich mitgetheilt, sondern auch Manuscripte von seiner Hand in More's Besitz gelassen. Morton selbst aber war eine Hauptperson auf dem stürmischen und drangsalvollen Schauplatz jener Begebenheiten gewesen, deren Geschichte jetzt sein dankbarer und ergebener Zögling zu schreiben unternahm. Allein Morton war der entschiedenste Gegner Richards III., er vorzugsweise war der Mann gewesen, durch dessen Geist und Thatkraft Heinrich VII. den englischen Thron bestieg. Dieß wußte Morus nicht immer gehörig zu würdigen, und darum wird wohl seine Darstellung eine solche bleiben, die man als Kenner mit großer Freude genießen, aber als nach Wahrheit strebender Leser nur mit großer Vorsicht benützen kann. Die Beschuldigung, More habe sein Buch mit absichtlicher Wahrheitswidrigkeit im Interesse des zum Throne gelangten Hauses Lancaster gegen das besiegte Haus York geschrieben, ist zu niedrig, als daß sie an dem Bilde eines Mannes, wie unser Thomas, könnte haften bleiben; im Gegentheil sollen die neuesten englischen Geschichtsforschungen in manchen einzelnen Punkten seine Erzählung, die man schon aufgegeben hatte, wieder zu ihrem Rechte gebracht haben. Im Einzelnen will ich mir nicht das mindeste Urtheil in der Sache anmaßen, da sie nicht zu meinem Gegenstande gehört, in More's Leben keine irgend-

wie ersichtliche Rolle gespielt hat und keineswegs geeignet ist, auf seinen Charakter auch nur den geringsten Schatten zu werfen.

Mit gutem Grunde zählt man dagegen zu den bedeutungsvolleren literarischen Leistungen More's seinen in lateinischer Sprache geschriebenen Brief an Martin Dorpius. Dieser hochgeachtete, gelehrte Professor der Theologie an der Universität Löwen trat gegen Erasmus auf wegen der in seinem „Lob der Narrheit" enthaltenen, geißelnden Persiflage des Mönchthums und der damit zusammenhängenden Fragen über Unterricht und Wissenschaft. Namentlich erklärte sich Dorpe gegen die von Erasmus verlangte neue Ausgabe des neuen Testamentes in griechischer Sprache mit Uebersetzung und Anmerkungen, weil eine derartige Neuerung dem Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung nur schädlich sein könne. Dagegen vertheidigte Erasmus sein Werk würdig und maßvoll, wie es beider Gegner würdig war, beharrte aber auf seinen Behauptungen des sittlichen und wissenschaftlichen Verfalls bei einem großen Theil der Geistlichkeit, auf der Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der heiligen Schriften und auf der grundlegenden Wichtigkeit der Kenntniß griechischer Sprache und Literatur überhaupt für den bezeichneten Zweck. — Dorpe gab eine zweite Schrift gegen Erasmus heraus, die wesentlich den Standpunkt der früheren aufrecht erhielt; und nun übernahm es Morus, welcher sich damals in Staatsgeschäften auf holländischem Boden befand, den Streit zwischen Dorpe und dem in Basel weilenden Erasmus auszugleichen. Es sind die humanistischen Studien, die classische Philologie und in tieferem Hintergrunde überhaupt die höheren wissenschaftlichen Bestrebungen, welche Morus vertheidigt gegen die Finsterlinge und Unwissenden, welche auf dem Weg des Obscurantismus, mit welchem die katholische Kirche nichts gemein hat, ihr zu dienen meinten und suchten. Das lange Schreiben, in welchem Morus seinen Zweck zu erreichen strebte, ist getragen von warmer Freundschaft für Erasmus, nicht minder jedoch



von freundschaftlicher Hochachtung gegen den bekämpften Dorpe; in der Sache selbst vertheidigt er einerseits die Berechtigung des unabhängigen Bibelstudiums neben der Vulgata; andererseits nimmt er des Erasmus Buch über „das Lob der Narrheit" mit einer Wärme in seinen Schutz, wie sie fast nur von Dem erwartet werden konnte, welchem das viel angefochtene Werk zugeeignet, unter dessen Dach es vollendet worden war.

In dieser Angelegenheit trug jedoch Morus mit seiner aufrichtigen, aus dem edelsten Herzen kommenden Sprache einen glänzenden Sieg davon. Dorpe nämlich, ein braver, dem Streben nach Wahrheit mit gewissenhaftem Ernste hingegebener Mann, nahm sich die gewichtigen Gegengründe More's so sehr zu Herzen, daß er beschloß, vor allen Dingen gehörig Griechisch zu lernen, bevor er wieder über die Sache rede. Diese seine Bekehrung sprach er in einer öffentlich gehaltenen Rede unumwunden aus, und die Folge war — man verkenne nicht den Geist und Charakter des sechszehnten Jahrhunderts —, daß Dorpe in der That seines Amtes entsetzt wurde.

Bevor ich zu der Besprechung von More's berühmtestem Werke, dem Staatsroman „Utopia", und dann zur Schilderung seiner diplomatischen und politischen Laufbahn übergehe, sei es mir gestattet, gleichsam als Ruhepunkt für die Leser, die äußere Erscheinung des Helden unserer Geschichte mit den Worten zu schildern, welche sein Freund Erasmus diesem Gegenstande gewidmet hat.

Thomas Morus war von mittlerem Körpermaß, wohlgebaut, nur mit den ziemlich plumpen Händen ausgestattet, welche den rastlosen, unermüdlichen Arbeiter kennzeichneten. Er hatte die schlechte Gewohnheit, beim Gehen die rechte Schulter etwas höher zu halten als die linke, und noch außerdem den damals üblichen Mantel schief umzuhängen, so daß er, ohne in Wirklichkeit einseitig zu sein, es gleichwohl schien. Seine Gesichtsfarbe war zart, nicht gerade krankhaft blaß, aber doch nur durchscheinend röthlich; die Haare zwischen dunkel und blond in

der Mitte, also wohl nach unserer Ausdrucksweise kastanienbraun, die Augen grau, mit ruhigem und durchdringendem Blick. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, das Grau der Augen sei „mit einigen Flecken untermischt gewesen, eine Eigenthümlichkeit, welche damals in England für besonders schön gegolten habe und auf reiche Geistesbegabung schließen lasse". Die Nase war ziemlich stark und groß, der Mund fein und von mäßiger Größe, das Kinn rund und kraftvoll. Seine Stimme war die eines Mannes, der zum Redner geboren zu sein scheint, deutlich, weithin vernehmbar, kraftvoll, nie stockend und nie weichlich singend. Im Reden aus dem Stegreif hatte der seit frühester Jugend an Selbstbeherrschung jeder Art und feste Besonnenheit so sehr gewöhnte Mann eine ganz besondere Meisterschaft, welche durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt wurde. Der ganze Ausdruck seines Angesichtes war vorherrschende, ungetrübte Heiterkeit, obgleich er in späteren Jahren auch das Bewußtsein seiner hohen amtlichen Stellung und Würde recht wohl zur Erscheinung zu bringen wußte. Er erfreute sich einer guten, vorzugsweise durch die strengste Mäßigkeit gestärkten Gesundheit. Schwarzbrod, Pöckelfleisch, Eier und Milch waren seine Lieblingsspeisen; geistige Getränke genoß er wenig, am ersten noch Bier, selten Wein. Seine liebste Unterhaltung war ernste oder scherzhafte Unterhaltung mit guten, wenigstens in der Hauptsache gleichgesinnten Freunden; ihr opferte er gerne und stundenlang seine von allen Seiten so sehr in Anspruch genommene Zeit. Dagegen mied er gänzlich Karten, Würfel und jeden andern derartigen geisttödtenden Zeitvertreib.

Holbein ist es vorzugsweise, durch welchen die Züge More's in meisterhafter Vollendung auf uns gekommen sind. Freilich war es erst im Jahre 1526, also zu einer erheblich späteren Zeit, als diejenige, von welcher wir hier sprechen, daß der berühmte Hans Holbein der Jüngere, damals 30 Jahre alt, auf den Rath des Erasmus und mit einem Empfehlungsschreiben desselben versehen, nach Chelsea kam. Allein ich weiß

keine passendere Stelle, um von der Sache zu reden, als gerade hier. Auch an Holbein, wie an so manchem Zeitgenossen, hat Morus die uneigennützigste und reichlichste Gastfreundschaft geübt; drei Jahre lang hat er ihn in seinem Hause behalten, bis endlich König Heinrich VIII., ob zufällig oder in Folge einer weisen Veranstaltung, Holbeins Gemälde im Hause seines Kanzlers Morus sah, mit raschem Blick den großen Künstler erkannte und ihn auf Lebenszeit in seine Dienste nahm. Unter Holbeins Namen finden sich eine ziemlich bedeutende Anzahl von Porträts seines großen Wohlthäters, die jedoch nicht alle ächt sind; er hat ihn bald allein, bald in Gesellschaft seiner Familienangehörigen gemalt.

Der erste Rang unter diesen Bildern soll nach Ansicht der Kenner einer Zeichnung Holbeins gebühren, welche zu Kensington aufbewahrt ist. Dieselbe ist, wie eine große Anzahl ebendaselbst aufgefundener Porträts historischer Persönlichkeiten vom Hofe Heinrichs VIII., mit schwarzer Kreide auf fleischfarbiges Papier gezeichnet und wird um ihrer Kraft und Lebendigkeit willen den vorzüglichsten Gemälden Holbeins an die Seite gestellt. Rudhart hat seinem schönen Buche über Morus einen Kupferstich nach dieser Zeichnung vorangeschickt, der mit eine Zierde jenes Werkes bildet.

Ein anderes berühmtes Bild von unzweifelhafter Aechtheit ist auf der Bibliothek zu Basel aufbewahrt. Dasselbe stellt, außer Morus selbst, seinen Vater, seine drei Töchter Margaretha, Elisabeth, Cäcilia, seine Frau Alice mit einer wahren Negerphysiognomie, seinen Sohn John mit seiner Verlobten, die Margaretha Giggs, und den lustigen Rath Harry Pattenson vor; über und unter den Figuren ist Name und Alter beigeschrieben; die Freiheit, Leichtigkeit und Formenbestimmtheit der Zeichnung wird gerühmt.

Zwei andere ächte Morus-Köpfe sollen sich in Antwerpen und in Paris befinden.

Doch es ist ja nicht mein Gedanke, über diesen Gegenstand

irgendwie Erschöpfendes mitzutheilen; freuen wir uns vielmehr des günstigen Schicksals, das einen so frommen Mann wie Morus zum Wohlthäter eines so fröhlichen Künstlers wie Holbein werden ließ und diesem Letzteren die schöne Aufgabe zutheilte, die Züge eines so herrlichen Menschen, wie sein Gönner war, der Nachwelt zu überliefern.

Ueber das Bild in Kensington sagt ein englischer Kunstrichter folgende Worte:

„Ich kenne kein Porträt, in welches ein Meister ersten Ranges eine größere Energie des Ausdrucks zu legen gewußt hätte, als in diesem Bilde erreicht ist: es liegt darin eine Freiheit, eine Kühnheit der Gedanken, eine durchdringende Schärfe des Urtheils, die zugleich mit unwiderstehlicher Gewißheit die Aechtheit des Kunstwerkes verbürgt. Das ist Thomas Morus, nicht in fröhlichem Scherz und munterer Lebenslaune, sondern in der ganzen, ernsten Strenge der Gesinnung: der unbestechliche Richter, nicht der menschenfreundliche Philosoph und ideale Schwärmer."

Morus war, als er so gemalt wurde, etwa 46 Jahre alt; zur Zeit der literarischen Bestrebungen, mit welchen wir zuletzt uns beschäftigt haben, war er etwa zehn Jahre jünger, und ungefähr auf der gleichen Altersstufe befand er sich, als er die Utopia schrieb, zu deren ausführlicher Besprechung wir jetzt übergehen wollen.

## IV.

## Utopia.

Die „Utopia", zu Deutsch: „Staat Nirgendheim", ist dasjenige schriftstellerische Werk unseres Morus, welches mehr als alle seine sonstigen literarischen Leistungen den dauernden Nachruf des Verfassers in der ganzen gebildeten Welt mit Recht begründet hat, andererseits aber auch dasjenige Buch, auf welches ganz vorzugsweise More's Gegner den schweren Vor-

wurf gründen, daß er den Ueberzeugungen seiner früheren Jahre ohne genügende Rechtfertigung untreu geworden sei. Zwar würde dieser Vorwurf schon deßhalb unbegründet sein, weil ja Morus für die Ueberzeugung seiner letzten Jahre die Blutprobe des Martyriums abgelegt und damit recht unwiderleglich bewiesen hat, daß es ihm mit diesen Ueberzeugungen voller Ernst sei; allein gleichwohl gehört die ganze Frage zu den interessantesten, welche sich im Leben des Thomas Morus aufwerfen, und Niemand, der die Utopia je gelesen hat, wird läugnen, daß sie schon an und für sich ein höchst merkwürdiges Büchlein sei.

Im Gegensatze zu den meisten Humanisten jener Tage, welche in sklavischer Gebundenheit und pedantischer Nachbetung gegenüber ihren heidnischen Mustern aus Griechenland und Rom ihren scholastischen Gegnern womöglich noch den Rang abliefen, war Morus, der formell classisch hochgebildete, aber in Herz und Sinn ganz mit dem Inhalte des wahren Christenthums ausgefüllte Mann, lebhaft bemüht, in antiken Formen und mit classischer Schönheit den Bedürfnissen einer neuen Zeit durch die Wahl und Bearbeitungsweise seiner Schriften zu dienen.

Es war bei einem der ersten ausländischen Geschäfte, die Morus für König Heinrich VIII. zu besorgen hatte, als Morus mit seinem gelehrten Freunde Petrus Aegidius, welcher zugleich einen ausgebildeten Sinn für Humor und Ironie, damit aber die Fähigkeit besaß, auch zwischen den Zeilen zu lesen, auf die nähere Besprechung socialer, politischer und wirthschaftlicher Fragen gerieth. Schon in einem Briefe aus der zweiten Hälfte des November übersandte Morus dem Freunde das vollendete Manuscript; dabei klagte er sich selbst an, daß er im Strudel seiner vielen sonstigen Geschäfte beinahe ein Jahr gebraucht habe zu einer Arbeit, mit welcher er binnen sechs Wochen fertig werden zu können geglaubt habe. Es sind keinerlei äußere Gründe vorhanden, diese Worte des Verfassers

irgendwie in Zweifel zu ziehen; der mäßige Umfang des Büchleins und die staunenswerthe Arbeitskraft More's unterstützen vielmehr nachdrücklich seine Aeußerungen, so daß wir als gewiß annehmen dürfen, die Utopia sei in Folge der Gespräche mit Aegidius in der zweiten Hälfte des Jahres 1515 zu Antwerpen beschlossen und im Laufe des darauffolgenden Jahres in Chelsea ausgearbeitet worden, also zu einer Zeit, wo Morus etwa 35 Jahre alt war.

Das dem Aegidius zugeeignete Buch, in schönem, durchsichtigem, vollendet flüssigem und classischem Latein geschrieben, zerfällt in zwei Bücher. Nach der durchaus glaubwürdigen Angabe des Erasmus ist das zweite, ungleich wichtigere Buch zuerst geschrieben, das erste wegen seiner geringeren Bedeutung nachträglich hinzugefügt, aber um äußerer Gründe willen vorangestellt worden.

Diese eigenthümliche Entstehungs- und Anordnungsweise eines, wie sein Inhalt jedem Leser zeigt, so wohl durchdachten und fein angelegten literarischen Productes stimmt gleichwohl vollständig überein mit den Umständen, unter welchen Morus seine geniale Leistung vollbrachte. Eben zurückgekehrt von einer diplomatischen Sendung, mit welcher sein König ihn beehrt hatte, überhäuft nicht nur mit den aus diesem vorübergehenden, sondern auch mit den ständigen, aus seinem damals noch fortbestehenden Amte als Unter-Sheriff erwachsenden zahlreichen und wichtigen Geschäften, gleichzeitig in Anspruch genommen von so vielen Fragen und Angelegenheiten, welche nach mehrmonatlicher Abwesenheit in seinem großen und ausgedehnten Haushalt in Chelsea seiner Thätigkeit und Lösung harrten, zugleich von der vollen und warmen Vaterliebe seines männlich edlen Herzens hingezogen zu traulichem Verkehr und munterem Spiele mit seinen Kindern, mußte er in buchstäblicher Wahrheit die erforderliche Zeit für die Ausarbeitung seines kühnen und geistvollen Werkes dem Schlaf und Essen abziehen. Andererseits freilich machte die reiche, ausgedehnte Welt- und Menschen-

Kenntniß, die er sich in seinen verschiedenen Arbeiten und amtlichen Stellungen erworben hatte, gerade ihn, wie nicht leicht einen Anderen, vorzugsweise geschickt zur Durchführung einer so ganz originellen Arbeit.

Bei Feststellung des Planes haben wohl ohne Zweifel zwei Hauptmomente bestimmend eingewirkt, nämlich die Rücksicht auf die durch Amerika's Entdeckung etwas erhitzte und überreizte Phantasie seiner Zeitgenossen, die vor Allem am liebsten in romanhafter Entdeckung neuer Länder und Welten schwärmte, sodann aber die Erinnerung an des großen griechischen Philosophen Plato geniales Werk „über den Staat". Aus der Verbindung dieser beiden Elemente entstand bei Morus der Gedanke, in knapper Romanform auf dem Schauplatz eines angeblich neuentdeckten Landes das Bild eines Idealstaates zu entwerfen. Ob dieser Idealstaat wirklich jemals und in allen Beziehungen das Ideal seines Herzens war und sein konnte, mit andern Worten, wie viel an dem Buche Ernst, wie viel Ironie und Humor sei, diese Frage wollen wir zu beantworten suchen, nachdem wir erst den Inhalt des Ganzen in seinen Grundzügen kennen gelernt haben.

Raphael Hythlodäus — so dichtet More — ist ein gelehrter und weitgereister Portugiese, Gefährte jenes Amerigo Vespucci, von welchem der große Erdtheil für kleine Leistungen wohl auf alle Zeit seinen Namen erhielt. Morus trifft ihn zu Antwerpen bei Peter Aegidius. Unter den drei Männern entspinnt sich ein Gespräch über die Sitten, gesellschaftlichen Einrichtungen und Staatsverfassungen bei verschiedenen Völkern. Morus und Aegidius sprechen dem Hythlodäus zu, mit seiner Fülle von Erfahrungen und Kenntnissen in den Dienst irgend eines Fürsten zu treten und auf diese Art die reiche Fülle seiner Anschauungen und Ideen zum Wohl seiner Nebenmenschen zu verwerthen und fruchtbar zu machen. Hythlodäus aber kennt genau die Gefahren des Hoflebens und macht die feine Bemerkung, daß, wenn Plato behaupte, nur jene Staaten seien glücklich, wo die

Könige philosophiren oder die Philosophen regieren, jener Weise selbst bei König Dionysius auf Sicilien die Probe gemacht habe. Schon bei dieser Gelegenheit kündet Hythlodäus-Morus den bestehenden Gesellschafts-Einrichtungen nicht minder als den Regierungskreisen, Kabineten und Höfen so ziemlich den Krieg auf's Messer an und versteigt sich zu dem mehr als bedenklichen, ja durchaus unsittlichen und unchristlichen Ausspruch: „Wo Privateigenthum besteht und deßhalb das Geld Maßstab und Richtschnur aller Dinge ist, da kann unmöglich Recht und Gerechtigkeit herrschen."

Zur Begründung solch auffallender, ja maßloser Gedanken aufgefordert, erzählt uns nunmehr Hythlodäus seine Erfahrungen auf der Insel Utopia.

Nach diesem Lande sei vor vielen Jahrhunderten ein Schiff, theils mit Römern, theils mit Aegyptern bemannt, verschlagen worden. Von diesen Schiffbrüchigen hätten die Einwohner die nöthige Civilisation gelernt, und so habe sich im Laufe der Zeit eine ganz eigenthümliche Lebens-, Staats- und Gesellschafts-Verfassung ausgebildet, die nunmehr von Hythlodäus in ausführlichem Vortrage entwickelt wird.

Die größte Breite des Landes Utopia beträgt 200,000, ihr Umfang 500,000 Schritte. Verborgene Klippen machen ihren Meeresstrand unnahbar; die steilen, felsigen Ufer sind durch eine Handvoll Leute leicht zu vertheidigen. Die Insel zählt 54 bedeutende und schöne Städte, jede der andern gleich, wie ein Ei dem andern; die Hauptstadt heißt Amaurotum. Die ganze Bevölkerung treibt Ackerbau und Industrie; die zum Betrieb des Landbaues aus der Stadt entsendeten Bewohner kehren nach Ablauf ihrer bestimmten Zeit in die Stadt zurück, während eine gleiche Anzahl aus allen Familien gleichmäßig genommener Städter hinausrückt.

Die Hauptstadt Amaurotum (Mauerlos) liegt am Abhang eines Berges und ist im Viereck gebaut. Eine steinerne Bogenbrücke führt über den Strom Anydrus (Wasserlos); die Stadt

ist mit Thürmen, Bollwerken und Mauern befestigt; Dornhecken und der Fluß ergänzen die Befestigung. Häuser und Gärten werden in Amaurotum, wie in allen anderen Städten, nach dem Loose umgetauscht, je nach zehn zurückgelegten Jahren.

Je dreißig Familien wählen jährlich einen Vorsteher, Syphograntus oder Phylarchus genannt. Zehn solcher Syphogranten mit den ihnen untergebenen Familien stehen unter einem Traniborus oder Protophylarchus. Die zweihundert beeidigten Syphogranten wählen aus vier vom Volke vorgeschlagenen Candidaten auf Lebenszeit den Fürsten, der jedoch abgesetzt wird, wenn er erweislich nach Verfassungsbruch strebt. Die nur auf Jahresdauer erwählten Traniboren bilden das Staatsministerium oder den Staatsrath des Fürsten; sie haben alle drei Tage Sitzung, wenn das Bedürfniß nicht mehr erfordert; zwei Syphogranten werden jeweils beigezogen. Dieses Collegium entscheidet auch die außerordentlich seltenen Rechtsstreitigkeiten. Politische Angelegenheiten und Anträge dürfen jeweils erst am dritten Tag nach ihrem Einbringen verhandelt und entschieden werden. Die Syphogranten ihrerseits halten Versammlungen der ihnen untergebenen Familien, deren Beschlüsse nach gleicher Geschäftsordnung, wie jene des Senates, gefaßt und sodann diesem letzteren mitgetheilt werden. Nur die wichtigsten Fragen werden der Volksabstimmung, dem suffrage universel der ganzen Insel, unterbreitet.

Außer dem Ackerbau muß jeder Utopier noch ein bestimmtes Handwerk lernen; auch muß jede Familie ihre Kleidung selbst verfertigen. Meistens lernt Jeder das Handwerk seines Vaters; will er nicht, so muß er sich unterbringen lassen in einer Familie, wo das von ihm gewünschte Handwerk betrieben wird. Die Arbeitszeit beträgt sechs Stunden. Um acht Uhr Abends geht ganz Utopia zu Bett und schläft acht Stunden; doch ist es dem Einzelnen, der will, gestattet, sich an der Schlaf- und Essens-Zeit abzusparen.

Für diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, wer-

den täglich öffentliche Vorlesungen gehalten; Studenten und Studentinnen sind natürlich vollkommen gleich; sie sind frei von jeden andern Arbeiten, müssen aber zum Handwerk zurückkehren, wenn durch Mangel an Talent oder Fleiß ihre Leistungen sich als ungenügend erweisen. Priester, Traniboren und der Fürst müssen wissenschaftlich gebildet sein; letzterer heißt in der älteren Landessprache Barzanes, in der neueren Ademus.

Haupt der Familie ist der Mann, der Vater; ihm dienen und gehorchen Weib und Kinder. Die durch eine größere Anzahl von Familien gebildeten Städte sind in vier gleiche Theile getheilt; jeder Theil hat in seiner Mitte einen Marktplatz, wohin die Arbeiten sämmtlicher Familien gebracht und ordentlich ausgestellt werden; dort holt jeder Familienvater unentgeltlich, was er braucht. Jede Stadt soll sechstausend Familien zählen, jede Familie nicht unter zehn, nicht über sechszehn erwachsene Mitglieder zählen; die Ueberzähligen werden in nicht vollzähligen Familien untergebracht, und in derselben Weise wird die Bevölkerungsgleichheit der einzelnen Städte unter sich aufrecht erhalten.

Jeder Syphogrant speist gemeinsam mit allen ihm untergebenen Familien; Trompetenschall ruft sie zu Tische; Priester und Syphogrant haben die Ehrenplätze, Musik und Vorlesung verschönert und veredelt das Mahl.

Für die Kranken hat jede Stadt außerhalb ihres Weichbildes vier vortreffliche Spitäler; die Reiseerlaubniß steht unter der entscheidenden Beschlußfassung der Syphogranten und Traniboren; wird sie jedoch ertheilt, so braucht der Reisende auch nichts mitzunehmen, da er ja überall vollkommen zu Hause, die ganze Insel nur eine einzige Familie ist.

Für den Fall eines Mißjahres muß jeder Zeit der Vorrath an Lebensmitteln für volle zwei Jahre gesammelt vorhanden sein. Dennoch besteht Ueberschuß und Ueberfluß, welchem die Utopier durch Handelsbetrieb nach fremden Ländern Absatz

verschaffen. Den siebenten Theil der Ausfuhr geben sie als Almosen den armen Bewohnern des Auslandes, mit dem sie verkehren; den Rest verkaufen sie ohne Habsucht und kaufen aus dem Erlös, was sie selbst wenig oder gar nicht haben. Gold und Silber, das sie vom Handel zurückbringen, steht bei ihnen nicht in Achtung; zum Zeichen dessen verfertigen sie aus unsern „edlen Metallen" ihre Nachtgeschirre und dergleichen. (Seliges Utopia!) Kein Einzelner hat Geld, sondern nur der Staat einen Schatz, welcher aufbewahrt und gut verwaltet wird für Nothfälle, z. B. für die Löhnung fremder Miethsoldaten u. dgl. Die Perlen des Meeres dienen als Spielzeug für Kinder, Luxus der Kleidung ist verachtet.

Der öffentliche Unterricht wird ausschließlich in der Landessprache ertheilt; er umfaßt Geschichte, Naturwissenschaften (namentlich auch Astronomie), die gesammte Philosophie und die Musik. Die Philosophie beruht auf der Religion, und diese letztere auf den drei Hauptgrundsätzen, daß 1) die Seele unsterblich und durch die Barmherzigkeit Gottes für ein ewiges Leben der Seligkeit nach dem Tode des Leibes bestimmt ist, 2) in diesem ewigen Leben das Laster bestraft, die Tugend belohnt wird, und 3) daß Tugendübung das für den Menschen naturgemäße Leben ist. Die Vernunft ist es, welche uns diese Lehren offenbart, uns zur Liebe und Verehrung gegen Gott begeistert, uns ermahnt, ein möglichst frohes und angstfreies Leben zu führen, und unter Verzicht auf die freudezerstörende Selbstsucht Wohlwollen und Barmherzigkeit, Freundlichkeit und uneigennützige Liebe gegen unsere Nebenmenschen zu üben.

Der Zustand des Menschen, bei welchem er sich unter der Herrschaft der Natur und Vernunft wohl befindet, heißt „Lust" oder „Wonne"; sie ist theils geistig, theils körperlich. Die Wonne der Seele besteht in verstandesgemäßer Erkenntniß der Wahrheit, in der Erinnerung an ein tugendhaftes Leben, in der Hoffnung ewiger Seligkeit. Die erlaubte körperliche Wonne

ist Essen, Trinken, Pflege der Gesundheit, eheliches Zusammenleben und Uebung der Musik.

Die Bewohner Utopia's sind körperlich und geistig reich, ja glänzend ausgestattet. Sie können und pflegen vortrefflich die altgriechische Literatur und haben selbständig Papier und Buchdruckerkunst erfunden.

Schwere, schändliche Verbrechen werden mit Sklaverei oder Knechtschaft bestraft; diese Sklaven sind gefesselt. Fleißige Knechte oder Hörige aus anderen Ländern werden beinahe wie Bürger behandelt und auf Verlangen mit Geschenken entlassen. Unheilbaren und furchtbar gequälten Menschen rathen die Priester zum Selbstmord, jedoch ohne Zwang. Dagegen, wer ohne Wissen und Zustimmung der Priester und der staatlichen Vorgesetzten sich entleibt, wird unbegraben in eine Pfütze geworfen.

Männer dürfen nicht vor vollen zweiundzwanzig, Mädchen nicht vor achtzehn Jahren heirathen. Sünden auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens werden streng geahndet. Ehebruch ist Scheidungsgrund; nur der beleidigte Theil darf wieder heirathen. Wenn Eheleute schlechterdings nicht miteinander zu leben vermögen und zwei andere Personen närrisch genug sind, solche Leute zu heirathen, so gestattet das Gesetz, mit Zustimmung der obersten politischen Behörde, freiwillige Scheidung und sofortige Wiederverheirathung.

In Utopia gibt es nur äußerst wenige Gesetze; man hält solche, deren Menge nicht mehr zu lesen noch zu überblicken, und so gelehrte, deren Sinn ganz unverständlich ist, für ein großes Unrecht gegen den Staatsbürger, der sie gleichwohl befolgen soll. Die Anwaltschaft darf nicht bestehen.

Kriegerische Uebungen, an welchen der Verfasser in folgerichtiger Durchführung seiner bekannten Lieblingsgrille auch die Mädchen theilnehmen läßt, werden an bestimmten Tagen vorgenommen. Wie viel bei diesem militärischen System herauskommt, kann sich jeder praktische Mensch leicht vorstellen. Wer-

den die Utopier in Krieg verwickelt, sei es nun, um ungerechten Angriff abzuwehren, oder um beleidigte Freunde oder unterdrückte Völker (Nichtintervention??) zu unterstützen, so streben sie vor Allem darnach, durch Anschlagzettel mit Staatsunterschrift auf dem Wege des Verraths den feindlichen Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen, um Blut zu sparen. Auch Sold- und Hilfs-Truppen als stellvertretende Blutvergießer sind ihnen sehr angenehm. Feiglinge werden, gemischt mit Tapfern, zur Festungsgarnison und zum Seedienst verwendet. Die gesammte einheimische und ausländische Armee steht unter dem Commando eines Feldherrn, dem für alle Fälle zwei Stellvertreter beigegeben sind. Frauen ist es gestattet und zur Ehre gerechnet, dem Ehegatten in den Krieg zu folgen! — Kommt es zur Schlacht, so zielt das gesammte utopische Heer auf Tödtung des feindlichen Feldherrn. Dagegen zwecklose Tödtung und Verwüstung wird strenge vermieden.

Das Religionswesen beruht auf freiester Duldung aller Religionen und Culte. Selbst Sonne, Mond, Gestirne, Heroen dürfen als Götter verehrt werden; also unumwundene Anerkennung des Heidenthums. Die meisten Utopier jedoch glauben an ein unbekanntes, überirdisches, ewiges, unermeßliches, unbegreifliches, über das Weltall ergossenes Wesen, welches sie „Vater" nennen. Von ihm kommen alle Dinge; seine Verehrung ist die wahre Religion. Im Grunde genommen wollen auch die Heiden ihn verehren, und Alle nennen ihn Mythra; auch treten dieser allein vernünftigen Religion immer mehr auch die letzten Reste der heidnischen Bevölkerung bei. Bei so gesinnter Bevölkerung fand auch das Christenthum, seine Lehre und Geschichte freundliche Aufnahme und viele Utopier empfingen die heilige Taufe. Diese Convertiten sehnten sich ungemein nach denjenigen Sacramenten, welche nach katholischem Dogma nur durch Priester gespendet werden können; es wurde die Frage angeregt, ob und wie ein von seinen Landsleuten gewählter Utopier die christliche Priesterwürde erlangen

könne, ohne Sendung des heiligen Vaters zu Rom; als Hythlodäus die Insel verließ, hatten die Utopier diesen Schritt zwar noch nicht gethan, aber es schien alle Aussicht vorhanden, daß sie ihn thun würden.

Das Christenthum erleidet auf Utopia keinerlei Verfolgung von Seiten Derer, die nicht daran glauben; bloß die Rechte und Interessen des Staates werden strenge gewahrt. Als es vorkam, daß ein Convertit im heiligen Feuer eines Vortrags nicht nur die christliche Religion allen anderen vorzog, sondern die Anhänger der übrigen verdammte und zu ewiger Flammenpein bestimmte, da wurde er gefänglich eingezogen, angeklagt, verurtheilt und mit lebenslänglicher Verbannung bestraft, aber nicht deßhalb, weil er eine Religion verachtet, sondern bloß darum, weil er Aufruhr im Volke erregt habe. Utopus selbst, der Gründer der utopischen Verfassung, hatte das Grundgesetz aufgestellt, daß Jeder nach seiner beliebigen Religion leben und Andere nur durch freundliche Belehrung, nie durch Geschrei oder Schimpfreden, geschweige denn durch Gewalt zu bekehren streben dürfe; Utopus wußte wohl, was er that, denn kluge Benutzung der unter den Utopiern selbst herrschenden Religionskriege hatte ihn zur Herrschaft über das ganze Land erhoben. Verbannung oder Strafknechtschaft ist die Strafe des Zuwiderhandelns. Indessen ist die utopische Duldung doch keine *ganz* schrankenlose. Die Läugnung der sittlichen Weltordnung und der Unsterblichkeit der Seele ist verboten; an Belohnung der Tugend und an Bestrafung des Lasters im Jenseits *muß* geglaubt werden. Wer das nicht glaubt, erscheint den Utopiern gar nicht als ein wahrer Mensch, d. h. als ein sittlich angelegtes Wesen, und auch die Gesetze des Vaterlandes können einen zuverlässigen Gehorsam nicht hoffen von einem Menschen, der religionslos ist. Doch soll nur die *Verachtung Aller*, nicht *gewaltsamer* Tod sein Loos sein; aber seine Ansichten Andern lehrend vortragen, das *darf er nicht*. Vor den Priestern und ausgewählten hochgebildeten Männern, unter Ausschluß der Oeffent-

lichkeit, darf er seine Meinungen vertheidigen, weil man bestimmt hofft, daß auf diese Art die Vernunft über die Thorheit siegen werde.

Namentlich geschieht auch einer Secte Erwähnung, die an Unsterblichkeit der Thierseelen und an eine denselben beschiedene, obwohl nach Art und Grad wesentlich niedrigere, Seligkeit glaubt; der Verfasser gibt zu verstehen, daß er diesen Leuten gar nicht unfreundlich gegenüberstehe.

Wer unter Angst und Qual vom Leben scheidet, der gilt als mit schwerer Schuld beladen; er wird in düsterer Stille beerdigt, nur unter dem Gebet um Vergebung seiner Sünden. Wer aber fröhlich und hoffnungsvoll dahinscheidet, dessen Leiche wird unter freudigem Gesang zur Stätte der Verbrennung hinausbegleitet, und die Zurückgekehrten unterhalten sich von des Geschiedenen Vorzügen und Tugenden. Die Seligen wandern, wohin sie wollen; sie nehmen liebevollen Antheil an den Geschicken der auf Erden Zurückgebliebenen und können sich mitten unter ihnen aufhalten. Dieser feste Glaube befördert auf Erden jegliche Tugend. Jede Art von Aberglauben ist mißachtet, dagegen erkennt die Landesreligion in den Wundern außerordentliche Werke und besondere Zeugen der Gottheit.

Wissenschaftliche Betrachtung der Natur wird als eine Gott wohlgefällige Art der Verehrung desselben betrachtet; häufiger jedoch ist eine andere Bemühung, sich auf besonderem Wege die Seligkeit zu erwerben. Die Anhänger dieser Richtung pflegen Kranke, bauen Straßen, reinigen Gräben, unterziehen sich jeder härtesten und widerwärtigsten Arbeit und genießen allgemeine Verehrung. Ein Theil von ihnen lebt ehelos, genießt keine Fleischspeisen, meidet jede Lust und Freude, strebt durch Beten, Wachen, Anstrengungen jeder Art nach dem ewigen Leben; dabei sind sie kraftvoll und gesund. Die Anhänger der andern Richtung leben im Ehestand und entziehen sich sittlich erlaubten und vernünftig gemäßigten Freuden der Erde nicht; sie genießen auch Fleisch. Diese gelten in Utopien für die Klügeren, jene für die Heiligeren.

Das Priesterthum erfordert außerordentliche Heiligkeit, weßhalb auch die Zahl der Priester nur eine geringe ist. In jeder Stadt sind dreizehn Tempel und ebenso viele Priester. Im Kriegsfalle zieht die Hälfte mit dem Heer, die Hälfte bleibt zu Hause (sehr schwierig bei der Zahl dreizehn!); die Zurückkehrenden nehmen ihre früheren Stellen wieder ein.

Ein Pontifex oder Oberpriester steht an der Spitze der ganzen Hierarchie.

Die Priester werden vom Volke nach allgemeinem Stimmrecht und in geheimer Abstimmung gewählt und erhalten die Weihe vom Priestercollegium. Sie versehen nicht nur den Gottesdienst, sondern auch die Aufsicht über die öffentliche Sittlichkeit und den Lebenswandel der Einzelnen, welche sie vorladen, ermahnen und warnen, im Falle der Erfolglosigkeit aber zum Zweck der Bestrafung an die staatlichen Behörden überweisen können. Doch steht den Priestern das selbständige Recht zu, anerkannte und ruchlose Bösewichter von der Theilnahme am Gottesdienst auszuschließen.

Das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen ist in den Händen des Priesterthums.

Die Priester von Utopia leben in der Ehe. Auch Frauen können Priesterinnen werden (Morus schaut aus dem Spiegel), aber nur bejahrte Wittfrauen.

Die priesterliche Würde wird in Utopia hochgeehrt; selbst Fehler und Laster Einzelner werden nicht vor Gericht gezogen, sondern der Gottheit und dem Gewissen der Schuldigen zur Bestrafung überlassen.

Im Kriege und namentlich vor der Schlacht beten die das Heer begleitenden Priester vor Allem um Frieden, dann erst um den Sieg Utopia's mit möglichst geringen Verlusten. Sobald der Sieg errungen ist, eilen sie mitten unter die Kämpfenden, um unnöthiges weiteres Blutvergießen und Grausamkeiten jeder Art zu verhüten.

Der erste und der letzte Tag des Jahres und jedes einzelnen

Mond-Monates sind Festtage, an welchen man sich zuerst (am Endfest) Abends, noch nüchtern, in den Tempeln versammelt, um Gott zu danken, sodann am folgenden Tage (dem Anfangsfest), um seine Gnade und seinen Segen für die nun beginnende Zeitfrist zu erflehen.

Die Tempel selbst sind schön, geräumig, helldunkel, um die Andacht zu erwecken und zu sammeln; nichts darf in denselben gesehen oder gehört werden, was nicht von den Anhängern aller im Lande geduldeten Secten und Bekenntnisse ertragen werden kann; die Eigenthümlichkeiten der Bekenntnisse sind auf den häuslichen Cultus beschränkt. Auch die Gebete sind hiernach eingerichtet.

Vor dem Kirchgang an den Endfesten bitten die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Eltern fußfällig um Verzeihung wegen begangener Fehler, die sie laut bekennen; wenn also irgend ein Wölkchen den Himmel utopischen Familienglücks zu trüben begonnen hat, so wird es durch diese Beicht der Untergebenen im Hause verjagt, und mit reinen und heiteren Herzen ziehen die Familien zum Gotteshause. Auch gegenseitige Feinde versöhnen sich zuvor.

Beim Gottesdienst sind blutige Opfer ausgeschlossen; dagegen Weihrauch und Kerzen im Gebrauche, wegen der erhebenden Wirkung auf das menschliche Gemüth.

In den Tempeln erscheint das gesammte Volk in weißer Kleidung; die priesterlichen Gewänder dagegen sind aus den vielfarbigsten Vogelfedern mit Kunst und Geschmack zusammengesetzt. (Papageno? O guter Morus!) Sobald der Priester erscheint, wirft sich Alles zur Erde und verharrt in tiefster Stille, bis auf des Priesters Zeichen die ganze Versammlung sich erhebt und Loblieder zum Preise der Gottheit mit Instrumentalbegleitung eigenthümlich sanfter und milder Art gesungen werden. Ueberhaupt strebt die utopische Musik nach möglichst treuer und specieller Darstellung der Gefühle und Empfindungen des menschlichen Herzens. Hierauf folgt

das Schlußgebet, von Priester und Volk gemeinsam gesprochen.

Man dankt hiebei Gott, dem Urheber der gesammten Schöpfung und alles Guten, für seine zahllosen Wohlthaten, besonders dafür, daß man in Utopia, dem glücklichsten Staate, leben und sich zu der Religion bekennen darf, die, so viel der Einzelne hoffen kann, die wahrste ist. Etwaige Irrthümer möge Gottes Barmherzigkeit zur Erkenntniß seiner Kinder bringen; seiner Führung zu folgen seien sie jederzeit und in allen Dingen bereit. Für den Fall jedoch, daß sie wirklich in Staat und Religion auf dem rechten Wege seien, bitten sie um Beharrlichkeit und um die Gnade, auch ihre Mitmenschen zu diesen herrlichen Einrichtungen bekehren zu dürfen, sofern nicht die Verschiedenheit der politischen und kirchlichen Zustände auf der Welt seinem unerforschlichen Willen gemäß ist. Endlich bittet man um eine selige Sterbestunde, früh oder spät nach Gottes Willen, aber ohne das Bewußtsein schwerer Schuld.

Nach diesem Gebete wirft sich die Versammlung abermals zur Erde; nachdem sie sich erhoben, begibt man sich zum gemeinsamen Mahle; der Rest des Tages gehört harmlosem Spiel und kriegerischer Uebung.

Die Schlußworte des Hythlodäus sind zu merkwürdig, als daß ich sie nicht im Wesentlichen wortgetreu hier mittheilen sollte. Er sagte:

„Somit habe ich Euch die Grundzüge eines Staatswesens wahrheitsgemäß mitgetheilt, das ich nicht nur für das bestgeordnete, sondern sogar für das einzige halte, welches den Namen ‚Staat‘ oder ‚Gemeinwesen‘ mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen kann. Ueberall sonst redet man sehr viel von Gemeinwohl, denkt und sorgt aber einzig nur für den Privatnutzen. An andern Orten weiß Jeder sehr gut, daß, wenn er nicht selbst für sich sorgt, er von Staats wegen Hungers sterben darf, sobald er will, ohne daß das Gemeinwohl darunter leidet; nothgedrungen kümmert er sich daher um sein

Interesse mehr, als um das Interesse des Staates. In Utopia dagegen, wo Alles gemeinschaftlich ist, weiß ein Jeder, daß ihm das zum Leben Nothwendige niemals fehlen kann. Alle sind wohlhabend, obgleich Keiner irgend ein Eigenthum für sich allein hat. Darum leben auch Alle frohen und heiteren Sinnes ohne jede Sorge dahin; Keiner wird von Nahrungssorgen geplagt, Keinen bestürmt die Frau mit Bitten und Klagen um Haushaltungs- und Nadelgeld; Keinen ängstigt die Sorge um die Lebensstellung und das Lebensglück des Sohnes oder um Aussteuer und Mitgift der Tochter: Jeder weiß, daß für ihn selbst, für die Seinigen und für alle ihre Nachkommen, mag er sich die Reihe der Geschlechter so lange vorstellen als er will, zu voller Genüge gesorgt ist und gesorgt bleibt, mag er nun in rüstiger Arbeitskraft dastehen oder früher gearbeitet haben und jetzt der Ruhe des Alters genießen.

„Mit diesen Zuständen vergleiche man nun die Lebensverhältnisse anderer Völker, bei denen ich wahrhaftig auch keine Spur von Gerechtigkeit oder Billigkeit zu entdecken vermag. Denn wo ist da die Gerechtigkeit, wenn ein Adeliger, ein Goldschmied, ein Wucherer oder irgend Einer von jenen Leuten, die entweder gar nichts oder nichts für das Gemeinwohl Ersprießliches thun, ein glänzendes und müßiges, üppiges Wohlleben genießen, während zu gleicher Zeit der Arbeiter, der Schmied, der Landmann, der Bauernknecht, trotz einer kaum für das liebe Vieh erträglichen Arbeit, ohne welche der Staat und alle Einzelnen nicht einmal ein einziges Jahr zu existiren vermögen, doch ein so elendes Leben zu führen genöthigt sind, daß sie es kaum besser haben als ihre Hausthiere, nebenbei aber noch mit der rastlos plagenden Nahrungssorge gepeinigt sein müssen?

„Ist nun wahrlich das nicht ein undankbares und ungerechtes Gemeinwesen, welches den Vornehmen, den Müßiggängern und ihren Schmeichlern mit wahrer Verschwendung alle Güter der Erde zutheilt, den wahren und schlechterdings nothwendigen Arbeitern dagegen nichts übrig läßt und nicht

für sie sorgt? Im Gegentheil, nachdem sie die Kraft und Blüthe ihrer Jahre geopfert haben, sehen sie in ihren alten Tagen bei Krankheit und Hunger einem jammervollen Tode entgegen. Wenn ich daher sämmtliche heutzutage bestehenden staatlichen Gemeinwesen überblicke, so sehe ich, bei der Liebe Gottes, nichts Anderes, als eine Art Verschwörung der Reichen, die unter dem Namen und Vorwand des Gemeinwesens für sich selbst und für ihre Geldbeutel sorgen; mit allen möglichen und ersinnbaren Künsten und Ränken streben sie nach dem doppelten Ziele, einmal das durch schlechte Mittel Erworbene festzuhalten, sodann den Armen für ihre Mühe, ihren Schweiß und für das Opfer ihres ganzen Lebens möglichst wenig zu zahlen. Dieses System wird sodann zum Gesetz erhoben, und was für Alle reichlich genügt hätte, das wird unter eine kleine Anzahl von Schurken vertheilt. Aus diesen Wurzeln entspringt die reiche Saat der Verbrechen, Diebstahl, Betrug, Raub, Fälschung, Mord und Todtschlag, Aufruhr und Revolution! und wie die Dinge alle heißen, welche von dem Strafrichter zwar abgeurtheilt, aber nicht im Geringsten verhütet werden. — Wäre dagegen das unglückselige Geld überhaupt nicht da, so würde die Armuth und das Elend, welche anscheinend nur des Geldes bedürfen, sofort abnehmen und Linderung empfangen. Man denke nur an jedes Hungerjahr, wo immer Tausende von Menschen vor Elend zu Grunde gehen und am Ende sich herausstellt, daß um des schnöden Geldes und Gewinnes willen so Viel übrig geblieben ist, daß alle Verschmachteten reichlich hätten genährt werden können. Darum hege ich auch nicht den mindesten Zweifel, daß sowohl die Rücksicht auf den eigenen Vortheil als auch die Lehre unseres allerheiligsten Erlösers Jesu Christi, dem in seiner unendlichen Weisheit nicht verborgen bleiben konnte, was das Beste in allen Dingen sei, und der in seiner endlosen Barmherzigkeit auch gewiß für die Verwirklichung desselben keine Sorge unterließ, schon längst den ganzen Erdkreis zu der in Utopia geltenden Staats- und

Gesellschafts-Verfassung geleitet haben würde, wenn nicht der Urheber von allem Kreuz und Elend, der leidige Hochmuth, es verhindert hätte, der Hochmuth, dessen Glück nicht besteht im eigenen Vortheile, sondern im fremden Schaden. Diese höllische Schlange durchirrt die Herzen der Menschen und hält sie ab von der Einschlagung des wahrhaft guten und nützlichen Weges; und weil sie aus diesen Herzen in der Regel mit keinen Mitteln herausgerissen werden kann, so freue ich mich, daß wenigstens den Bewohnern von Utopia die Einrichtung der öffentlichen Verhältnisse, welche ich allen Sterblichen wünschen möchte, in Wirklichkeit zu Theil geworden ist. Diese Utopier haben ihre staatlichen Zustände auf einer Grundlage eingerichtet, die nicht nur im höchsten Grade zum Lebensglück aller Einzelnen beiträgt, sondern auch nach menschlicher Voraussicht bis zum Ende der Tage dauern wird. Ausgerottet mit den Wurzeln sind dort nebst allen übrigen Lastern namentlich der Ehrgeiz und das Parteiwesen; keine Gefahr droht, daß durch innere Zwietracht, welche die Macht und Blüthe so vieler herrlichen Staaten zu Grunde gerichtet hat, auch dieses Gemeinwesen jemals Noth leide."

„Nachdem Raphael also gesprochen," fügt der Verfasser hinzu, „so kam es mir zwar vor, als ob in den Einrichtungen, Sitten und Gesetzen des von ihm geschilderten Volkes gar Manches durchaus verkehrt und unvernünftig sei; insbesondere wollte es mir bedünken, daß eine Einrichtung des gesammten Lebensverkehrs ohne das Geld und unter Gemeinschaft aller Güter, wodurch aller Adel, Glanz und alle Majestät von Grund aus umgestürzt wird, unmöglich bestehen könne; da ich jedoch sah, daß Hythlodäus von seiner Erzählung angestrengt war, so verzichtete ich für dießmal auf eine Beurtheilung seiner Mittheilungen und wir gingen zu Tische."

Und endlich die feinen Schlußworte des Ganzen:

„Wenn ich auf der einen Seite nicht alles billigen kann, was von diesem Mann, der übrigens ohne Widerspruch sehr

gelehrt und in menschlichen Zuständen sehr bewandert ist, gesprochen worden war, so gestehe ich auf der andern Steite gern, daß es bei den Utopiern eine Menge von Dingen gibt, von welchen ich wünschte, daß auch unsere Staaten sie sich aneignen möchten. Ich wünsche es mehr, als ich es hoffe."

Auch im ersten Buche des Werkes, welches speciell englische Zeitumstände zum Gegenstand hat, tritt der Verfasser überall mit einem Herzen voll warmer Liebe und Barmherzigkeit für die Armen und Elenden dieser Erde in die Schranken, namentlich für die Landstreicher, Bettler und Diebe, welche man damals reihenweise längs den Landstraßen aufzuknüpfen pflegte, ohne auch nur im Geringsten von Staats wegen oder durch Privatwohlthätigkeit — abgesehen von den Klöstern — Anstalten für den Lebensunterhalt oder für die Besserung dieser armen Menschen zu treffen.

Allein der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt unzweifelhaft im zweiten Buche der Utopia, dessen Inhalt ich deßhalb etwas ausführlicher glaubte darstellen zu müssen, und zwar um so mehr, als noch heutzutage über die Bedeutung und Tendenz des Buches vielfach die unrichtigsten und ungeschicktesten Meinungen verbreitet sind.

Wir haben gesehen, daß Morus selbst mit einer Art von naiver Offenheit sich dagegen verwahrt, als ob er mit allem einverstanden wäre, was in der Utopia steht. Das ist schon gut, denn es stehen darin, wie wir gesehen haben, allerhand Sachen, die wohl geeignet waren, ihn, wäre er nicht damals der Löwe des Tages und der Liebling der Nation gewesen, mit dem hartherzigen Strafrichter des sechszehnten Jahrhunderts in unliebsame Berührung zu bringen. Allein es kann uns unmöglich genügen an seiner obenhin ausgesprochenen und offenbar rein formellen Verwahrung, sondern wir müssen nothwendig der Frage auf den Leib rücken, ob und inwiefern es ihm mit seiner Opposition gegen Hythlodäus, die er wohlweislich für

sich behielt, auch wirklich Ernst war. Manche und sehr wohlgesinnte Schriftsteller haben der Sache ihre scharfe Spitze abzubrechen gesucht, indem sie das Meiste als im Scherz gesagt, das Uebrige als unerheblich und geringfügig darzustellen bestrebt waren. Durch solche Auffassung der Sache dient ein unbedingter Verehrer des Thomas Morus der Lobpreisung seines Helden, allein der Wahrheit dient man auf solche Weise nicht.

Ich wenigstens kann mir die Möglichkeit nicht vorstellen, daß ein Mann von höchstem Ansehen bei seinen Zeitgenossen, ein Schriftsteller von europäischer Berühmtheit, ein vollkommen ebenbürtiger Bundesgenosse der größten Gelehrten seiner Zeit ein Buch von solch fulminantem Inhalte wie die Utopia in Tausenden von Exemplaren, die sich bald durch Uebersetzungen in die meisten europäischen Sprachen vervielfältigten, hinausgeschleudert habe, bloß um einen schlechten Witz zu machen mit den wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschen, oder bloß um zu zeigen, daß auch er Plato's „Bücher vom Staat" gelesen habe.

Die erstere Annahme ist schlechterdings unstatthaft; denn Morus war jedenfalls ein Mann von hohem sittlichem Ernste, und über die hochwichtigen Angelegenheiten, welche sein Buch behandelt, war er nicht im Stand, Witze zu reißen, so gut er auch dieses Fach verstand, da wo es paßte. Ebenso unstichhaltig ist die zweite Voraussetzung. Daß die Humanisten und überhaupt die Gelehrten jener Zeit mit ihrer wirklichen oder vermeintlichen Kenntniß des classischen Alterthums mancherlei Koketterie und Geziertheit trieben, das habe ich schon ausdrücklich zugegeben, und ich gebe ferner zu, daß Morus in seinen für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefen von jenen Unarten gleichfalls nicht ganz frei ist, und daß ihm für die Idee seiner Utopia Platon's herrliches Werk nicht ohne Nutzen war.

Allein mehr als dieß kann nicht zugegeben werden. Die Verschiedenheit beider Werke ist zu wesentlich und durchgreifend,

als daß man das spätere nur auffassen könnte als ein heiteres Spiel künstlerischer Nachahmung des früheren. Während der griechische Philosoph aus der Natur des Menschen das Wesen des Staates und seine nothwendigen Formen zu entwickeln, den Ursprung der Staatsgewalt und ihre Vertheilung an verschiedene Organe abzuleiten sucht, geht Thomas zunächst den Weg der Erfahrung und Praxis, beschäftigt sich vorwiegend mit der Frage, wie man als Zweck des Lebens den möglichst unverkümmerten Genuß der geistigen und leiblichen Güter durch möglichst zahlreiche Menschen erreichen könne, und mit den Uebelständen, welche der Erreichung dieses Zieles in dem England des sechszehnten Jahrhunderts im Wege standen. Diese Uebelstände liegen aber ganz vorzugsweise — nicht im Gebiete der politischen Staatsverfassung — sondern in den socialen Zuständen, und namentlich in der Vertheilung von Eigenthum und Arbeit. Indem also Morus ein durchaus socialistisches, nicht aber politisches Buch schrieb, konnte es ihm nicht einfallen, Nachahmer des Plato zu sein; er hat sich vielmehr hoch über den griechischen Denker erhoben, indem er den bis in unsere Tage hinein so vielfachen und ebenso fruchtlosen Versuch machte, das Christenthum mit gewissen socialistischen Ideen zu versöhnen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß jeder derartige Versuch durch die von dem Oberhaupt der katholischen Kirche ausdrücklich und mehrfach verkündeten Lehren als verwerflich und unausführbar gekennzeichnet ist, und in dieser Richtung muß die Utopia ganz offen als der größte Mißgriff bezeichnet werden, welchen Thomas Morus in seinem schriftstellerischen Leben und Wirken begangen hat und begehen konnte. Allein daraus folgt keineswegs, daß es ihm mit der Sache nicht Ernst war; es sprechen vielmehr alle Umstände dafür, daß Solches im Großen, Ganzen und Wesentlichen allerdings in hohem Grade der Fall gewesen ist, und daß Morus, sicherlich ohne es zu wissen oder zu wollen, in jenen Jahren seines Le-

bens bezüglich seiner socialen und politischen Ansichten mit den Lehren und Grundsätzen der katholischen Kirche in Widerspruch sich befand. Es läßt sich dieß am Inhalte der Utopia leicht nachweisen.

Allerdings läuft die Tendenz des ersten Buches auf eine zweckmäßige Beseitigung der in England herrschenden Uebel des Tages hinaus: es handelt sich um Bekämpfung der Armuth durch Organisation der Arbeit, um Mäßigung der allzugroßen Ungleichheit in Vertheilung des Besitzes. Allein dennoch erscheint das ganze europäisch-christliche Staatswesen im Laufe der Besprechung mehr und mehr als eine Art von Verschwörung der Reichen gegen die Armen.

Die Grundlehre des zweiten Buches aber, welches ja gerade bestimmt ist, gegenüber dem Elend des Tages das Ideal der Zukunft zu zeichnen, besteht zweifellos darin, daß Jeder ohne Ausnahme arbeiten muß, und daß es dennoch kein Privateigenthum gibt. Das läuft aber im Grunde auf dasselbe hinaus, was der französische Socialist Proudhon im neunzehnten Jahrhundert mit den Worten lehrte: „Eigenthum ist Diebstahl."

Allein abgesehen von dieser socialistischen Grundlage, ist der hochwichtige, das Religionswesen betreffende Theil des Buches, dessen Bedeutung abzuschwächen man sich vergebens bemüht hat, geradezu widerchristlich. Positive Duldung aller, selbst heidnischer Lehren, sofern sie nur einer gewissen moralischen Natur-Religion nicht widersprechen, öffentlich anerkanntes Heidenthum, das gemeinsam mit der Landesreligion und dem Christenthum cultivirt wird in Tempeln, deren Gottesdienst allen Lehrmeinungen zugleich angepaßt sein muß, ein Priesterthum im Ehestand, ein Mönchthum, welches der beschaulichen Lebensauffassung fast mit Ironie gegenübersteht, und schließlich ein christlich-katholisches Priesterthum ohne Sendung von und ohne Verbindung mit Rom — das sind in der That religiöse Zustände, welche an Deutlichkeit leider nichts zu wünschen übrig

lassen und von welchen kein Mensch im Ernst behaupten wird, daß sie der katholischen Lehre entsprechen.

Daß Thomas Morus in der Utopia überall da irrte, wo er vom Christenthum und von der christlichen Lebensanschauung abwich, versteht sich von selbst, und es ist dieses Ergebniß auch im vollsten Maße eingetreten. Freilich sind die Folgen andere, wenn ein durchaus edler, sittlich reiner und vom innigsten Mitgefühl für die Leiden seiner Nebenmenschen erfüllter Mann im Uebermaß höchster wissenschaftlicher Begeisterung oder, wie man heutzutage sich ausdrücken würde, auf doctrinärem Wege zu Verirrungen gelangt, als wenn der Irrthum aus dem bösen Herzen und aus der unlauteren Begierde entstammt. So hat sich z. B. Thomas Morus in Allem, was Ehe und Familie betrifft, vollkommen frei und rein erhalten von den Verkehrtheiten sowohl der altheidnischen Philosophen, als der modernen Socialisten; sein utopischer Hausstand ist im Wesentlichen die christliche Familie, weil eben nichts Unlauteres Raum hatte in seiner großen und schönen Seele.

Wenn ich also, die Wahrheit hoch über Morus stellend, seinen berühmten Staatsroman in den grundlegenden Lehren und Einrichtungen schlechterdings verurtheilen muß als das unreife Erzeugniß eines edelgemeinten, aber von der geoffenbarten Religion mehr oder minder abgekommenen Humanismus, so darf auf der andern Seite um der Gerechtigkeit willen ebenso wenig verschwiegen oder verkleinert werden die hohe Bedeutung, welche das Buch in verschiedenen Beziehungen in Anspruch nehmen darf. Einmal ist und bleibt es bahnbrechend für einen ganzen Zweig der modernen Literatur; sodann — ist es ein glänzendes Denkmal der furchtlosen Freimüthigkeit des Verfassers gegenüber den Uebelständen seiner Zeit und zugleich von der Freiheit, mit welcher man sich damals (in den ersten Regierungsjahren König Heinrichs VIII.) über die empfindlichsten und bedenklichsten Gegenstände schriftstellerisch aussprechen durfte. Ferner ist es kein geringes Verdienst unseres politi-

schen Idealisten, die Geister von Tausenden emporgezogen zu haben aus der Alltäglichkeit der Kannegießerei und ihnen den Weg gezeigt zu haben zu einer Betrachtung der menschlichen Angelegenheiten von einem höheren Gesichtspunkte aus. Denn nicht auf das zufällige Ergebniß der Gedanken eines Einzelnen kommt es an, sondern darauf, daß überhaupt gedacht wird im wahren und edlen Sinne des Wortes. Wo und inwiefern aber Morus entschieden geirrt hat, da ist er, der in Leben und Wandel ein unverbrüchlich treuer Anhänger der katholischen Kirche war, für uns kleine Geister ein warnendes Beispiel, auf daß wir uns durch die Freude an originellen Einfällen und selbst durch das wirklich blendende, geistvolle Spiel einer reichen Phantasie niemals hinreißen lassen zur selbstvergötternden Abweichung von den ewig wahren und ewig festen Grundlehren des Christenthums.

Neben so vielen großen, werthvollen Eigenschaften und denkwürdigen Beziehungen des More'schen Werkes sei nur in letzter Reihe mit einem Worte gedacht der sprachlichen Vollendung, der stilistischen Gewandtheit und dialektischen Tüchtigkeit, durch welche Morus sein Buch zu einem Muster in seiner Art für alle Zeiten gemacht hat.

## V.

## Staatsdienst.

Während More durch seine literarischen Arbeiten Ruhm und Bewunderung in ganz Europa sich erwarb, setzte er mit einer Verdoppelung der geistigen und körperlichen Kräfte, die sich noch selten auf die Dauer als möglich erwiesen hat, auch seine juristischen Berufsarbeiten unermüdlich fort. Seine sittliche Reinheit und amtliche Unbestechlichkeit, sowie die Originalität seines Wesens und seiner Erscheinung machten ihn zu einem Manne, auf welchem die Augen Aller mit ganz besonderer Vorliebe ruhten.

Dieß Alles trug seine Früchte und hatte seine Folgen, indem der talentvollste und hervorragendste Mann der Hauptstadt von dem Landesfürsten unmöglich außer Acht gelassen werden konnte. Heinrich VIII., von Natur glänzend ausgestattet mit Gaben des Geistes und edler Ritterlichkeit des Leibes, war damals noch in seinen guten Jahren: noch war kein äußerer Anlaß aufgetreten, der die wilde Leidenschaftlichkeit und den gewaltsamen Ungestüm seines despotischen Wesens an den Tag gebracht hätte; er suchte noch oder er schien wenigstens zu suchen das Große, das Edle, das wahrhaft Werthvolle auf allen Gebieten der materiellen sowie der höheren, geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit. Schon diese allgemeinen Gründe lenkten seine Aufmerksamkeit auf Morus hin.

Dazu kamen jedoch noch zwei besondere, sehr bemerkenswerthe Thatsachen.

Die erste derselben war ein Aufstand, der im Frühjahr 1517 in London stattfand, und bei dessen Bezwingung sich Thomas Morus hervorragende Verdienste erwarb. Die englische Industrie hatte um jene Zeit nicht nur noch keine vollständige Unabhängigkeit errungen, sondern vielfache Zweige von Fabrikation und Handel befanden sich geradezu in den Händen Fremder, namentlich der Niederländer. Die Folge davon war, bei dem zunehmenden politischen Selbstbewußtsein der englischen Nation und bei dem großen Elend der Zeit, ein Verhältniß äußerster Spannung zwischen dem einheimischen Handels- und Gewerbestand und seinen ausländischen, aber in England selbst vom Fette des Landes zehrenden Mitbewerbern. Diese Stimmung machte sich um die bezeichnete Zeit durch gewaltsame Ausbrüche Luft; die Fremden wurden in verschiedenen Theilen Londons auf offener Straße angegriffen und mißhandelt. Die Einsperrung einiger Rädelsführer war eine halbe Maßregel; statt zu beruhigen, erbitterte sie nur, und auf den ersten Mai wurde eine förmliche Revolte organisirt, deren Zweck die Ermordung möglichst vieler und die Austreibung aller Fremden

aus London sein sollte. Der leitende Minister, Cardinal Wolsey, suchte eine unmittelbare Einmischung der Staatsregierung zu vermeiden, und hoffte den Sturm durch zweckmäßige Maßregeln Seitens der Gemeindebehörden beschwören zu können. In der That wurde beschlossen, daß jeder Bürger seine Diener und Arbeiter zu Hause behalte und bis Morgens sieben Uhr nach dem gefährlichen Tage dieser Hausarrest einer ganzen Großstadt fortdauern solle; die Regierung billigte diesen unweisen Beschluß, und Morus in seiner Eigenschaft als Unter-Sheriff war einer der mit dem Vollzuge beauftragten Beamten.

Allein die Leute ließen sich, wie vorauszusehen war, die Einsperrung in ihre Häuser nicht so ohne Weiteres gefallen; der Aufruhr brach vielmehr sofort los, Verhaftete wurden mit Gewalt befreit, den Beamten überall der entschlossenste Widerstand geleistet, und der furchtbare Tumult wuchs von Stunde zu Stunde, ja er steigerte sich bis zur Erstürmung mehrerer Gefängnisse und Befreiung der Sträflinge in denselben.

In diesem gefahrvollen Augenblicke trat Thomas Morus unbewaffnet der wüthenden Volksmenge entgegen, erhob seine Allen bekannte und bei Allen beliebte Stimme, und brachte in der That durch die Macht seiner Beredtsamkeit den Aufruhr zum Stillstand. Ein unglücklicher Zufall wollte zwar, daß mit dem soeben beruhigten und zur Unterwerfung unter die gesetzliche Ordnung gebrachten Volkshaufen eine andere Schaar zusammentraf, die von dem Vorgefallenen nichts wußte; die Folge davon war ein neuer Ausbruch des Tumultes, und es wurden im Laufe der Nacht noch mancherlei Ausschreitungen in Plünderung von Häusern und Mißhandlung von Personen begangen; allein im Großen und Ganzen war durch den Einhalt, welchen Morus dem Sturme geboten hatte, dessen eigentliche Kraft gebrochen worden; die Sache verlief ohne ernste Folgen als ein gemeiner Spectakel, und am Morgen war Alles vorbei. Eine große Anzahl der Theilnehmer ward gefangen genommen, aber die Regierung begnügte sich mit der

Hinrichtung einiger weniger Hauptanstifter und ließ die Uebrigen laufen. Darüber, welcher Persönlichkeit bei diesem ernsten Ereigniß das Verdienst und der Ruhm rechtzeitigen, besonnenen Auftretens und aufopfernden Heldenmuthes gebührte, konnte wohl Niemand im Zweifel sein; Volk und Regierung erkannten diese Persönlichkeit einmüthig in Thomas More.

Hieran schloß sich im folgenden Jahr 1518 eine gleichfalls interessante Begebenheit. Um diese Zeit sandte der heilige Stuhl, der mit dem englischen Hofe im allerbesten Einvernehmen stand, in der Person des Cardinals Laurentius Campeggio einen außerordentlichen Gesandten nach London, um den englischen Monarchen zu einem gemeinsamen Feldzuge der Christenheit gegen den Türken zu ermahnen. Der Einzug des päpstlichen Legaten fand am 19. Juli 1518 statt. Bei dieser feierlichen Gelegenheit, wo nicht nur der gesammte Clerus, sondern auch die städtischen Behörden von London in aller officiellen Pracht und Herrlichkeit sich zeigten, empfieng Morus den Vertreter des heiligen Vaters im Namen der Stadt mit einer lateinischen Anrede — ein Geschäft, wozu er auch in seiner späteren diplomatischen Laufbahn sich vielfach gebrauchen lassen mußte. Allein bald nachher schien eine eigenthümliche Angelegenheit zwischen dem Legaten und dem englischen Hof Zwietracht oder wenigstens Verstimmung säen zu wollen.

Ein päpstliches Schiff war im Hafen von Southampton wegen angeblichen Zollvergehens als gute Prise erklärt worden. Auf Verlangen des Legaten wurde ein Prisengericht ernannt, und vor diesem verfocht und verfolgte er seine Angelegenheit mit einem ganz besonderen Eifer. So verlangte er namentlich, daß ihm von Seiten der Regierung ein ausgezeichneter englischer Jurist als Rechtsbeistand bezeichnet und beigegeben werde. Mit diesem Amt wurde Thomas Morus betraut, weil bei ihm nicht nur die vorzüglichste Rechtskenntniß, sondern auch die vollkommenste Gewandtheit in Handhabung der lateinischen Sprache zu finden war. Ihm lag nun die doppelte Verpflich-

tung ob, einmal die Interessen der päpstlichen Sache in der gerichtlichen Verhandlung zu vertreten, sodann aber dem des englischen Rechts und der englischen Sprache unkundigen Legaten nicht nur den sachlichen Inhalt, sondern auch die juristische Bedeutung des ganzen Verfahrens und aller seiner Einzelnheiten zu erklären. Die letztinstanzliche Aburtheilung der Sache fand in der sog. Sternkammer statt, und hier war es, wo Morus in Vollzug des ihm ertheilten Auftrages die glänzendsten Lorbeeren erntete. Das oberstrichterliche Urtheil lautete auf Freigebung des Schiffes sammt Ladung.

Heinrich VIII. hatte Verstand genug, um nicht darauf zu sehen, in wessen Interesse und zu wessen Vortheil Thomas Morus sich mit solcher Gewissenhaftigkeit und Auszeichnung bemüht und hervorgethan hatte; er war überzeugt, daß die nämlichen Eigenschaften diesen Mann auch in den königlichen Staatsdienst begleiten würden und nahm von dem ganzen Vorfall Veranlassung, dem berühmten Anwalt und Unter-Sheriff von London erklären zu lassen, daß er nicht gesonnen sei, seine Dienste länger zu entbehren.

Eine solche Botschaft von Seiten eines Monarchen legt heutzutage der persönlichen Freiheit irgend eines Mannes, wer er auch sonst sein möge, keinerlei Zwang oder Beschränkung auf. Wer keine Lust zum Staatsdienst hat, der kann nicht dazu gezwungen werden, und wer frei ist auch von dem leisesten Anflug derjenigen Leidenschaften, welche mit dem öffentlichen Dienste in Verbindung zu stehen pflegen, um den ist es desto besser bestellt.

Nicht ganz so einfach verhielt sich die Sache im sechszehnten Jahrhundert. Heinrich VIII. war im Jahre 1518 noch kein gewissenloser, blutdürstiger Despot, was er späterhin leider geworden ist, wohl aber war er schon damals ein Fürst von ziemlich herrischen Neigungen und Manieren; seinem ausgesprochenen Willen ohne ganz durchschlagende Gründe entgegenzutreten, war nicht besonders rathsam, und Morus nahm ohne-

dieß schon eine so hervorragende Stellung in der englischen Hauptstadt ein, daß ihn des Königs Ungnade, wenn er sie sich einmal zugezogen hatte, in der That recht empfindlich treffen konnte; daß aber durch beharrliche Weigerung die schmeichelhafte Gunst in plötzliche und um so entschiedenere Ungnade umschlagen könne, wer vermochte das zu läugnen?

So entschieden ich nun dieß Alles anerkenne, so kann ich doch nicht umhin, More's Eintritt in den Staatsdienst, sogar nach den Verhältnissen jener Zeit, ja gerade nach diesen Verhältnissen, als einen entschiedenen und verhängnißvollen Fehler von seiner Seite zu bezeichnen.

Daß er keine eigentliche Lust und Liebe zur Sache hatte, scheint gewiß zu sein. Er hat sich über diesen Gegenstand an verschiedenen Stellen seiner Briefe und bei mehr als nur einer Veranlassung seines Lebens so entschieden und glaubwürdig ausgesprochen, daß der Zweifel zum Unrecht werden müßte. Seine eigenen Lebensverhältnisse waren gerade um diese Zeit nicht nur günstig, sondern glänzend; noch nicht vierzig Jahre alt, auf den verschiedensten Gebieten als Mann von hervorragender Bedeutung anerkannt, geachtet und geliebt von seinen Landsleuten, berühmt in ganz Europa, im Besitze eines Einkommens, das nach einigen Jahren auch seine vollständige, ökonomische Unabhängigkeit begründen mußte, beglückt in einem herrlichen Familienkreise, der seines Lebens Schmuck und Stolz war — wahrlich, Morus bedurfte in keiner Weise des königlichen Siegels, um seine Lebensaufgaben glänzend zu erfüllen. Schwer mochte es sein, der Gunst des Monarchen zu entrinnen, aber unmöglich war es doch wohl nicht. Im äußersten Fall hätte wenigstens die Niederlegung auch des städtischen Amtes, die Beschränkung auf den eigentlichen Anwaltsberuf, die Geltendmachung aller möglichen Familien- und sonstigen Verhältnisse, selbst die Berufung auf eine in Folge maßloser Arbeit nicht eben sehr feste Gesundheit den Vielumworbenen retten können vor den Gefahren königlicher Gnade.

Aber — so wird die Lesewelt erstaunt mich fragen — warum sollte denn überhaupt ein so ausgezeichneter Mann nicht in den Staatsdienst treten? Warum sollte er sich weigern, seinem Fürsten und seinem Lande in ehrenvoller Weise zu dienen, wo er konnte? Warum sollte er eine nicht nur voraussichtlich glänzende, sondern in jedem Fall bedeutungsvolle und durchaus ehrenhafte öffentliche Laufbahn ausschlagen, bloß um sein ganzes Leben lang Prozesse zu führen und zwischen hinein in Chelsea Bücher zu schreiben? Warum?

Ich will es sagen.

Morus war ein Mann, der auf dem Weg ernsten, durchaus strengen religiösen Strebens eine mehr als gewöhnliche Selbsterkenntniß erlangt hatte. In Folge davon mußte er wissen, oder hätte er wenigstens wissen sollen, daß ihm zum Höfling wie zum Staatsmann geradezu alle wesentlichen Eigenschaften fehlten. Er war Idealist und Schwärmer durch und durch; selbst seine Ironie war im tiefsten Grunde nur hervorgerufen durch den beständigen Gegensatz, in welchem er sich mit seinem reinen, gottverlangenden Trachten und Streben der ihn umgebenden Alltagswelt gegenüber befand. Er war unfähig der kleinsten Unwahrheit, unfähig der geringsten Intrigue; seine „Utopia" zeigt uns die Gesinnungen eines Republikaners, der großgezogen wurde mit der Milch reiner Begeisterung für mißverstandene altclassische Ideale, einen Republikaner, der vor dem Schicksal, Rousseau's und Proudhon's Vorläufer zu werden, nur bewahrt wird durch seine entschlossene Liebe zu Jesus Christus und durch seine persönliche Tugend und Reinheit. Ein Philosoph, aber kein Politiker; ein Dichter und Denker, aber kein Höfling. Er war deßhalb auf der einen Seite viel zu gut für das Hofleben, auf der andern Seite nicht vereigenschaftet für das Staatsleben. Beides konnte ihm nicht verborgen bleiben, wenn er anders auch in diesem Momente seines Lebens, wie in so vielen anderen, durchaus ruhig und leidenschaftslos dachte und handelte. Wie konnte er erwarten, für

seine Ideen, für sein geistiges Leben, für sein wissenschaftliches Streben, für seine Sittenreinheit jemals Anerkennung, Verständniß, oder gar praktische Wirksamkeit zu hoffen an einem Königshofe? Eine derartige Hoffnung mußte geradezu erinnern an die Thorheit Platons, als er in die Dienste des sicilischen Königs trat.

Wenn nun Thomas Morus trotz Alledem gerade in der entgegengesetzten Richtung gehandelt hat, so bin ich der Meinung, daß ein Rest menschlicher Leidenschaft, Eitelkeit und Ehrliebe seinem edlen Herzen einen Streich gespielt hat, indem sie sich maskirte als Hoffnung einer menschenbeglückenden Wirksamkeit. War einmal ein solcher Zug in seinem innern Leben vorhanden, so war es dann kein Wunder mehr, wenn die aus einer beharrlichen Ablehnung der königlichen Anerbietungen drohenden Gefahren sich der Phantasie in einem etwas gesteigerten Lichte darstellten. Dazu kam vielleicht die leise Hoffnung, auf diesem Wege für die geliebten Seinigen noch besser zu sorgen, als auf dem bisherigen.

Doch, dem sei wie ihm wolle; Morus beging den Fehler und trat in den Staatsdienst auf eine Weise, die ihn zugleich in unlösliche Verbindung mit dem König und seinem Hof brachte. Es ist keineswegs zu verwundern, wenn More's eigene erste Aeußerungen über seine neue Lebenslage meine Auffassung derselben nicht zu bestätigen scheinen; ich leite meine Ansicht nicht ab aus bloßen Worten, sondern aus den späteren unwiderleglichen Thatsachen. Auch sind die Worte, auf welche man sich vorzugsweise beruft, um More's anfängliche Glückseligkeit auf seinem neuen Lebensschauplatz darzuthun, keineswegs einer fröhlich emporjauchzenden, sondern vielmehr einer zerquetscht am Boden liegenden Seele entstammt, sie mögen im Uebrigen lauten wie sie nur wollen. Thomas Morus schrieb diese Worte an seinen edlen Freund, den Bischof Fisher von Rochester, und sie lauten also:

„Jedermann weiß, und der König selbst pflegt es mir scherz-

haft vorzuhalten, daß ich gegen meinen Willen an den Hof gekommen bin; auch mag es wohl sein, daß ich mich hier gerade so geschickt benehme, wie Einer, der noch nicht reiten kann und deßhalb jämmerlich im Sattel sitzt. Allein der König ist gegen Alle so herablassend und so gütig, daß Jeder meint, Seine Majestät liebe Ihn am meisten (!?). Aehnlich ergeht es den alten Weibern von London, die meinen, wenn sie recht herzlich gebetet haben vor dem Muttergottesbild in der Nähe des Tower, so lächle die Gottesmutter selbst gnädig auf sie herab. Bin ich übrigens auch nicht so glücklich, derartige für mich günstige Zeichen zu erspähen, so erscheint mir doch das Hofleben um so weniger lästig, je mehr ich des Königs Tugend und Gelehrsamkeit kennen zu lernen Gelegenheit habe."

Das sind nach meiner Betrachtung der Menschen und der Dinge wenig sagende Redensarten, die man, wenn sie nicht aus der Feder eines so herrlichen Mannes gekommen wären, füglich als „faule Fische" bezeichnen möchte.

In der That gehörte Verständniß für wissenschaftliche Bildung und eigene Gelehrsamkeit zu den unläugbaren und hervorstechenden Vorzügen des englischen Königs. Sein thatkräftiger und geistvoller Vater hatte die Tüchtigkeit des eigenen Wesens auch darin gezeigt, daß er für eine nicht nur gründliche, sondern im vollen Sinne des Wortes gelehrte Bildung seines Thronfolgers sorgte. Er war nicht nur der lateinischen Sprache mächtig, sondern auch in der Theologie, Philosophie und dem Kirchenrechte wohl bewandert. Wenn ferner gemeldet wird, der heilige Thomas von Aquin sei sein Lieblingsschriftsteller gewesen, so will ich es dahingestellt sein lassen, ob und in wiefern diese Liebhaberei auf wirklichem, innerlichem Verständniß des auch in unsern Tagen vielbewunderten, großen Forschers und Heiligen beruht habe oder nicht. Jedenfalls war die Meinung der Zeitgenossen von Heinrichs Gelehrsamkeit eine große; er selbst coquettirte gern damit, und sowohl der langjährige Aufenthalt des Erasmus in England, als auch Hein-

richs VIII. unläugbare Bemühung um Thomas Morus beweisen, daß der König die Sache wenigstens äußerlich verstand.

Dieses Schönthun mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit war recht wohl geeignet, einen Mann vorübergehend zu blenden, der noch immer in engster Verbindung mit Erasmus und gar manchen anderen humanistischen Schöngeistern des Jahrhunderts stand. Zwar hätten schon die rauschenden Festlichkeiten und das auf unausgesetzten, irdischen Lebensgenuß gerichtete Treiben am königlichen Hofe, wo jetzt nach des geizigen Vorfahrers Tod die Verschwendung der von ihm angesammelten Schätze als Losungswort galt, einen Mann von den erhabenen, ascetischen Gesinnungen unseres Helden bedenklich machen können; indessen bin ich der Letzte, um in solchen Dingen gegen Andere streng zu sein; und wenn Morus gerade in jener Periode seines Lebens zu Duldsamkeit und Milde geneigt war, so möge jedes Wort dagegen ferne sein von mir.

Bedenklicher schon erscheinen mir, und mußten wohl auch ihm erscheinen die politischen Zustände. Heinrich VIII. ließ sich zwar von seinen Ministern keineswegs an der Nase herumführen; im Gegentheil, selbst Wolsey, sein Liebling, des heiligen Stuhles Cardinal-Legat und des großbritannischen Reiches anscheinend allmächtiger Staatsmann, hatte allen gehörigen Respect vor dem souveränen königlichen Willen, der über ihm stand. Aber Beide, der König wie der Reichskanzler, regierten in entschieden despotischem Sinne, also in einem Geiste, welcher den durchaus entscheidenden und grundlegenden Ideen eines Thomas Morus geradezu entgegengesetzt sein mußte. Dieser verhängnißvolle Zwiespalt, gleich von Anfang an so leicht erkennbar, hat sich in der Folge auch für die Kurzsichtigsten dadurch geoffenbart, daß Wolsey More's Todfeind, und Heinrich VIII. sein Mörder ward.

Daß sich Morus weder zum Wächter noch zum Richter der sog. „Privatmoral“ seines Königs aufwerfen wollte, wird

man nur billigen können. Wir Alle geben zu so gerechtem Tadel vor Gott Anlaß, daß nichts mehr zu verwerfen ist, als die augenverdrehende Gleißnerei, welche durch Hervorhebung fremder Fehler stets nur Gelegenheit zur Verherrlichung der eigenen Tugend sucht. Allein, ganz abgesehen von all' den angedeuteten Punkten, durchschaute Morus sehr bald, ja vielleicht früher als irgend Jemand, die gewaltthätigen, unheimlichen und entsetzlichen Anlagen des Monarchen, in dessen Dienst er getreten war. Roper erzählt uns über diesen Gegenstand gerade aus der Zeit, wo des Königs Gunst für Morus auf ihrem Höhepunkt zu stehen schien, eine Anecdote, die allzu bezeichnend ist, um nicht nacherzählt zu werden.

Der König besuchte seinen Diener zuweilen in der ländlichen Einsamkeit von Chelsea, deren Genuß er ihm übrigens nur selten und kurz genug gestattete: so kam er auch eines Tages ganz unerwartet und setzte sich mit der Familie zum frugalen Mittagsmahl. Nach dem Essen ging er mit Morus wohl eine Stunde lang im Garten spazieren; dabei legte er vertraulich seinen Arm um dessen Hals und war überhaupt so herablassend und gütig, daß Roper selbst, nachdem der Monarch sich entfernt hatte, seinem Schwiegervater Glück wünschte und ihm dabei bemerkte, mit einziger Ausnahme des Cardinals Wolsey werde keine einzige Persönlichkeit am Hofe durch den König in so hohem Grade ausgezeichnet, wie er.

More's Antwort lautete:

„Gott sei Dank, mein Sohn! Auch ich muß bekennen, daß mir der König ein sehr gnädiger Herr ist und mir gerade jetzt so hohe Gunst erzeigt, wie vielleicht irgend Einem seiner Unterthanen; aber stolz möchte ich darauf nicht sein, denn das kann ich dir versichern, mein Sohn! wenn in dem Kriege, welchen der König gegenwärtig mit Frankreich führt, mein Kopf ihm auch nur ein einziges Schlößchen gewinnen könnte, er würde unfehlbar vor meine Füße gelegt werden."

Diesem Fürsten diente Morus, der früher so glückliche

Mann, in äußerlichem Glanze, innerlich mit Furcht und Schrecken. Seine erste Stellung war diejenige eines königlichen Geheimen Raths ohne besonderes „Portefeuille“. In dieser etwas unbestimmten Situation hatte Morus namentlich Gelegenheit — und es war dieß des Königs besonderer Wunsch — seine hohe wissenschaftliche Bildung zur Geltung zu bringen, durch sie dem Hof zur Zierde zu gereichen, und, soweit dieß überhaupt möglich war, veredelnd auf die höfischen Kreise einzuwirken.

Ja, diese Wirksamkeit erstreckte sich auch weiter nach außen und in die Ferne. Die thörichte Feindseligkeit der alten Schule gegen griechische Sprache und Literatur hatte immer noch nicht aufgehört: auf der Universität zu Oxford gehörte sogar die große Mehrzahl der Studenten zu den Gegnern des neuen Studiums; sie nannten sich Trojaner und den Vorsitzenden ihrer Zusammenkünfte Priamus, bloß um ihre Todfeindschaft gegen alles Griechische auf eine recht einfältige Weise auszusprechen. Diese Trojaner erlaubten sich gegen die „griechischen Studenten“ alle möglichen Verhöhnungen und Mißhandlungen.

Von diesem Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt, erstattete Morus in seiner amtlichen Eigenschaft dem Könige Vortrag und veranlaßte eine „allerhöchste Entschließung“ des Inhalts, daß sämmtliche Studenten sich der Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Literatur allen Ernstes zu befleißigen hätten.

In dem Schreiben, mit welchem Morus den königlichen Erlaß nach Oxford begleitete, machte er den Studenten, sowie denjenigen Professoren, durch deren Einfluß Jene sich hatten verhetzen lassen, mit aller erforderlichen Deutlichkeit „den Standpunkt klar“, so daß der ganze Lärm ein- für allemal zur Ruhe kam und von jetzt an die Herrschaft der neuen Studienrichtung auf der Hochschule von Oxford gesichert blieb.

Auch die Wirksamkeit, namentlich die Bibelübersetzung des Erasmus hatte sein Freund Morus vor dem Könige gegen

mancherlei Gegner und Neider zu vertheidigen. Er that dieß mit entschiedenem Erfolg, zumal ihm auch bei diesen Fragen das Recht und die Vernunft zur Seite stand. Denn nicht gegen die wirklich mangelhaften und verfehlten Eigenschaften und Bestrebungen des Erasmus wendeten sich die hier — an Heinrichs Hofe — thätigen Gegner desselben, sondern gegen seine außerordentliche Gelehrsamkeit und gegen seine aufklärende Thätigkeit, welche dem Geiste und Wesen der katholischen Kirche nicht im Entferntesten widerspricht. Indem er seine Feinde mit guten und unwiderleglichen Gründen der Thorheit und Unwissenheit überführte, lieferte er zugleich den Beweis, daß unmöglich der Geist Jesu Christi es sein könne, der sie leite und treibe.

Eine andere Art von Thätigkeit, deren Beginn wir schon weiter oben bemerkbar gemacht haben, muthete der König seinem Rathe in ausgedehntem Maße zu. Da nämlich Morus, wie wir genugsam wissen, sich durch eine ganz außergewöhnliche Gewandtheit, Sicherheit und Besonnenheit, nicht nur in voraus studirter, sondern auch in ganz unvorbereiteter Rede auszeichnete, so mußte er sich vielfach als „Redner des Königs", auf den Reisen des Monarchen, beim Empfang berühmter Persönlichkeiten, und selbst bei hochwichtigen politischen Anlässen verwenden lassen. Allerdings ein Beweis von hohem Vertrauen, aber doch gewiß für den früher so unabhängigen Mann ein glänzendes Elend, eine goldene Sklaverei!

Solches geschah namentlich, als Heinrich VIII. am 7. Juni 1520 mit seinem gleichberühmten Zeitgenossen, dem König Franz I. von Frankreich, zusammenkam. Es geschah ferner in ganz besonders glänzender Weise, als der große Kaiser Karl V. im Jahre 1522 nach England kam, um in ganz entgegengesetzter Richtung auf den Beherrscher dieses Königreiches einzuwirken, nämlich ihn für ein festes Bündniß gegen Frankreich zu gewinnen. Die Geschichtschreiber jener Zeit schildern diese Herrscherzusammenkunft mit ganz besonders poetischen

Farben und gleichsam auf glänzendem Goldgrunde, weil sie eigentlich die letzte Hoffnung der entschieden katholisch Gesinnten in England war. Am 6. Juni 1522 zogen beide Monarchen in London ein, unter Entfaltung außerordentlicher Pracht und theilweise kindischen Schaugepränges. Der Lord-Mayor von London, John Milburne, zog mit seinen Gemeinderäthen in rothen Scharlachkleidern den Herrschern entgegen, und Sir Thomas More, kurz zuvor vom Könige durch Verleihung der Ritterwürde in den Adelstand erhoben, hielt eine wohlgesetzte Anrede zum Lob der beiden Fürsten. Natürlich pries er, wie es ihm in diesem Fall ohne Zweifel von Herzen kam, den hohen Segen der Eintracht und Liebe zwischen dem englischen Königreich und dem heiligen römischen Reich deutscher Nation für die Unterthanen der beiden Kronen, und bot Namens der Bürgerschaft von London alle möglichen Freundschaftsdienste an.

Im Jahre 1525 wandte sich das Kriegsglück mit entschiedenem Sonnenglanz auf die Seite Karls V.; die Schlacht bei Pavia wurde geschlagen, der französische König gerieth in die Gefangenschaft seines sieggekrönten Gegners. Die Folge davon war, daß Heinrich von England sich wieder mehr der französischen Politik näherte, und noch im nämlichen Jahr eine außerordentliche Botschaft der Königin Mutter und Regentin von Frankreich empfing. Auch bei diesem Anlaß, wie überhaupt bei allen möglichen Anlässen des sechszehnten Jahrhunderts, das nämliche Spiel mit lateinischen Reden und Redensarten. Hier war es nun die Aufgabe des Verfassers der „Utopia", den Franzosen auseinanderzusetzen, wie sehr sein König gerührt sei durch ihre Anerkennung seiner Macht und Herrlichkeit, und wie er deßhalb auch auf unverletzliche Haltung des nunmehr zwischen Frankreich und England geschlossenen Bündnisses rechne.

Wüßte man nicht, daß im Gedräng der Tagesereignisse die Menschen schon vor Jahrhunderten gerade ebenso das klare Selbstbewußtsein verloren, wie dieß noch heutzutage der Fall

ist, man müßte in noch viel höherem Grade an der Menschheit verzweifeln, als man ohnedieß zuweilen geneigt sein möchte.

Eine bessere Sache hatte Morus, wenn auch allerdings nur mit leeren Worten, zu vertreten, als König Ferdinand von Ungarn, Kaiser Karls V. Bruder, im Jahr 1527 Gesandte nach England schickte, um Heinrichs VIII. Hilfe gegen die Türken zu erbitten. Der auf seinem Inselreich vor den Kriegen „hinten in der Türkei" so ziemlich sichere englische König ließ es durch den Mund seines alle Zeit getreuen Morus wenigstens nicht an guten Lehren und Ermahnungen fehlen. „Die furchtbare Verwüstung Ungarns," so hieß es, „beklage der König von ganzem Herzen. Auch würde der Türke nimmermehr solche Unthaten gewagt haben, ohne die fortdauernden Kriege zwischen den Herrschern Oesterreichs und Frankreichs. Der König von England werde sich deßhalb vor Allem und nach all' seinen Kräften bemühen, zuerst Einigkeit und Frieden innerhalb der Christenheit selbst herzustellen; sei einmal dieses Ziel erreicht, so werde er es, so gut wie jeder christliche Fürst, weder an Geld noch an Truppen fehlen lassen, um in einem so glorreichen Kampfe den übrigen Herrschern Europa's zur Seite zu stehen." Das wenigstens konnte jeder Diplomat des sechszehnten, und nicht nur des sechszehnten Jahrhunderts mit gutem Gewissen sagen. Allein im Allgemeinen wird Jedermann finden, daß diese rednerische Verwendung unseres Morus weit mehr dem despotischen Gelüste seines Herrschers, über die Kräfte und Existenzen seiner Mitmenschen nach Willkür zu verfügen, als dem hohen geistigen und sittlichen Werthe des mehr mißhandelten als verwendeten Mannes selbst entsprach.

Nicht viel besser — und es ist mir wirklich leid, von der herkömmlichen Auffassung so oft und so sehr abweichen zu müssen — nicht viel besser in der That verhielt es sich mit dem Gebrauch, welchen König Heinrich VIII. von der eigentlichen Gelehrsamkeit seines geheimen Rathes Thomas Morus

machte. Es ist ganz richtig, daß Heinrich gelehrte Männer gern um sich hatte, und daß er, selbst ein entschieden gebildeter Mann, sehr gern die Rolle eines Beschützers der Wissenschaften und Künste spielte. Allein so sehr, wie Thomas Morus, wurde in diesem heitern Spiel des Monarchen Niemand mißbraucht.

Es wird uns in glaubwürdigster Weise erzählt, daß Heinrich an der frohen Laune, an dem allezeit sprudelnden Witze, an der trefflichen Unterhaltungsgabe und an dem vielseitigen Wissen seines geheimen Rathes ein unerschöpfliches Vergnügen fand. Namentlich nach dem Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen ließ er ihn zu sich bitten und unterhielt sich mit ihm über Astronomie, Geometrie, Theologie und andere wissenschaftliche Fächer, sowie auch „zuweilen", wie in sehr bezeichnender Weise hinzugefügt wird, über politische Angelegenheiten. Oft ließ er ihm auch, wenn es sein allerhöchstes Belieben war, nicht in's Bett zu liegen, selbst bei Nacht keine Ruhe, sondern der Vielgeplagte mußte mit Seiner Majestät auf das Dach des Palastes steigen und gemeinschaftlich mit dem übermüthigen Beherrscher Englands auf Commando die Herrlichkeit Gottes in der Zahl und den Bewegungen der Himmelskörper beobachten und bewundern.

Ja sogar — und dieß streift geradezu an die Rolle des „lustigen Raths" —, wenn der König und die damals noch in voller äußerer Eintracht mit ihm lebende Königin Katharina nach dem Abendessen, oder sogar während desselben, ein Bedürfniß nach scherzhafter Unterhaltung empfanden, um die allerhöchste Verdauung zu befördern, so schickten sie nach dem „königlichen geheimen Rath", um sich seiner witzigen Einfälle zu erfreuen.

Dieser letztere Umstand wurde denn doch auch unserem geduldigen Helden zu toll; als er bemerkte, daß man sich vorzugsweise an seiner Unterhaltung ergötze, und daß er um dieses hochfürstlichen Pläsirs willen kaum einmal im Monat

die Erlaubniß erlangen konnte, Weib und Kinder zu sehen und zu umarmen: da fing er, in höchlichem Mißfallen an dieser knechtischen Freiheitsbeschränkung, an, sein munteres Wesen abzulegen und sich seine guten Einfälle abzugewöhnen; auf diese Art erreichte er, daß man ihn nicht mehr so häufig berief und leichter beurlaubte.

Wer konnte darob, außer Morus selbst, froher sein, als die gesammte Hausgenossenschaft in Chelsea?!

Indessen hatte dieser letztere Umstand keinen Einfluß auf die Gunst und Gnade des Königs; im Gegentheil, Morus wurde von Rangstufe zu Rangstufe in ziemlich rascher Folge befördert und schließlich allerdings auch in Aemter von entschiedener und hoher politischer Bedeutung eingeführt.

Nachdem er, wie erzählt, zuerst geheimer Rath gewesen und in den Ritterstand des Königreichs aufgenommen worden war, ernannte ihn Heinrich zum Schatzmeister der Lehenkammer, was heutzutage vielleicht einem Unter-Staatssecretär im Finanzministerium entsprechen würde. Nicht lange nachher wurde er zum Kanzler des Herzogthums Lancaster ernannt, und in dieser Würde verblieb er bis zum October 1529.

Schon bald nach More's Berufung in den geheimen Rath des Königs bildete sich ein nicht gerade schroffes, aber doch sehr spitziges Verhältniß zwischen dem Neuerkorenen und dem „leitenden Staatsmann“, Cardinal Wolsey, aus. Die Naturen der beiden Männer waren zu grundverschieden, um freundlich neben einander zu bestehen und zu wirken. Wolsey, durch lange Gewohnheit der Herrschaft übermüthig nach unten, während er vor dem Könige kroch, verlangte von seinen Collegen im geheimen Rath willfährige Zustimmung, wo nicht mehr; Morus dagegen war die verkörperte republikanische Unabhängigkeit, und liebte es sogar, diese Gesinnung in sarkastischer oder wenigstens in ironischer Form geltend zu machen. Wolsey war äußerem Schaugepränge mit Leidenschaft zugethan, Morus die Wahrhaftigkeit und Ein-

fachheit selbst; auf der andern Seite war Wolsey ein Realpolitiker durch und durch, selbst wo er im einzelnen Fall irrte, Morus dagegen ein Idealist, kein Staatsmann, auch wenn und wo er Recht hatte.

Ueber dieses Verhältniß sind uns einige Züge überliefert, die, wenn sie genau der thatsächlichen Wahrheit entsprechen, zugleich auch ein bezeichnendes Licht auf die Art und Weise des Verkehrs zwischen „geheimen Räthen" im sechszehnten Jahrhundert werfen.

Wolsey schlug bald nach More's Eintritt vor, die Stelle eines Connetable zu errichten, der berufen sein solle, im ganzen Lande die Person des Königs zu vertreten. Dieser Vorschlag war offenbar ein verkehrter; denn er selbst, auf den die Sache ja allein gemünzt sein konnte, hatte entweder noch die erforderliche Machtstellung in seinem Besitz, dann brauchte er die neue Stelle nicht, oder sie war seinen Händen bereits entschwunden, und dann half ihm das neue Amt nichts mehr. Morus widersetzte sich, aber höchst wahrscheinlich nicht aus den eben angedeuteten, rein praktischen Gründen, sondern vielmehr aus allgemeiner Freiheitsliebe und theoretischer Abneigung gegen die allzugroße Gewalt eines Einzelnen im Staate; seine Gründe fanden den Beifall der Mehrheit. Da soll Wolsey ihm gesagt haben: „Schämt Ihr Euch nicht, als Letzter an Rang und Stimme weiser sein zu wollen, als so viele edle und kluge Männer vor Euch sind? Ich nenne Euch einen Thoren im geheimen Rath!" worauf Morus mit seinem kalten, schneidenden Hohn erwiedert habe: „Gott sei gedankt, daß Seine Majestät, der König, in dieser hohen Versammlung nur Einen Thoren hat." In der Sache selbst trug er seinen ersten Sieg über den herrschgewaltigen Cardinal davon; denn der gestellte Antrag wurde nach abermaliger Berathung in einer späteren Sitzung abgelehnt. Ein ganz ähnlicher Vorfall ereignete sich später bei der Erörterung eines von Wolsey entworfenen und von Morus bekämpften Friedensvertrages mit Frankreich, bei welcher

Gelegenheit Wolsey seinen Gegner den größten Narren im ganzen Rath nannte.

Als sich Heinrich VIII. im Jahre 1523 genöthigt sah, endlich wieder einmal ein Parlament zu berufen, um die Steuerkraft der Nation in außerordentlicher Weise in Anspruch zu nehmen und diese bittere Pille durch die Süßigkeit politischer Einmischung in die allerdings nothwendigen „kirchlichen Reformen" zu mildern, da wartete auf Thomas Morus eine neue, nicht geringe und nicht unbedenkliche Last. Auf unmittelbare Anregung von Seiten des Königs wurde er, der größte Redner und einer der gelehrtesten Männer des Reiches, zum Sprecher des Hauses der Gemeinen, also zum Organ desselben, zu seinem Vertreter gegenüber der Krone erwählt.

More machte es, wie alle neugewählten Sprecher und gar manche andere Neugewählte seit Jahrhunderten zu thun pflegen: er versicherte seine vollständige Unfähigkeit zu dem hohen Amte, und bat, die auf ihn gefallene Wahl zurückzunehmen. Allein dieses Gesuch fand bei dem König kein Gehör; Wolsey selbst ward angewiesen, die Bitte abzulehnen und dem Hause zu eröffnen, daß More als Sprecher vom König angenommen worden sei; Heinrich VIII. wollte eben einmal in seinem Hause der Gemeinen einen Sprecher haben, mit dem er sich vor England und Europa sehen lassen konnte. Bezeichnend ist aus More's Enthebungsgesuch folgende Stelle:

„Es könnte ihm als Sprecher gar leicht ergehen, wie es früher einmal ergangen sei. Ein gewisser griechischer Professor, Namens Phormio, wünschte gar sehr, der große Feldherr Hannibal möchte einmal seine Vorlesungen besuchen. Hannibal that ihm den Gefallen, und als derselbe erschien, begann Phormio sofort einen Vortrag ‚über das Kriegswesen'. Hannibal hörte ihn ruhig an und sagte ihm dann, er sei ein anmaßender Narr, der sich herausgenommen habe, einen Feldherrn über das Kriegswesen belehren zu wollen. Aehnlich würde es ihm, Morus, ergehen, wenn er vor dem Könige von Gelehrsamkeit, guter Ein-

richtung des Staates und anderen dergleichen Sachen sprechen sollte. Seine Majestät sei so hochgelehrt, weise und erfahren, daß Sie zu ihm ebenso sprechen müßten, wie Hannibal zu Phormio".

Die durch Wolsey mitgetheilte Antwort des Königs lautete: „Der König kenne den Verstand, die Kenntnisse und Einsicht des Thomas Morus aus langer Erfahrung ganz genau und erkläre deßhalb, die Gemeinen hätten ganz Recht gethan, ihn zu ihrem Sprecher zu erwählen: er nehme ihn als Solchen an und dabei habe es zu bleiben."

Morus fügte sich also und trat sein Amt an durch die altherkömmliche Rede, mittelst welcher der Sprecher um Redefreiheit und persönliche Unangreifbarkeit der Mitglieder des Hauses während der Dauer seiner Tagung bei der Krone nachzusuchen pflegte.

Hiemit begann seine eigentliche politische Thätigkeit.

Der König forderte die für jene Zeit und für die damaligen Hilfsquellen Englands ungeheure Summe von 800,000 Pfund Sterling; darob herrschte natürlich großes Entsetzen im Hause der Gemeinen und ein gewiß nicht geringer Schrecken durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Ueber den letzteren, so durchaus natürlichen und selbstverständlichen Umstand ärgerte sich der ohnehin aus vielen Gründen gereizte Cardinal: es zieme sich nicht, meinte er, daß alles, was im Unterhause verhandelt, auch sofort auf den Bierbänken ausgeplaudert und beschwatzt werde. So verstand man damals im freien Albion die Oeffentlichkeit. Das Unterhaus machte keineswegs Anspruch auf die Zulassung von „Fremden im Hause", die bekanntlich heutzutage noch nicht eigentlich erlaubt, vielmehr geradezu verboten und nur thatsächlich geduldet ist; allein ebenso wenig glaubten die „Gemeinen" das Recht verwirkt zu haben, mit ihren Wählern und sonstigen Sterblichen über die Angelegenheiten des Landes und Volkes zu reden.

Als nun Wolsey, um den Widerstand gegen die königliche

Geldforderung zu brechen, persönlich und mit all' dem lächerlich schwulstigen Pomp, den er so sehr liebte und für so wirksam auf die Gemüther aller Menschen, namentlich auf diejenigen oppositioneller Parlamentsmitglieder hielt, im Hause der Gemeinen zu erscheinen für gut hielt, da berieth man im Kreise der Steuerbewilliger über Gegenmaßregeln. Bei solchen Anlässen trat Wolsey auf unter Vorantritt mehrerer Kreuzträger, unter Vorantragung des großen Siegels von England und seines eigenen Cardinalshutes, weiter auf einem unter Gold und Sammt noch eher, als unter seiner Cardinals-Würde fast erliegenden Maulthier, umgeben von einem Gefolge ohne Maß und Zahl.

Das waren nun allerdings Narrenpossen, die sich für einen Geist, wie Thomas Morus, sehr einfältig und abgeschmackt ausnehmen mußten. Als daher das Parlament die Frage berieth, ob man den pompösen Herrn Reichskanzler mit seinem ganzen Gefolge, oder nur mit einer mäßigen Begleitung im Hause zulassen solle, da hatte der neuernannte Sprecher sofort einen kalten Wasserstrahl bereit für die beabsichtigte Ueberwältigung oder Uebertölpelung der Volksvertretung. Er sagte nämlich:

„Da wir ohnedieß von Seiten des Herrn Cardinals der leichtfertigen Schwatzhaftigkeit in politischen Angelegenheiten beschuldigt werden, so bin ich dafür, daß man ihn empfange mit allen Sceptern, Siegeln, Hüten, Mauleseln und sonstigen Anhängern, die er nur aufzubringen vermag; sollte aber nachher wieder von *unserer* Plauderhaftigkeit die Rede sein, dann sind wir gewiß in der Lage, die Schuld Denjenigen zuweisen zu können, welche der Herr Cardinal mitbringen wird."

Gewiß kühne und bittere Worte von einem *solchen* Mann gegen einen *solchen*!

Wolsey erschien und suchte die erhobene Forderung zu rechtfertigen durch Berufung auf die auswärtigen Angelegenheiten, indem das wortbrüchige und treulose Verhalten des französischen

Königs den englischen Monarchen förmlich zwinge, zur Vertheidigung der Interessen seines Landes und zum Schutze seiner vielfach geplünderten und mißhandelten Unterthanen im Bunde mit Kaiser Karl V. Krieg zu führen gegen Frankreich; dieser Krieg solle geführt werden mit einem Nachdruck und dadurch bedingten Erfolg, wie bisher niemals; daher die große Anforderung. Der König, ihr Herr, hoffe bestimmt, daß seine Gemeinen ihn zur Zeit der Noth nicht im Stiche lassen werden.

Diese ministerielle Begründung, welche in den letzten drei Jahrhunderten so zahllose Nachfolgerinnen gehabt hat, bewirkte zunächst kein anderes Ergebniß, als ein allgemeines Stillschweigen auf allen Bänken des Hauses. Der Minister sprach deßhalb seine Meinung dahin aus, daß das Unterhaus, im Besitze so vieler einsichtsvoller Mitglieder, sich die Mühe geben solle und auch recht wohl im Stande sei, dem unmittelbaren Abgesandten Seiner Königlichen Majestät eine vernünftige Antwort mit auf den Heimweg zu geben.

Ja, Wolsey ging in seiner nervösen Aufregung und Erbitterung so weit, daß er geradezu einen gewissen Murrey und nach diesem verschiedene andere einzelne Mitglieder der Versammlung persönlich anredete und um ihre Ansicht befragte. Durch dieses Verfahren hatte er sich unbegreiflicher Weise in schreienden Widerspruch mit dem Herkommen und den anerkannten Befugnissen des Hauses gesetzt; das Resultat war, daß ihm kein Einziger auch nur ein Wort erwiederte. Wolsey fühlte seinen Mißgriff alsbald und bemerkte, wenn das Haus darauf beharre, nur durch den Mund seines Sprechers, eines in der That vertrauenswürdigen und einsichtsvollen Mannes, Antwort zu geben, so möge es also gehalten werden; nur breche man dieses bis jetzt eingehaltene, hartnäckige und unerklärliche Schweigen.

Jetzt, nachdem der Minister auf's Aeußerste gebracht war, kam die Reihe an Thomas Morus. Er trat auf, um des Hauses Antwort an den König zu melden, und deßhalb erschien

er — auf den Knieen, nach der parlamentarischen Uebung jener schönen Zeit. Er versicherte zunächst, des Hauses Schweigen sei nur zu erklären durch die allgemeine Verblüffung über die Gegenwart einer so hochedlen Person, wie der Herr Cardinal-Minister, vor welchem selbst der Weiseste den Muth verliere. Allein so demüthig und kriechend diese Eingangsworte lauteten, ebenso fest entschlossen war der Mann, welcher sie sprach, den ihm anvertrauten Rechten des Volkes und seiner Vertreter nichts zu vergeben. Immer auf den Knieen führte er gleichwohl unerschütterlich aus, daß schon des Ministers persönliches Auftreten in diesem Hause den alten Rechten und Freiheiten desselben zuwider sei. Er persönlich, meinte der geniale Knierutscher mit boshafter Laune, sei viel zu unwissend und ungeschickt, um für sich allein zu sprechen in einer Sache, die mehr Verstand erfordere, als das ganze Haus der Gemeinen mit einander besitze; jedenfalls müsse er vor allen Dingen in Freiheit mit dem Hause berathen, um dessen Aufträge entgegenzunehmen.

So hatte Morus das verfassungsmäßige Recht gewahrt; in der Sache selbst sprach er sich, nachdem Wolsey's Zudringlichkeit beseitigt war, für die Bewilligung aus, und zwar aus rein sachlichen Gründen. Daß er hierdurch seine Volksbeliebtheit nicht verscherzte, war der beste Beweis für die festen Wurzeln, auf denen sie ruhte. Denn die Erbitterung gegen die vorgeschlagenen Maßregeln war groß, und König Heinrich VIII. ließ sich bei dieser Gelegenheit hinreißen zu einer ersten Handlung, die von ihm das Schlimmste ahnen ließ. Er befahl nämlich, ein Mitglied des Unterhauses in seinen Palast zu rufen, legte dem vor ihm Knieenden die Hand auf den Kopf und sagte: „Macht, daß meine Bill morgen durchgeht, oder morgen soll dieser Kopf herab.“ Die Bill ging durch und Morus blieb in Heinrichs Dienst.

Mit welchen Gefühlen, können wir uns leicht vorstellen. Er mußte längst erkannt haben, daß er in eine Löwengrube

gerathen war; allein er vermochte den Rückweg nicht mehr zu finden. Und obgleich er in der wichtigsten Frage der Sitzung materiell auf die Seite der Regierung getreten war, erntete er gleichwohl gerade auf dieser Seite nur den gröbsten Undank.

Als bald nach dem Schlusse des Parlaments Wolsey und Morus zufällig zusammentrafen, konnte der immer noch übermüthige Cardinal sich nicht enthalten, seinem Gegner zu sagen: „Wollte Gott, Ihr wäret zu Rom gewesen, als ich Euch zum Sprecher machte.“ Morus antwortete mit unerschütterlicher Laune: „Ich schließe mich diesem Wunsche an, denn ich habe mich schon längst auf eine Pilgerfahrt nach der ewigen Stadt gefreut.“ Dann aber war er klug genug, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

In der Folge scheint Wolsey, als Heinrichs Gunst gegen Morus allzu fest erschien, die Möglichkeit geahnt zu haben, daß bei seinem etwaigen Sturz aus dem Gegner ein Nachfolger werden könnte. Um so lebhafter wurde natürlich der Wunsch, ihn zu entfernen. Als daher nach der Gefangennehmung des französischen Königs bei Pavia eine Gesandtschaft anläßlich der damaligen Lage Europa's von London nach Madrid abgehen sollte, machte Wolsey dem Könige den Vorschlag, Morus sei für diese Aufgabe der richtige Mann, Niemand könne ihm in Spanien besser dienen, als gerade er. Dieses Vorgeben war bei der großen Entschiedenheit von More's katholischer Gesinnung gar nicht ohne einen gewissen Schein. Allein der sonst so Geduldige ließ sich in diesem Falle nicht foppen. Mit der größten Entschiedenheit erklärte er dem König, wenn er nach Spanien geschickt werde, so heiße das gerade so viel, wie wenn man ihm befehle, in sein Grab zu steigen; seine Körperbeschaffenheit sei schlechterdings unverträglich mit dem Klima Spaniens, und in der Sache selbst vermöge er keinerlei nützliche Dienste zu leisten. Uebrigens, fügte er bei, wenn er umgebracht sein solle, so werde man ihn bereit finden, seine Schuldigkeit zu thun.

Ich glaube, daß sich aus dieser Antwort genugsam ersehen

läßt, wie wenige Rosen und wie scharfe Dornen der Staatsdienst unserem Morus gebracht hat. Uebrigens nahm Heinrich die Sache dießmal noch von der freundlichen Seite und erklärte, er habe ihm nicht schaden, sondern ihn befördern wollen; da sich die Sache aber so verhalte, so wolle er auf einen Andern denken und More's Dienste sonst verwenden.

Nur in diesem einzigen Falle gelang es unserem Helden, diplomatische Aufträge mit Erfolg abzulehnen; wir haben ihn schon früher in diesem Fache auf niederländischem Boden thätig gesehen, und seit seiner Erhebung zum königlichen Rath und Ritter folgte eine Sendung der andern nach, ohne daß jedoch mit Wahrheit gesagt werden könnte, seine Leistungen hätten jemals das Gebiet des Außerordentlichen oder entschieden Wichtigen betreten. Auch in diesem Geschäftszweig ist More's großes Talent mehr mißbraucht, als zum Heil großer Interessen verwendet worden; in das Innerste des Intriguenspiels hat man den durchaus edlen Mann wahrscheinlich niemals blicken lassen, weil er sonst gegangen wäre; nur seine rednerische Begabung, seine Gelehrsamkeit, seine originellen Eigenthümlichkeiten und sein europäischer Ruf waren es, womit man bei jeder Gelegenheit „Staat" machen wollte.

Es verlohnt sich deßhalb auch nicht der Mühe, die Geschichte seiner einzelnen diplomatischen Reisen des Näheren zu verfolgen; er selbst blieb sich überall gleich mit seinem treuen, guten Herzen, seiner einfachen Lebensweise, seiner unermüdlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften und seinem zärtlichen Heimweh nach den Lieben im traulichen Chelsea.

Mehr beispielsweise, als mit dem Anspruch auf strenge Vollständigkeit, möge Folgendes Erwähnung finden. In den Niederlanden hatte sich ein Streit erhoben zwischen den dort wohnenden englischen Kaufleuten und jenen der deutschen Hansa, welche beide über gegenseitige Beeinträchtigung ihrer Rechte und Privilegien klagten; namentlich handelte es sich um das Recht, englische Tücher auf den niederländischen Markt zu bringen, sowie

um Störung der Schifffahrt in der Ostsee. Zur Beilegung dieser Streitigkeiten ward Morus nebst mehreren Andern im Jahr 1520 zu Conferenzen nach Brügge gesandt; allein die Verhandlungen blieben erfolglos.

Morus wirkte auch mit bei den diplomatischen Zusammenkünften, welche nach der Gefangennehmung des französischen Königs zum Abschluß einer Allianz zwischen Heinrich VIII. und der Regentin von Frankreich führten. Es läßt sich nicht thatsächlich feststellen, mit welchem Grade von Selbständigkeit er hiebei handelte und was etwa sein Werk war; ich persönlich vermuthe, daß seine Wirksamkeit eine untergeordnete und mehr äußerliche war; denn sein Charakter und seine politischen Ansichten neigten sich ganz gewiß mehr auf die Seite Karls V., des politischen Vertreters der katholischen Kirche, gegen dessen anscheinende oder vorgebliche Uebermacht die englische Politik damals in die Schranken trat. Dieß geschah im Jahre 1525, und zwei Jahre später erscheint Morus unter den englischen Commissären bei einem weiteren Staatsvertrag, der unterm 30. April 1527 als Garantie des gegenseitigen Besitzstandes zwischen beiden Mächten abgeschlossen ward.

Im gleichen Jahr reiste Morus im Gefolge des Cardinals Wolsey nach Frankreich, wo König Franz I. zu Amiens die verschiedenen mit Heinrich VIII. geschlossenen Verträge beschwor.

Die jedenfalls hervorragendste und ganz gewiß mit seiner Gesinnung am meisten übereinstimmende diplomatische Thätigkeit aber entwickelte Morus im Jahre 1529. Die Allianz mit England war nicht im Stande gewesen, das Glück an die französischen Fahnen zu fesseln; Karl V. blieb Sieger, Wolsey's französische Politik stellte sich immer mehr als ein schwerer Mißgriff heraus, und es kam endlich zu Friedensunterhandlungen.

Heinrich VIII. sandte den Bischof von London, Cuthbert Tunstall, mit Morus durch die Bande enger Freundschaft

verbunden, den Ritter und Kanzler von Lancaster, Sir Thomas More, und Johann Haclet nach den Niederlanden ab, wo in der That zu Cambray am 5. August 1529 der Friede zwischen England und dem Kaiser zu Stande kam. Die Bedingungen waren für England durchaus ehrenvoll und wurden von der Nation mit um so größerem Beifall und Jubel aufgenommen, als die öffentliche Meinung schon längst mit aller Entschiedenheit gegen Frankreich und Wolsey Partei ergriffen hatte. Hervorzuheben ist als ein besonderes Zeichen der Zeit die Bestimmung, daß gegenüber den religiösen Neuerungen und Sectirereien, welche von den Niederlanden aus auch nach England sich zu verbreiten anfingen, in den kaiserlichen Niederlanden kein Buch in englischer Sprache gedruckt oder verkauft werden dürfe, das sich mit religiösen Fragen beschäftige, und ebenso umgekehrt mit deutschen Büchern in England. Eine nicht ferne Zukunft sollte in furchtbarer Weise zeigen, wie ohnmächtig derartige Polizeimittel jeder Zeit bleiben gegenüber dem gewaltigen Wehen des Geistes, sei er nun ein guter oder ein böser.

So gewiß diese Anordnung schon damals von Tausenden in England mißbilligt und verwünscht wurde, so war dennoch, wie schon angedeutet, die Freude über den Friedensschluß eine ganz allgemeine. Denn unter dem unglücklichen Krieg mit dem Kaiser hatten namentlich die Handelsverbindungen der Engländer mit den Niederlanden schwer gelitten, und in diesem Punkte verstand Albions Volk schon damals keinen Spaß. Es war deßhalb sehr natürlich, daß Morus, der in diesem Falle aus wahrer Ueberzeugung, deßhalb auch mit Feuer, Kraft, persönlichem Hervortreten und glänzendem Erfolg thätig gewesen war, sowohl in seiner ohnehin großen Beliebtheit beim Volk als auch in seiner Gunst bei dem von einem falschen politischen Pfad glücklich zurückgeführten König rasch und bedeutend stieg.

Auf diese Weise war Wolsey's Sturz und More's Erhebung zu dem höchsten Posten des englischen Staatsdienstes vorbereitet; allein zu Beidem wirkten noch ganz andere Ursachen mit, und

bevor wir unseren Helden auf den neuen und verhängnißvollen Platz begleiten, den er nach der Meinung der Welt mit so großem Glanz, in Wahrheit aber unter den schmerzlichsten Seelenqualen einnehmen sollte, ist es unbedingt nothwendig, einen kurzen, aber scharfen Blick auf die politische Schaubühne zu werfen, um deren entschlossene Betretung es sich bald für Morus handeln sollte; alle späteren Ereignisse könnten ohne dieß unmöglich verstanden werden.

## VI.

## Morus als Lordkanzler.

Als Heinrich VIII. im Jahr 1509 seinem allgemein sehr unbeliebten Vater auf dem Throne nachfolgte, war er erst achtzehn Jahre alt. Er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und ward erst Thronerbe durch den Tod seines älteren Bruders, des Kronprinzen Arthur. Diesen hatte der alte König vermählt mit Katharina von Aragonien, der Tochter der „katholischen Könige“ Ferdinand und Isabella, mithin einer Tante Karls V. Diese Ehe wurde jedoch nach ganz wenigen Monaten durch den Tod getrennt, indem der schon beim Eheschluß schwer kränkliche junge Ehemann starb, ohne daß die Ehe, wie seine Wittwe eidlich versicherte, jemals vollzogen worden wäre. Nicht nur politische Rücksichten, sondern auch eigene Zuneigung des neuen Königs legten den Gedanken an eine Ehe zwischen ihm und der Wittwe seines Bruders nahe, und gleich nach seiner Thronbesteigung faßte Heinrich diese Angelegenheit mit allem Eifer auf. Nach dem in Ehesachen damals ausschließliche Geltung besitzenden kirchlichen Rechte war eine päpstliche Dispensation erforderlich; sie wurde erbeten, ertheilt und dadurch das letzte Bedenken gegen die Ehe mit Katharina gehoben. Daraufhin vermählte sich Heinrich am 24. Juli 1509 mit der spanischen Prinzessin; nur ein Umstand

erschien den sorgsam Denkenden schon damals bedenklich: die neue Königin war sechsundzwanzig Jahre alt, acht Jahre älter als ihr Gemahl.

Heinrich wandte sich alsdann den Regierunsgeschäften zu, ließ die verhaßtesten Rathgeber seines Vaters processiren und hinrichten und erwarb sich so die Gunst des Volkes.

An den damaligen Kriegen auf dem Festland nahm er, der immer noch einen Theil Frankreichs sein nannte, regen Antheil, und die herkömmliche Feindschaft mit dem noch von England unabhängigen Schottland sorgte dafür, daß es auch im Lande selbst nicht ruhig blieb. Hatte er gerade keinen Krieg, so gab er sich mit der Kraftüberfülle seines Alters und mit der Vielseitigkeit einer genialen Natur bald rauschenden Vergnügungen, bald ritterlichen Künsten, bald gelehrten Beschäftigungen hin.

Sein erster Rathgeber war bald Thomas Wolsey, uns als Gegner unsres Morus bereits bekannt, ein englischer Priester, der unter Heinrich VII. königlicher Kaplan, später Dekan von Lincoln gewesen war; Heinrich VIII. hatte ihn zu seinem Almosenier ernannt, und unter der Firma dieses Amtes, sowie durch seine unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle Launen und Gelüste des jungen Monarchen, war es ihm bald gelungen, die erste Stelle in des Königs Gunst zu erwerben. Bald ward er zum Bischof von Lincoln, dann zum Erzbischof von York befördert, und war vom Jahr 1514 bis zum Jahr 1529 der eigentlich regierende Staatsmann Englands, ohne daß man jedoch mit Recht zu behaupten vermöchte, der König selbst habe sich von den Staatsgeschäften abgewendet. Dazu war Heinrich, trotz aller Vergnügungssucht, viel zu eigenwillig und selbstherrlich; die uns erhaltene Correspondenz des Königs beweist im Gegentheil seine entschiedene und vielseitige Thätigkeit. Allein Wolsey, ein Mann von Geist, Talent und Kraft, fand gleichwohl einen ungeheuer weiten Spielraum von Angelegenheiten, mit denen der Monarch nichts zu schaffen haben wollte; hier galt des Ministers Wille allein, und er zögerte

nicht, aus dieser Sachlage für sich alle nur möglichen Vortheile zu ziehen. Und auch in den höchsten Fragen war sein Rath von großem, ja meistens von entscheidendem Einfluß auf den König, sehr oft ohne daß dieser Letztere es merkte.

Im Jahr 1516 wurde Wolsey zum Lordkanzler ernannt, als Erzbischof Warham von Cambridge diese Stelle niederlegte; zwei Jahre nachher verlieh Papst Leo X. ihm die Würde eines Cardinals und päpstlichen Legaten mit außerordentlichen Befugnissen, so daß in seiner mächtigen Hand sich auch beinahe die gesammte kirchliche Gewalt über England neben der politischen vereinigte.

Wolsey's Einfluß bestimmte vor Allem auch Heinrichs auswärtige Politik, die in einem Schaukelsystem zwischen Oesterreich-Spanien und Frankreich bestand, um keine dieser beiden Mächte zu einem entschiedenen Uebergewichte gelangen zu lassen. Nach dem Tode Leo's X. nahm Wolsey in Folge seiner geschickten Handhabung der bezeichneten Politik eine so glänzende und hervorragende Stellung ein, daß es ihm keineswegs zu viel erschien, mit aller Entschiedenheit nach der dreifachen Krone zu streben. Dieser Selbstüberhebung machte jedoch das Conclave vom Jahr 1522 durch die einstimmige Erwählung Hadrians VI. ein jähes Ende. Dieß hielt aber den Cardinal nicht ab, nach Hadrians zu frühem Tode im Jahre 1523 abermals nach der Würde eines Stellvertreters Christi zu trachten, um durch die Wahl Clemens VII. aus dem Hause Medici eine neue Niederlage zu erleben.

Inzwischen war in Deutschland die große Kirchentrennung aufgetreten, welche sich als Reformation anzukündigen versuchte, sehr bald aber als Protestantismus die Grundwahrheiten des Christenthums zu läugnen anfing und durch ihre eigene Zersplitterung in eine Unzahl von Secten den besten Beweis lieferte, daß ihre Lehre von der Kirche falsch sei, und daß Selbstauflösung ihr dereinstiges Schicksal sein müsse. Wolsey war, trotz seiner vielen und großen Fehler, der katholischen Kirche

aufrichtig ergeben, und sein despotisch, herrschsüchtig und eigenwillig gesinnter König konnte zunächst an der demagogischen Ungebundenheit, mit welcher die neuen Lehren vielfach auftraten, keinen Geschmack finden. In der That ließ der englische König Luthers Werke öffentlich verbrennen und überall confisciren. Allein, damit nicht zufrieden, stieg er in seiner excentrischen Weise selbst in den Kampfplatz gegen den deutschen Reformator Martin Luther herab, was Wolsey gern sah, damit der persönlich compromittirte Herrscher in die Unmöglichkeit versetzt werde, sich etwa später den neuen Lehren zu nähern. Der König schrieb gegen Luther ein Buch über die Vertheidigung der sieben Sacramente, das nach seiner bestimmtesten Versicherung in allem Wesentlichen sein eigenes Werk ist; doch sollen Wolsey und Bischof Fisher in materieller, Thomas Morus wenigstens in formeller und sprachlicher Beziehung ihre Unterstützung geleistet haben. Heinrich ließ sein Werk dem Papste mit der feierlichen Erklärung überreichen, wie er Luthers Irrthümer mit der Feder widerlegt habe, ebenso bereit sei er, die Anhänger der neuen Lehre mit dem Schwert zu bekämpfen und die ganze Macht seines Reiches gegen sie aufzubieten. Dafür erhielt er vom Papste den Titel „Vertheidiger des Glaubens".

Luther antwortete mit einer Gegenschrift, deren unfläthige Sprache selbst den Besseren seiner Anhänger ein Gegenstand des Aergernisses war, so daß er eine Art schriftlicher und öffentlicher Abbitte leisten mußte, die aber den englischen Herrscher keineswegs versöhnte oder befriedigte. Allein während dieses literarischen Kampfes zwischen König und Reformator verbreitete sich die Gährung der Geister von Deutschland über die Niederlande in stets zunehmendem Grade auch nach England; protestantische Tractate und Bibelübersetzungen wurden in Masse eingeschmuggelt und die unläugbaren sittlichen Gebrechen des Klerus, die Entartung mancher Klöster, die Mißbräuche in Verwaltung des Kirchenvermögens mit immer größerer Leidenschaftlichkeit benutzt, um den Kampf gegen das Wesen und gegen

die Lehre der Kirche selbst vorzubereiten. Auch Morus griff in den Kampf zwischen König Heinrich und Luther ein. Er veröffentlichte im Jahre 1523, theils eigener Ueberzeugung folgend, theils vielleicht von seinem König noch angespornt, unter dem Namen Gulielmus Rosseus eine „Antwort auf Luthers Schmähungen gegen König Heinrich VIII. von England", in welcher er den groben Deutschen mit ebenso großer englischer Grobheit in lateinischer Sprache ablohnte, so daß er sich zu den übrigen Gründen seiner Berühmtheit auch noch den Ruf erwarb, in ganz Europa verstehe Niemand so gut wie er die gröbsten Schimpfwörter in classischem Latein zu geben.

So war denn durch das große materielle Elend, welches gerade um jene Zeit herrschte, durch den schreienden Gegensatz, in welchem zu diesem Elend der Luxus eines vergnügungssüchtigen, mit seinem Glanze prahlenden Hofes stand, und durch den neu entbrannten Kampf der Geister auf religiösem Gebiete der Boden auch in England so unterwühlt, daß jedes große, unvorhergesehene Ereigniß zu den unberechenbarsten Folgen führen konnte. Dieses Ereigniß fand sich durch Gottes Zulassung in der für alle Zeiten beklagenswerthen und für Heinrich den Achten ganz schmachvollen Ehescheidungsgeschichte des Königs.

Als er sich mit Katharina vermählte, war sie ausgezeichnet durch persönliche Anmuth und Schönheit, noch mehr aber und noch reicher geschmückt durch einen herrlichen Kranz geistiger Vorzüge und hoher Tugenden. Stets gefällig und nachgiebig gegen ihren Gemahl, wußte sie doch an seinem unruhigen und rauschenden Hof sich die strenge Frömmigkeit zu erhalten, welche das Erbtheil ihrer großen, wunderbaren Mutter Isabella war; geistig fein gebildet, verschmähte die Königin gleichwohl auch die einfachste und geringste der weiblichen Handarbeiten nicht; liebenswürdig und freundlich gegen Jedermann, wußte sie nichtsdestoweniger die Hoheit und Majestät ihrer Stellung mit dem vollen, imposanten Stolze einer Spanierin zur Geltung zu bringen.

So lebte denn der König etwa achtzehn Jahre lang mit

ihr in einer äußerlich höchst glücklichen, innerlich wenigstens erträglichen Ehe. Die Königin schenkte ihrem Gemahle im Lauf dieser Zeit drei Söhne und zwei Töchter; allein das unglückliche Verhängniß wollte, daß fast alle diese Kinder, namentlich alle Söhne, in den ersten Tagen ihrer Kindheit dahinsterben mußten; nur die Prinzessin und spätere Königin Maria blieb am Leben.

So stand denn allerdings die Thronfolge auf ziemlich schwachen Füßen, und dieser leidige Umstand wurde um so ernster dadurch, daß Katharina's Gesundheit mit den zunehmenden Jahren in einen immer trostloseren Zustand gerieth, so daß die Hoffnung auf einen männlichen Thronerben aufgegeben werden mußte.

Das Mißverhältniß der Lebensjahre zwischen Heinrich und Katharina machte sich unter diesen Umständen immer peinlicher fühlbar; der König entzog seiner Gemahlin mehr und mehr die früher so warme Herzensneigung, und sie, im Bewußtsein, dieß nicht um ihn verdient zu haben, preßte den heißen Schmerz und die bittere Qual schweigend in ihr stolzes Herz hinein.

Man wird es wohl nie mit Gewißheit erfahren, ob Heinrich in der ganzen Sache durchaus als gewissenloser Heuchler gehandelt hat, oder ob es ihm bis zu einem gewissen Grade Ernst damit war, wenn er behauptete, die unglücklichen Geburten der Königin und der Tod beinahe aller ihrer Kinder müßten einem Fluche des Himmels, einem Mißfallen Gottes zugeschrieben werden, das aus irgend einem Grund auf dieser Ehe ruhe und dessen Ergründung die wichtigste Aufgabe seines Lebens sei.

Thatsächlich gewiß ist, daß der König seiner Frau auch in den besten Jahren ihrer Ehe nicht immer treu blieb; so hatte eine Elisabeth Tailbois, geborne Blount, von ihm einen Sohn Namens Heinrich Fitzroy, der aber zu des Königs größtem Schmerz in seinem 18. Lebensjahre starb; sodann hatte er eine Liebschaft mit Marie Boleyn, der Tochter einer altadeligen Familie, und als er dieser Sache überdrüssig war, wandte er seine Gunst

ihrer jüngeren Schwester, Anna Boleyn, zu. Allein bis dahin waren diese Liebesgeschichten wenigstens mit äußerer Rücksicht gegen die Königin, mit Vermeidung öffentlichen Aergernisses behandelt worden.

Jetzt wurde die Sache anders.

Anna Boleyn war im Alter von sieben Jahren zur Ehrendame Maria's, der mit dem französischen König Ludwig XII. vermählten Schwester Heinrichs, ernannt worden. Am französischen Hofe blieb sie, auch nachdem Maria als Wittwe nach England zurückgekehrt war, unter dem Schutze Claudia's, der Gemahlin König Franz des Ersten. Als es im Jahre 1522 zum Bruch zwischen England und Frankreich kam, verlangte Heinrich die Rückkehr der jungen Dame, die am französischen Hofe zwar in Gesang, Tanz, Anmuth und Unterhaltungsgabe große Fortschritte gemacht, dagegen an ihrer jungfräulichen Reinheit Einbuße erlitten hatte und eine vollendete Coquette geworden war. Sie erhielt im Hofstaat der Königin Katharina die nämliche Stellung, welche sie in Frankreich bekleidet hatte, und unter den vielen Verehrern, welche sie umdrängten, befand sich bald der König selbst. Anna mußte auf die Hoffnung, glückliche Gattin ihres Geliebten, des jungen Percy von Northumberland, zu werden, verzichten; ihr Vater, Thomas Boleyn, wurde zum Vicomte Rochefort erhoben, sie selbst mit Juwelen und Diamanten beschenkt, und endlich geradezu von den Anträgen des Königs bedrängt, auf welche sie mit der anscheinend unwillig tugendhaften, einem verheiratheten Monarchen gegenüber jedoch wahrhaft teuflischen Erklärung antwortete: „So glücklich es sie machen würde, seine Gattin zu sein, so werde sie doch nie einwilligen, seine Mätresse zu werden". Dieß geschah im Jahre 1525, und Anna handelte dieser ihrer Erklärung gemäß noch länger als ein Jahr, während der König sich in immer hitziger entflammter Leidenschaft und zugleich in wachsender Abneigung gegen seine rechtmäßige Gemahlin abraste.

Jetzt — sei es nun, daß der Gedanke in ihm selbst ent-

sprang, oder daß irgend ein dienstfertiger Anwalt des Teufels ihn einblies — jetzt erinnerte sich König Heinrich VIII. plötzlich, warum denn eigentlich der Fluch des Himmels auf seiner Ehe mit Katharina ruhe. Während sechszehn vollen Jahren war ihm die Sache nicht eingefallen; seit aber die jugendlich schöne Anna Boleyn, von welcher nach menschlicher Wahrscheinlichkeit Söhne zu hoffen waren, das kühne Wort gesprochen hatte: „Gattin, aber nicht Mätresse", seit diesem Augenblicke ward es für Heinrich immer klarer, daß er mit seines Bruders Wittwe nicht in erlaubter Ehe leben könne, daß dieses Eheverbot von Gott selbst gegeben, und daß folgeweise auch eine päpstliche Dispensation von demselben nicht möglich sei. Der Gedanke: „Scheidung" trat in's Leben.

Nachdem Heinrich über seine „Gewissensskrupel" sich zunächst mit einigen, wahrscheinlich von Anna und ihrer Familie bestochenen Theologen besprochen hatte, legte er die große Frage seinem Cardinal-Minister Wolsey vor. Die Sache war rasch zu einer politischen Angelegenheit ersten Ranges geworden, indem der Bischof von Tarbes in Frankreich kühn genug war, anläßlich des Heirathsplanes zwischen seinem König Franz I. und Heinrichs VIII. eilfjähriger Tochter Maria die Frage aufzuwerfen, ob man auch der rechtmäßigen, ehelichen Geburt der jungen Prinzessin sicher sein könne. Auch diese impertinente Frage war keineswegs vom französischen Hofe befohlen, sondern wahrscheinlich von irgend einer dritten, gegen Katharina feindseligen Seite veranlaßt. Von jetzt an war des Königs „große Angelegenheit" in Aller Mund. Wolsey, von des Königs Eröffnung nicht wenig überrascht, bot gleichwohl mit rascher Gewandtheit seinen ganzen Beistand an, jedoch in einer ganz entgegengesetzten Absicht. Er hoffte, seine damals ganz französische Politik dadurch zu befestigen, daß er seinen Monarchen mit Renata, der Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich, verheirathen wollte. Keiner von Beiden entdeckte dem Andern seine wahre Meinung.

Jetzt wurden die ausgezeichnetsten Theologen und Canonisten um ihre Ansicht befragt, und da man nicht verfehlte, des Königs persönlichen Wunsch deutlich genug durchblicken zu lassen, so fielen die Gutachten der traurigen Menschen meistens so aus, wie er sie haben wollte. Das von Moses im 3. Buch, Kap. 18, V. 16 und Kap. 20, V. 21 gegebene Verbot der Ehe mit des Bruders Wittwe wurde als ein solches erklärt, von dem gar nicht dispensirt werden könne; da aber Moses selbst im 5. Buch, Kap. 25, V. 5 eine Ausnahme gestattet, wenn die erste Ehe, wie hier, kinderlos geblieben war, so erklärte man die ertheilte Dispensation für ungiltig, weil sie unter falschen Vorwänden erschlichen und ohne Einwilligung Heinrichs begehrt worden sei. Der König selbst, im Verein mit einem theologischen Professor Wakefield, fieng an, ein Buch über die Ungiltigkeit seiner eigenen Ehe zu schreiben; dem von einer diplomatischen Reise nach Frankreich zurückkehrenden Wolsey eröffnete er seinen festen Entschluß, nach erwirkter Scheidung Anna Boleyn zu heirathen. Dem Staatsmann zeigte diese Mittheilung die Aussicht in eine entsetzliche Zukunft; voll Bestürzung beschwor er den König auf seinen Knieen, einem Plane zu entsagen, der ihn für alle Zeiten mit Unehre bedecken müsse. Wahrscheinlich beschloß Heinrichs verschlossenes und rachsüchtiges Gemüth schon in diesem Augenblick den Sturz seines alten Rathgebers und Freundes; und es half diesen nichts, daß er, als Heinrich durchaus fest und unerschüttert bei seinem Plane blieb, in unwürdigster Weise seinen Widerstand aufgab und den nämlichen Gedanken auf jede Art und mit allen Kräften zu unterstützen versprach, welchen er zuvor als heillos und verwerflich bezeichnet hatte.

Jetzt wurde des Königs Abhandlung unserem Thomas Morus vorgelegt und sein Gutachten gefordert. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß er die Nichtigkeit der königlichen Sache ebenso gut wie die Schändlichkeit der ihr zu Grunde liegenden Beweggründe klar erkannte und durchschaute; gleichwohl antwortete er nur ausweichend, indem er vorschützte,

seine geringen Kenntnisse in der Theologie und dem kirchlichen Rechte machten ihm jedes selbständige Urtheil unmöglich. Er hielt sich nicht für verpflichtet, Gutachten abzugeben in Fragen, die nicht zu den Obliegenheiten des ihm anvertrauten Amtes gehörten.

Man kann diese Handlungsweise des Kanzlers von Lancaster ohne Zweifel verschieden beurtheilen, und ich will dieses Urtheil ohne Weiteres dem Leser anheimstellen. So viel ist gewiß: wenn Morus in diesem Fall zweideutig oder nicht ganz wahrhaft und offen gehandelt haben sollte, so hat er seinen Fehler schwer gebüßt. Denn der König, welcher beim damaligen Stand der Sache eine verneinende Antwort unmöglich schon als ein Verbrechen behandeln und bestrafen konnte, gab die Hoffnung nicht auf, in der Folge noch seinen Morus für sich zu gewinnen. An der Ansicht gerade dieses Mannes aber war ihm ganz außerordentlich viel gelegen: er wußte sehr genau, daß Morus der populärste Mann im Lande war und daß eine Sache, die er gebilligt hatte, bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung schon aus diesem Grunde als unzweifelhaft gerecht galt. Der König beschloß deßhalb, diesen Mann, der sich unter einem so schwachen Vorwand der Sache zu entziehen suchte, fort und fort zu ehren und zu erhöhen, und denselben auf diese Art allmälig in eine Lage zu bringen, wo er sich den Wünschen seines Souveräns fügen, oder untergehen müsse. Dieß ist ganz gewiß der richtige Schlüssel zu More's weiterem Schicksale, und daß er selbst die Sache zu spät merkte, das hat eben in der That seinen Untergang herbeigeführt.

Der König bedurfte die Zustimmung eines Morus um so dringender, als dessen hochherziger Freund, Bischof John Fisher von Rochester, nach sorgfältigem Studium sich ganz entschieden gegen die Scheidung aussprach und durch sein Urtheil, welches dasjenige aller kirchlich-gesinnten Christen im Lande nach sich zu ziehen drohte, den ohnedieß schon vor Leidenschaft und Wuth knirschenden König in die größte Verlegenheit setzte.

Jetzt hieß es allgemein, wenn der König Gewissensscrupel wegen seiner Ehe habe, so müsse er eben die Sache dem heiligen Stuhle vorlegen und sich dem Urtheil desselben unterwerfen — eine Meinung, die nach dem Eherecht sowohl wie nach dem Staatskirchenrecht jener Zeit gewiß vollständig richtig war. Des Volkes Theilnahme an der um ihrer Tugenden willen so hoch verehrten und geliebten Königin hoffte von der Entscheidung des Papstes, daß sie nicht nur gerecht und unparteiisch sein, sondern auch zu Gunsten der schwer mißhandelten Fürstin ausfallen werde. Der heilige Vater Clemens VII. kam durch diese Sache in die peinlichste Lage: es war ja ohne allen Zweifel seine Pflicht, ohne Ansehen der Person im Namen Gottes und seiner Kirche ein gerechtes Urtheil zu fällen, und Jedermann war sich dieser seiner Verpflichtung eben so klar bewußt, wie er selbst. Allein in politischer Beziehung war die Angelegenheit für ihn fast gleich schlimm, sein Urtheil mochte nun für oder gegen den einen oder den andern Theil ausfallen. Mit Heinrich, dem „Vertheidiger des Glaubens“, war er durch Bande der Dankbarkeit verbunden und konnte sich auch nicht verhehlen, daß der Wunsch dieses Monarchen, aus einer zweiten giltigen Ehe einen Thronerben zu erhalten, gegen dessen rechtmäßige Geburt auch nicht der leiseste Zweifel erhoben werden könne, in den politischen Verhältnissen Englands einen gewissen Grad von Begründung fand; auch hatte Heinrich durch seinen Krieg gegen Kaiser Karl V., dessen Armee kurz zuvor Rom eingenommen und den heiligen Vater in Gefangenschaft gebracht hatte, sich der päpstlichen Sache günstig erwiesen. Auf der andern Seite hatte Karl V. die ohne sein Vorwissen begangenen Frevelthaten seines Heeres gegen Rom und den heiligen Stuhl zwar laut mißbilligt und beklagt, nichtsdestoweniger aber die aus der Sachlage für ihn entspringenden Vortheile weidlich ausgenützt: die englische Königin war des Kaisers Tante, und eine Scheidung oder Ungiltigerklärung ihrer Ehe drohte seinen höchsten Zorn zu entflammen.

In dieser peinlichen Lage suchte Clemens VII., dem Wesen seines Charakters entsprechend, durch verzögerliche Mittel über die größten Schwierigkeiten hinauszukommen. Er gab seine Zustimmung, daß Wolsey in Gemeinschaft mit einem von Rom nach England zu entsendenden päpstlichen Legaten, als welcher der Cardinal Campeggio auserkoren ward, die Ehe-Angelegenheit des Königs im Namen des heiligen Stuhles untersuche und entscheide. Dabei war es jedoch eine nach dem kirchlichen Recht ganz zweifellose und selbstverständliche Sache, daß es dem Papste unbenommen blieb, den Prozeß jeder Zeit vor seinen eigenen Richterstuhl zu ziehen, oder auch den bereits gefällten Urtheilsspruch der von ihm bevollmächtigten Richter einer Revision zu unterwerfen.

Deßhalb wagte es Wolsey, dem heiligen Vater den Entwurf einer Decretal-Bulle zur Unterschrift vorlegen zu lassen, durch welche der Papst zu Gunsten des Verbotes im dritten Buch Mosis entschieden und dasselbe für einen Bestandtheil des göttlichen Gesetzes erklärt haben würde, das weder Ausnahme noch Dispensation gestatte. Natürlich wurde diese Zumuthung vom Papste abgelehnt, und es verblieb bei Campeggio's Sendung; Wolsey aber erbitterte den König noch mehr gegen sich durch die Erklärung, er sei für seine Handlungen vor Allem Gott Rechenschaft schuldig, und wenn er selbst als Richter in der Sache thätig werden müsse, so werde er den König nicht mehr begünstigen, als die Gerechtigkeit erlaube, und wenn er die Dispensation rechtsgiltig finde, so werde er sie dafür erklären, was auch die Folge sein möge.

Anna Boleyn wußte, trotz aller gegentheiligen Versicherungen, die zwischen Beiden ausgetauscht wurden, ganz genau, daß Wolsey ihr Freund und Gönner nicht sei; bei ihr war sein Sturz eine beschlossene Sache.

Während der kränkliche Cardinal Campeggio in außerordentlich kleinen Tagreisen den weiten Weg von Rom nach London zurückzulegen sich anschickte, trat in England urplötzlich die sogen.

„Schweißkrankheit", der „englische Schweiß" auf, eine Krankheit, die schon im Jahr 1485 große Verheerungen im Lande angerichtet hatte und jetzt, im Jahr 1528, mit neuer Heftigkeit wüthete, wenn auch die beim ersten Male gemachten Erfahrungen sehr vielen Kranken das Leben rettete. Die sorgfältige Pflege eines 24stündigen, kritischen Schweißes soll das Hauptmittel zur Genesung gewesen sein. In London erkrankten 40,000 Menschen, und am königlichen Hof trat die Seuche zuerst unter der weiblichen Dienerschaft der Anna Boleyn auf; sie selbst wurde auf Befehl des Königs nach einem Landsitz ihres Vaters gebracht, mußte gleichwohl auch dort die Krankheit durchmachen und wurde auf die gewöhnliche Weise wieder hergestellt. Der König, in großer Angst vor Ansteckung, wechselte häufig die Residenz, enthielt sich alles Verkehrs mit seinen Dienern und Freunden, vergaß vor lauter Todesangst seine große Angelegenheit und seine Anna, wohnte auf einmal wieder den Andachtsübungen der Königin bei, beichtete jeden Tag, und communicirte an den Sonn- und Festtagen. Die Gutmüthigen am Hofe fingen bereits an, zu hoffen, seine Leidenschaft für die nun entfernte Coquette sei erloschen und die Ehescheidungsfrage für alle Zeit aufgegeben. Leider war es nicht so. Die Nachrichten aus Rom schienen der Scheidung günstig, Anna kehrte an den Hof zurück und that ihr Möglichstes, um nicht nur des Königs Herz, sondern auch Wolsey's Gunst zu erobern; die Ankunft des päpstlichen Legaten nöthigte zwar den Monarchen, die Maitresse Anstands halber nochmals auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen, allein dieß war zu spät; innerlich hatte sie ihr verwegenes Spiel gewonnen.

Campeggio begann nunmehr seine Rolle zu spielen: leider bestand dieselbe aus einem ächt italienischen System von Verzögerungen, Ränken und Schlichen. Dem König versicherte er, wie sehr es sein Wunsch und seine Pflicht sei, ihm jeden mit dem Gewissen vereinbarlichen Dienst zu erweisen; der Königin redete er zu, sie solle in ein Kloster gehen. Allein damit war

keiner der streitenden Theile zufriedengestellt: Katharina erklärte, sie kämpfe für die Rechte ihrer Tochter Maria und werde um keinen Preis der Welt diesen Standpunkt aufgeben; der König aber erklärte in feierlicher Versammlung der Staats- und städtischen Behörden, er werde zwar den Ausspruch der päpstlichen Commissäre achten, aber jeden seiner Unterthanen, der des Souverains Verhalten zu tadeln wage, um einen Kopf kürzer machen.

Inzwischen wurden auch die unmittelbaren Verhandlungen zwischen Wolsey und dem päpstlichen Hofe unablässig fortgesetzt, aber ohne allen Erfolg: Clemens VII. war um keine Linie abzubringen von dem fest und sicher eingeschlagenen Wege seiner Pflicht. Die Folge davon war, daß Heinrichs Leidenschaft für Anna um so wahnsinniger wurde, je unüberwindlicher die Hindernisse sich ihrer Befriedigung entgegenzustemmen schienen. Er schickte die Königin nach Greenwich, nahm die Buhlerin offen zu sich, gab ihr einen fürstlichen Hofstaat, eine Wohnung dicht neben seiner eigenen, und befahl seinem Hofe, bei ihrem Lever täglich gerade so zu erscheinen, wie bisher bei jenem der Königin.

Unter diesen Verhältnissen war man in die Mitte des Jahres 1529 gekommen, und Wolsey's Stellung gegenüber seinem Herrn ward täglich schwieriger: auf der einen Seite wurde Campeggio's unerschütterliches dilatorisches Verhalten ihm zur Last gelegt, auf der andern Seite wurde er nicht ohne Grund verantwortlich gemacht für den schlechten Gang der auswärtigen Angelegenheiten und für die bittern Früchte der französischen Allianz.

Endlich am 18. und 21. Juni 1529 fanden die beiden Sitzungen des päpstlichen Gerichtes statt, vor welche die königlichen Parteien geladen wurden. Katharina lehnte die Gerichtsbarkeit der Legaten ab und appellirte an den Papst; dann flehte sie auf den Knieen die Gerechtigkeit und das Erbarmen des Königs an und verließ die Sitzung. Sie wurde deßhalb als

dem Gerichte ungehorsam erklärt und mit den Beweisverhandlungen fortgefahren; allein es kam nichts bei der Sache heraus, und am 23. Juli erklärte Campeggio, das Urtheil müsse verschoben werden, bis der Papst die Acten eingesehen habe, weßhalb das Gericht vertagt werde bis zum October. Bald darauf erfuhr man, Clemens VII. habe die den zwei Legaten ertheilte Vollmacht zurückgezogen. Somit waren alle bisherigen Bemühungen rein vergeblich.

Der König beschloß nunmehr, auf Wolsey's Rath, sich günstige Gutachten berühmter und gelehrter Männer zu verschaffen, die Scheidung durch die oberste geistliche Behörde seines eigenen Landes aussprechen und durch einen Parlamentsbeschluß bestätigen zu lassen. Gleichwohl war Wolsey's Schicksal unwiderruflich besiegelt; denn zu den sonstigen Gründen seines Verderbens war als entscheidendes Gewicht in der Wagschale der leidenschaftliche Haß Anna's und ihres ganzen Anhangs hinzugekommen: ihr Vater, Vicomte Rochefort, vereinigte sich mit den beiden Herzogen von Norfolk und von Suffolk zu Wolsey's Sturz. Man warf ihm vor, er habe die Scheidung nie mit eigentlichem Ernste betrieben, er habe in der That und Wahrheit nicht seinem eigenen Souverain, sondern den Interessen des Königs von Frankreich gedient. Heinrich hörte diese Beschuldigungen mit zunehmender Willfährigkeit an, und am 17. oder 19. October 1529 war es so weit gekommen, daß Wolsey den Herzogen von Norfolk und Suffolk das große königliche Siegel übergab; er stellte sein Schicksal ganz der königlichen Gnade anheim, übertrug sein gesammtes, großes Vermögen durch Schenkung auf den König, hatte gleichwohl noch vielerlei Verbannung, Mißhandlung und Verfolgung auszustehen, bis er am 29. November 1530 im Alter von 60 Jahren starb; mit seinem Sturz war die letzte, schwache Schranke der Mäßigung gefallen, die Heinrichs zügellose Leidenschaft bis jetzt aufgehalten hatte.

Ein neues Staatsministerium mußte jetzt gebildet

werden; das nicht ausdrücklich und in systematischer Form ausgesprochene, aber thatsächlich sonnenklar vor Jedermanns Augen liegende Programm dieser neuen Regierung bestand in einer friedlichen Politik nach Außen, in Herbeiführung der Scheidung und der Erhebung Anna's zur Königin um jeden Preis, und endlich in möglichster Begünstigung der neuen Religionslehren, deren Anhänger in Anna's besonderer Gunst standen.

Die meisten Mitglieder dieser neuen Regierung waren bald gefunden oder vielmehr von selbst gegeben. Der Herzog von Norfolk ward Präsident des Cabinets, der Herzog von Suffolk als Lordmarschall und der Vicomte Rochefort, Anna's Vater, bald darauf zum Grafen von Wiltshire ernannt, blieben auf ihren Posten; neu und schwer zu besetzen blieb Wolsey's Amt als Lordkanzler.

Man suchte für diese höchste Würde des Reiches einen Laien, der juristische Auszeichnung vereinigen sollte mit hohem persönlichen Ansehen, und dessen Urtheil und Zustimmung man seiner Zeit mit Macht in die Wagschale werfen wollte zu Gunsten von Katharina's Verstoßung und Anna's Krönung.

Des Königs Wahl fiel auf Thomas Morus, und Thomas Morus willigte ein. Es ist dieß die unbegreiflichste Thatsache seines ganzen Lebens.

Seit dem ersten Auftreten der unseligen Ehescheidungsfrage, und seit der ersten ausweichenden Antwort, welche Morus dem Könige gegeben hatte, war er von diesem Letzteren mehr als nur einmal in Versuchung geführt worden. Er hatte sich schließlich bereit erklärt, die Frage zu prüfen, und sich nur die genügende Zeit für ein so hochwichtiges Studium ausgebeten. Heinrich hatte sie ihm gewährt und ihn zugleich angewiesen, auch mit Tunstall, Clarke und anderen gelehrten Männern zu berathschlagen. Ob er dieß gethan hat, wissen wir nicht bestimmt; als Ergebniß seiner eigenen Studien meldete er seinem Monarchen Folgendes:

„Weder er selbst, Thomas Morus, noch irgend ein anderes

Mitglied des geheimen Rathes sei geeignet zur Abgabe eines Gutachtens in dieser Angelegenheit. Lieber wolle er den König auf solche Rathgeber verweisen, die kein Verdacht des Strebens nach Hofgunst oder irdischen Vortheilen treffen könne; derartige Rathgeber seien die Heiligen Hieronymus, Augustinus und verschiedene andere lateinische und griechische Kirchenväter, aus denen sich klar ergebe, daß die Heirath mit einem anderen Weibe zu Lebzeiten der ersten Frau von den heiligen Vätern wie von der heiligen Schrift verworfen werde.“ Das war wieder einmal die edle und muthige Sprache des tugendhaften und frommen Ehrenmannes, den sein grausamer Unstern in das Getümmel eines Hofes voll der niedrigsten und häßlichsten Leidenschaften geworfen hatte: aber Heinrich war so fest entschlossen, sich für seine Zwecke dieses Mannes zu bedienen, daß er die ihm ertheilte Antwort trotz ihrer Herbe freundlich aufzunehmen schien.

Daß Morus Heinrichs selbstsüchtig wilden, schonungslos leidenschaftlichen Charakter wohl durchschaute, haben wir früher schon gesehen; es ist aber ferner thatsächlich gewiß, daß ihm auch die Gefahren, welche von Anna und ihrer Partei dem katholischen Glauben und der kirchlichen Organisation in England drohten, keineswegs verborgen blieben.

Wir wissen von William Roper, daß dieser gutmüthige Mensch eines Tages seinem Schwiegervater gegenüber das Glück des englischen Vaterlandes pries, und dabei namentlich hervorhob den streng katholischen Fürsten, vor dem kein Ketzer sich dürfe blicken lassen, die Tugenden und die Gelehrsamkeit der Geistlichen, die treue Ergebenheit der Unterthanen überhaupt, und insbesondere die Vortrefflichkeit des Adels. Man sieht wohl: Roper war ein Politiker, der es meisterlich verstand, beinahe ebenso viele grobe Irrthümer zu begehen, als er Worte sprach. Diesem lieben Kannegießer nun antwortete Morus, nachdem er ihm vorsichtshalber anscheinend zugestimmt hatte, Folgendes: „Ich bitte Gott, er

möge uns, die wir jetzt hoch und fest zu stehen, und die Ketzer wie Ameisen unter unsere Füße zu treten scheinen, den Tag nicht erleben lassen, wo wir wünschen müssen, in rechtlicher Gemeinschaft mit eben diesen Ketzern zu stehen und ihnen den Besitz eigener Kirchen zu gestatten, soferne sie uns nur die unserigen lassen wollen." Als Roper die Sache natürlich in keiner Weise begriff, sondern diese Anschauungen als ganz verzweifelte tadeln zu müssen glaubte, entgegnete ihm Morus in tiefer Wehmuth: „Gut, gut, mein Sohn, möge es nicht so sein, möge es nicht so kommen!"

Und ein anderes Mal, als er mit dem nämlichen Roper sich am Ufer der Themse erging, riß ihn sein tiefes und bestimmtes Vorgefühl der herankommenden kirchlichen Revolution zu folgenden ahnungsvollen Worten hin:

„Wollte Gott, ich dürfte in einen Sack genäht und in diesem Augenblick in die Themse geworfen werden um den Preis dreier Dinge, des allgemeinen Friedens unter den christlichen Fürsten statt der jetzigen mörderischen Kriege, der Wiederherstellung der Glaubenseinheit statt der jetzigen Secten und Irrlehren, und einer Schlichtung der Ehescheidungsfrage zur Ehre Gottes und zur Beruhigung aller Betheiligten. Wie gern wollte ich um diesen Preis sterben!"

Als Thomas Morus vom Friedenscongreß zu Cambray zurückkehrte, wo er mindestens für das erste seiner drei großen Anliegen das Möglichste geleistet hatte, trat Heinrich VIII. als böser Geist auf's Neue an den Mann heran, welcher in Ruhm und Volksgunst jetzt höher dastand, als jemals zuvor, dessen Stimme ihm folglich auch immer wichtiger, ja nothwendiger zu werden schien für die glückliche Durchführung seines verbrecherischen Vorhabens. Nachdem er ihm für seine diplomatischen Leistungen beim Congreß Lob und Dank in schmeichelhaftester Weise ausgesprochen hatte, eröffnete ihm der König mit ausdrücklichen Worten seinen jetzigen Standpunkt in der Ehescheidungssache. Er hege, so sagte der Monarch, jetzt größere Hoff-

nung, zum Ziele zu gelangen, als je zuvor. Seine Ehe sei unzweifelhaft nicht nur den Geboten der Kirche und dem geschriebenen göttlichen Rechte zuwider, sondern sie verstoße auch gegen die Gesetze der Natur, so daß von einer kirchlichen oder päpstlichen Dispensation schlechterdings nicht die Rede sein könne. Hierüber solle Morus mit Doctor Stokslye (dem seine angedeutete Entdeckung bereits den bischöflichen Sitz von London eingetragen hatte) sich besprechen.

Morus sah also, man darf wohl sagen sonnenklar, daß der König den festen Entschluß gefaßt hatte, sein Vorhaben um jeden Preis durchzuführen und sich dabei seiner geistlichen und weltlichen Behörden als gefügiger Werkzeuge zu bedienen. Schon die Thatsache, daß er unter diesen Umständen überhaupt noch im Staatsdienste blieb, ist schwer genug zu begreifen.

Er unterzog sich gehorsam der anbefohlenen Unterredung mit dem Bischof von London, und dieser Letztere bezeugt in seinem hierüber an den König erstatteten Berichte, Thomas Morus sei eifrig darauf bedacht, den König zufriedenzustellen, vermöge aber zur Zeit den Ansichten Seiner Majestät nicht vollständig beizutreten.

Freimüthiger war Morus, indem er dem König erklärte, daß er auch nach Berathung mit Stokslye Nichts gefunden habe, was im Stande wäre, seine bisherige Ueberzeugung zu erschüttern.

In dieser Lage der Dinge bot ihm Heinrich VIII. das durch Wolsey's Sturz erledigte Amt des Lordkanzlers an, ein Amt, welches richterliche und politische Befugnisse in sich vereinigte, jedenfalls aber seinen Träger zum Bewahrer des großen königlichen Siegels und zu einem der höchsten Rathgeber der Krone in allen Angelegenheiten des Reiches machte.

More war niemals Wolsey's Freund gewesen; der Letztere hatte ihn, wo er konnte, gedrückt und zurückgesetzt: ein gewisses Gefühl der Genugthuung darüber, daß gerade er der Nachfolger des mächtigen, berühmten Mannes werden sollte, zu dessen

Sturz er doch persönlich gar nichts beigetragen hatte, ist allzu menschlich, als daß wir zu der Annahme gezwungen wären, Morus habe — bewußt oder unbewußt — gar nichts Derartiges empfunden.

Allein selbst wenn wir annehmen, er habe in der That in einem gewissen Grad unter dem Einfluß einer solchen menschlichen Schwäche gestanden, so bleibt seine Annahme des Lordkanzler-Amtes gleichwohl durchaus unerklärlich. Denn von solcher Stärke konnte jenes Gefühl der Genugthuung bei einem Manne wie Thomas Morus unmöglich sein, daß es begleitet gewesen wäre von einer vollständigen Verblendung und Uebertäubung jeder besseren Einsicht, von einer gänzlichen Mißkennung der Situation am Hofe und in der Politik. Diese Annahme ist durchweg ausgeschlossen, und das Räthsel bleibt in seiner ganzen Dunkelheit ohne allen quellenmäßigen Aufschluß vor uns stehen.

Daß er mit seinem zarten Gewissen, seinem strengen Pflichtgefühl und mit seiner durchaus katholisch-kirchlichen Religiosität keinen Platz haben konnte neben der sehr unbedenklichen und weitherzigen „Fraction Boleyn" im neuen Ministerium, konnte ihm beinahe nicht entgehen; er mußte sich wohl die Frage vorlegen, ob es nicht besser sei, einen Sturm ganz zu vermeiden, der nach kurzer Zeit desto vernichtender über ihn hereinzubrechen drohte.

Auch vermag ich nicht zu glauben, daß Morus sich mit den richterlichen Befugnissen seines Amtes zu trösten und die politische Seite desselben als minder bedeutend aufzufassen im Stande gewesen sei; sah er sich doch ganz eigentlich an Wolsey's Stelle erhoben, wenn auch thatsächlich der entscheidende Einfluß in der neuen Regierung auf die Verwandten, Schmeichler und Anhänger der Buhlerin überging.

Daß auch nicht eine einzige Stelle in More's Schriften und Briefwechsel über diese wichtige Frage Aufschluß gibt, ist merkwürdig genug; allein dieses Schweigen gibt uns keinerlei

Recht, die Sache zu seinen Gunsten oder Ungunsten aufzufassen; aus dem Schweigen geht eben gar Nichts hervor.

Daß der König in seiner bekannten herrisch gewaltthätigen Weise sich benahm, daß er seinen treuen und bewährten Diener so zu sagen zwang, das ihm aufgedrängte Amt anzunehmen, das läßt sich als sehr wahrscheinlich voraussetzen, weil Heinrich um jeden Preis gerade die Stimme dieses Mannes für seinen Scheidungsplan gewinnen wollte; allein einen streng geschichtlichen Beweis haben wir auch für diese Annahme nicht. Richtig ist aber, daß More zwar damals noch aus England entfliehen konnte, daß jedoch die ganze Lage noch nicht so auf's Aeußerste gekommen war, um ihm einen derartig verzweifelten Schritt zur Pflicht zu machen. Dagegen konnte er allerdings, wenn er durch beharrliche Ablehnung der Kanzlerstelle den Zorn des Tyrannen auf sich geladen hatte, selbst als Privatmann nicht mehr ruhig in England leben; er wäre verfolgt und gehetzt worden mit oder ohne Ursache und Veranlassung.

Genug, er nahm das hohe Amt an und wurde in dasselbe mit einer ganz besonderen Feierlichkeit eingeführt, gleichsam um den Mangel seiner bürgerlichen Herkunft zu bedecken. Nachdem ihm der König selbst am 25. Oktober 1529 das große Siegel übergeben und ihn dadurch zum Kanzler von England erhoben hatte, wurde er Tags darauf durch seine Collegen im Ministerium, die Herzoge von Norfolk und Suffolk, in sein Amtslokal in der Kanzlei des Westminsterpalastes geleitet.

Der Herzog von Norfolk hielt an die zahlreiche Versammlung eine Anrede, die bezeichnend ist für die öffentliche Meinung über den neuen Kanzler.

„Seine Majestät der König," so sprach der Herzog, „hat zur höchsten Würde des Reiches einen Mann erhoben, der dem Herrscher und dem ganzen Lande durch seine ausgezeichneten Verdienste wohlbekannt ist, einen Mann, welchen Gott mit allen Gaben der Natur und der Gnade überschüttet hat, die für ein so wichtiges Amt zu Nutz und Frommen des Königs und des

Landes wünschenswerth scheinen mögen. Seine Weisheit, Ehrenhaftigkeit und Geschäftskenntniß hat der Monarch seit langen Jahren im In- und Ausland, im geheimen Rathe und auf mannigfachen diplomatischen Sendungen reichlich erprobt. Niemand in diesem Lande ist weiser im Rathe, freimüthiger im Ausdruck seiner Ansichten, ausgezeichneter in Entwicklung und Vortrag seiner Gedanken, als Morus. Wenn früher nur gelehrte Prälaten oder Laien vom höchsten Adel dieses Amt zu bekleiden pflegten, so sind diese Eigenschaften durch die geistigen Vorzüge und hohen Tugenden eines Morus mehr als ausgeglichen, und der König wollte durch seine Wahl gerade zeigen, daß auch unter seinem niederen Adel sich Männer befinden, die recht wohl im Stande sind, den höchsten Aemtern vorzustehen. Nehmt daher diesen neuen Kanzler mit freudigem Zuruf begrüßend auf, denn Ihr dürfet von seiner Amtsführung in jeder Hinsicht das Beste und Rühmlichste erwarten!"

Nachdem Morus in seiner Antwortsrede vor Allem mit weit getriebener Bescheidenheit jedes Verdienst und jeden Grund zum Lob von sich abgelehnt hatte, fuhr er in ernster, höchst beachtungswerther Weise also fort:

„Ich bin dieses Platzes und Amtes nicht würdig, demselben nicht gewachsen. Nur ungern bin ich überhaupt an den Hof gekommen und in die Dienste des Königs getreten, was Seiner Majestät selbst am besten bekannt ist; diese neue Würde aber übernahm ich nur im höchsten Grade wider meinen Willen.... In der That ruht auf mir eine schwere Bürde, wenn ich der königlichen Huld und den Erwartungen, welche man von mir hegt, mit Aufbietung des größten Fleißes und Pflichteifers auch nur einigermaßen entsprechen soll. Hiebei würde ich allerdings die größte Erleichterung finden durch Euer Aller guten Willen. Mein ernstliches Verlangen, mein Amt wohl zu führen, verbunden mit Eurer wohlwollenden Zuneigung zu mir, wird bewirken, daß ich Alles leiste, was ich vermag, und daß es Euch, wenn auch noch so gering, befriedigend und bedeutend erscheinen

wird. Solltet Ihr aber das Vortrefflichste, das Beste von mir erwarten, so würdet Ihr euch wohl täuschen. Dagegen verspreche ich gerne und redlich, mein Bestes zu thun."

Hierauf wandte er sich gegen den Richterstuhl des Lordkanzlers, welchen er von jetzt an einnehmen sollte, und fuhr in wahrhaft prophetischer Weise fort:

„Blicke ich jedoch auf diesen ehrwürdigen Sitz, und erwäge ich, welch vortreffliche Männer ihn vor mir einnahmen, bedenke ich namentlich, welch ein Mann zuletzt hier saß, mit welch' hoher Weisheit und ausgezeichneter Gewandtheit in den wichtigsten Angelegenheiten er ausgerüstet war, und rufe ich mir in's Gedächtniß zurück den langen Glanz seines andauernden Glücks, seinen schrecklichen Sturz und sein ruhmloses Abtreten vom Schauplatz der Geschichte: dann muß ich in der That an dem Beispiel meines unmittelbaren Vorgängers lernen, wie wenig angenehm, wie schwierig und wie gefahrvoll mein neues Amt ist. Der plötzliche Fall eines so großen Mannes muß mich warnen vor allzugroßem Wohlgefallen an meiner Erhöhung, vor jeder Verblendung durch den glänzenden Schimmer meiner Stellung. Ich besteige einen Richterstuhl, umlagert von Mühen und Gefahren, und auf welchem ruhige Sicherheit nicht gefunden wird. Je erhabener er ist, desto tiefer ist der zu befürchtende Fall. Würde mich nicht des Königs besondere Gnade und Euer Aller so freundlich bethätigtes Wohlwollen stärken und ermuthigen, so würde ich ohne Zweifel gleich beim Eintritt straucheln, es würde mir aller Muth entsinken und ich würde mich dem Damocles ähnlich fühlen, als er, auf königlichem Throne ruhend und in Mitten des köstlichsten Ueberflusses, das bloße Schwert, an einem Pferdehaare schwebend, über seinem Haupt erblickte. Zweierlei will ich daher von diesem Augenblicke an unverrückt in meinem Geiste festhalten: einmal, daß mir dieser hohe amtliche Sitz nur dann zur Ehre gereichen kann, wenn ich mein Amt mit der größten Sorgfalt, Anstrengung, Treue und Umsicht verwalte, sodann aber, daß ich nie-

mals vergesse, wie kurz und ungewiß der Genuß der neuen Würde für mich sein wird."

Hierauf leistete Morus seinen Amtseid dahin, daß er „dem Könige und seinem Volke treu und wahrhaft dienen, Jedermann nach den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes sein gebührendes Recht erweisen, auch die Rechte der Krone jeder Zeit und auf jede Weise wahren wolle".

Diesen Eid hat er gehalten. An die Stelle der Bestechlichkeit und des hochfahrenden Wesens trat jetzt, neben unermüdlichem Fleiß, die strengste Gewissenhaftigkeit und die freundlichste Behandlung der Rechtsuchenden, vereinigt mit dem gehörigen Ernst gegen jegliches Unrecht. Jeden Nachmittag saß der Lordkanzler in offener Halle, und der Niedrigste wie der Höchste fand ungehinderten Zutritt und stets bereites, eingehendes Gehör. Morus suchte sich über die Mißverhältnisse und Widerwärtigkeiten seiner neuen Stellung zu erheben und hinwegzusetzen, indem er gleichsam ein verwirklichtes Ideal hoher richterlicher Wirksamkeit in's Leben rief.

Wie aber damals im freien England die Zustände der Rechtspflege in der Regel beschaffen zu sein pflegten, das sehen wir am besten, indem wir zwei kleine Geschichten nacherzählen, welche der Lordkanzler nach Versicherung seiner ältesten Lebensbeschreiber mit zweien seiner eigenen Schwiegersöhne zu erleben hatte.

Einer derselben, John Dauncy, der Gemahl von More's zweiter Tochter Elisabeth, hatte die Kühnheit, seinem Schwiegervater einige Zeit nach dessen Amtsantritt ungefähr Folgendes zu sagen: „Als Cardinal Wolsey noch Lordkanzler war, machten nicht nur seine Günstlinge und Anhänger, sondern sogar seine Amtsdiener und Thürsteher reichen Gewinn, weil Niemand vor den Herrn gelassen wurde, dessen Finger nicht vergoldet waren. Dagegen habe ich, seit ich Eurer Tochter Mann bin, auch nicht den allergeringsten Vortheil davon gehabt, weil Ihr eben nur allzu bereit seid, Arm und Reich ohne Unterschied anzuhören, so daß ich nach und nach recht muthlos werde. Läge die Sache

anders, so würde gar Mancher nach meiner Freundschaft streben, um durch meine Vermittlung seine Angelegenheit vor Euch zu bringen. Jetzt kann ich offenbar von solchen Leuten nichts annehmen, ohne schweres Unrecht zu thun, da ich sehr wohl weiß, wie leicht und ungehindert sie Alle ohne meine Mitwirkung bei Euch Gehör finden. Euch selbst mag dieß vielleicht zu großem Lob gereichen; daß es aber Eurem Schwiegersohn nicht zum Vortheil gereicht, das kann ich als bestimmt versichern."

Auf diese, man darf wohl sagen bubenhafte Ansprache soll Morus mit seiner unerschütterlichen Geduld erwiedert haben:

„Mein Sohn, mir gefällt deine Gewissenhaftigkeit, indem du dich nicht willst bezahlen lassen für Dienste, welche du allerdings bei mir Niemanden leisten kannst. Indessen habe ich noch gar mancherlei Mittel und Wege, um sowohl dir als deinen Freunden gefällig zu sein. Ich mag sogar ohne Pflichtverletzung auf dein Ansuchen eine oder die andere Sache etwas früher auf die Tagesordnung setzen, oder, wenn die Sache eines deiner Freunde nicht große Aussicht auf Erfolg hat, den Parteien zu einem billigen Vergleiche zusprechen. Aber das versichere ich dir auf mein Wort, daß, wenn die Parteien Recht von mir begehren, von keinem Ansehen der Person die Rede ist. Du weißt, wie sehr ich meinen alten Vater liebe und verehre; wohl, ich sage dir: wäre mein Vater auf der einen und der leibhaftige Teufel, den ich über Alles hasse, auf der andern Seite, so sollte doch der Teufel, wenn er das Recht auf seiner Seite hätte, dieses Recht unweigerlich von mir erhalten."

So mußte ein Morus sprechen, um dem elenden Geschlecht, unter dem er lebte, begreiflich zu machen, daß es noch eine Gerechtigkeit auf Erden gebe.

Nicht besser erging es ihm mit dem Gemahl seiner dritten Tochter Cäcilia, einem Manne Namens Giles Heron. Auch dieser konnte die Erhebung seines Schwiegervaters zum Kanzleramte nicht ertragen, ohne in einer Rechtsangelegenheit, die nach damaligen Gesetzen trotz der nahen Verwandtschaft zwischen

Richter und Partei vor Morus verhandelt wurde, im Vertrauen auf dessen Gunst jeden angebotenen Vergleich trotzig auszuschlagen. Morus belehrte ihn eines Besseren, indem er das Urtheil vollständig gegen ihn erließ.

In der That, wie mag es bei den englischen Gerichten regelmäßig oder mindestens sehr häufig ausgesehen haben, wenn sogar einem Morus solcherlei Dinge begegneten!

Eine nicht minder schauerliche Nachricht ist es auch, wenn wir erfahren, daß More beim Antritt seines oberstrichterlichen Amtes mitunter Rückstände von zwanzig Jahren antraf. Allein seine Arbeitskraft war noch so ungeschwächt und sein Pflichteifer noch so feurig, daß es ihm im Laufe der Zeit gelang, sämmtliche Rückstände aufzuarbeiten und die laufenden Geschäfte von Tag zu Tag in raschester Weise zur Erledigung zu bringen. Ja, eines Tages, als er nach Erschöpfung der Tagesordnung sich nach der nächstfolgenden Rechtssache umsah, erhielt er von seiner Kanzlei die Meldung, daß keine mehr anhängig sei. Da erhob er sich von seinem Stuhle, kniete nieder und dankte dem Geber aller guten Gaben, daß er ihm auch diese Aufgabe hatte gelingen lassen. So faßte dieser Mann Alles und Jedes unter dem Gesichtspunkte der Religion, in der Beziehung zu Gott an und auf. Nicht minder jedoch hatte er auch Sinn für das menschlich Ehrenvolle seiner Leistung; denn er befahl, die wahrscheinlich bis dahin noch niemals erlebte Thatsache in die Register der Kanzlei einzutragen, wo sie noch heutzutage zu lesen ist.

Allein nicht lange Zeit sollte Morus sich der Freude strenger Arbeit und hoher Pflichterfüllung hingeben dürfen: bald trat der König wieder in den Vordergrund und belehrte seinen Lordkanzler auf das Deutlichste und Bitterste, daß er ihn nicht um der Gerechtigkeit, sondern um des Gegentheils willen so hoch erhoben habe. Er theilte ihm mit, daß die Ehescheidungsangelegenheit ungehemmt ihren Gang weitergehen müsse, daß ihm an seiner, des Kanzlers, Ansicht außerordentlich viel ge-

legen sei, und daß er ihn deßhalb auffordere, die Sache abermals zu studiren. Jetzt, so hoffte Heinrich, sollte Morus die Kanzlerstelle durch ein günstiges Gutachten bezahlen. Doch, fügte er Anstands halber noch bei, er solle ja nicht gegen sein Gewissen sprechen und handeln, sondern gerade dieses Gewissen sich zur ausschließlichen Richtschnur nehmen: eine Aufforderung, welche, von diesem König an diesen Rathgeber gerichtet, in der That wie die bitterste Satire klingt.

Der arme Kanzler suchte sein Möglichstes zu thun, um Ueberzeugungstreue zu vereinigen mit Ruhe und Klugheit des Handelns. Er bat den König zunächst, er möge ihm noch einige Männer bezeichnen, mit welchen er sich gemeinschaftlich über die große Angelegenheit berathen könne.

Heinrichs Wahl fiel natürlich auf Geschöpfe seiner Willkür und Laune, in erster Reihe auf den Erzbischof Cranmer, der ausersehen war, bei Vollbringung der Scheidungsunthat als des Königs Hauptwerkzeug zu dienen. Morus bequemte sich, mit diesen Leuten, die natürlich Alle Doctoren der Theologie und des canonischen Rechtes waren, eine ganze Anzahl von Conferenzen zu halten, auch für sich allein die eingehendsten und gelehrtesten Studien über eine Frage zu machen, über die, so wie sie praktisch vorlag, eigentlich jedes Wort überflüssig war; er fühlte sich, ohne seinen Gegnern irgendwie hartnäckig oder widerspänstig zu begegnen, durch alles, was sie vorbrachten, nur in seiner bisherigen Ueberzeugung bestärkt.

Hierüber ward dem König Bericht erstattet und er ließ seinen Kanzler vor sich rufen. Der gequälte Mann fiel auf seine Kniee nieder und bat den König, ihm seine Gunst und Gnade nicht zu entziehen; es falle ihm unendlich schwer, daß er nicht im Stande sei, in jener Angelegenheit mit gutem Gewissen dem Herrscher zu seiner Zufriedenheit dienen zu können; allein er könne nie die hochherzigen Worte vergessen, welche Seine Majestät beim Eintritt in Deren Dienste zu ihm gesprochen habe, die edelste Vorschrift, welche jemals von einem

Herrn seinem Diener ertheilt worden sei, nämlich, zuerst auf Gott und dann erst auf den König zu schauen. Dabei solle es auch künftig bleiben.

Nach More's eigener Versicherung nahm Heinrich VIII. diese Erklärung anscheinend nicht nur freundlich, sondern sogar günstig auf; in seinem leidenschaftlichen Herzen aber hatte er vielleicht schon in diesem Augenblick die Vernichtung des unbeugsam Gerechten beschlossen. Er antwortete: wenn der Kanzler ihm in dieser Angelegenheit nicht zu dienen vermöge, so behalte er sich vor, seine Dienste anderweitig zu verwenden, und werde sich an seine übrigen Räthe halten, deren Gewissen mit seinen Wünschen übereinstimme. Inzwischen bleibe er ihm unverändert gewogen und werde sein Gewissen niemals wieder mit dieser Sache beunruhigen.

Hätte Morus irgendwie in die Welt gepaßt, in welcher er lebte, wäre er nicht ein ganz unpraktischer Idealist gewesen, so hätte er gerade diesen unwiederbringlichen Augenblick ergreifen müssen, um in des Königs Worten zu lesen, daß er überflüssig geworden sei, und um demgemäß auf seiner Entlassung unerschütterlich zu beharren.

Er that dieß nicht, sondern verließ sich auf das Wort dieses Fürsten, den er bei anderen Gelegenheiten so scharf und richtig durchschaut hatte; er hoffte, Heinrich werde ihn von jetzt an in Ruhe lassen. Er verkannte auch keineswegs, daß die Sicherung der Thronfolge und mit ihr aller politischen Verhältnisse des Landes durch einen männlichen Erben eine höchst wünschenswerthe Sache wäre. Deßhalb bedauerte er aufrichtig, daß es ihm nicht gelingen konnte, des Königs Sache gerecht zu finden, und er war naiv genug, zu glauben, Heinrich VIII. habe für eine derartige Gesinnung irgend ein Verständniß.

Wie unsinnig und frevelhaft es aber ist, in derartigen Dingen gegen den Willen Gottes etwas erzwingen zu wollen, das mußte Heinrich VIII. selbst bitter lernen; denn trotz seiner zahlreichen Ehen und an sie sich anknüpfenden Verbrechen hat er

es gerade zu dem, was er so leidenschaftlich ersehnte, zu einem willensstarken und lebenskräftigen Thronfolger, nicht gebracht.

Je heftiger der König gegen Rom erbittert war, desto mehr neigte er sein Gehör natürlicher Weise denjenigen zu, welche unter Anna Boleyns Führung die neuen protestantischen Lehren begünstigten, und dieß war ein neuer Grund, das Verhältniß zwischen ihm und Morus, dem erklärten, standhaften Vertheidiger der katholischen Kirche, ihrer Lehren, Rechte und Interessen, zu lockern und zu untergraben. Heinrich machte sich mit dem Gedanken vertraut, durch entschlossene Angriffe gegen die rechtliche Stellung und gegen den irdischen Besitz der englischen Geistlichkeit nicht nur diese, sondern durch ihre Vermittlung auch die römische Curie mürbe zu machen, ja im äußersten Nothfall die ganze Stellung des Papstes in und über der katholischen Kirche Englands gewaltsam zu brechen, ihm jeden Gehorsam auch in rein kirchlichen Dingen für sich und alle seine Unterthanen zu verweigern und einen englischen Kirchenfürsten an die Spitze einer ganz und gar der königlichen Macht unterworfenen englischen Nationalkirche zu stellen. Auch damit war das Ministerium Boleyn natürlich einverstanden, und auch auf diesem Gebiete zeigte sich mit jedem Tage mehr die Unhaltbarkeit einer Stellung, wie Morus sie einnahm.

Es ist wohl hier der richtige Ort, um die vielbestrittene Frage kurz zu prüfen, wie Morus in seiner Amtsführung als Lordkanzler sich gegenüber den Anhängern der neuen Lehre benommen habe, insbesondere ob die gegen ihn wegen Verfolgungssucht und Grausamkeit geschleuderten Vorwürfe begründet sind oder nicht.

Wir haben gesehen, wie König Heinrich in den ersten Jahren nach dem Ausbruch der deutschen Kirchenspaltung mit der ganzen Lebendigkeit, ja Leidenschaftlichkeit, die ihm in allen Dingen eigenthümlich war, den neuen Lehren entgegentrat, und wie Morus schon vor seiner Erhebung zur Kanzlerwürde mit entschiedenster Verwerfung seiner eigenen jugendlichen utopischen

Irrthümer schriftstellerisch als der bedeutendste und gelehrteste Vertheidiger des alten katholischen Kirchenglaubens aufgetreten war. In dieser Richtung hatte ihn namentlich bestärkt die politische Wendung, welche die Reformation in Deutschland genommen hatte, ihre furchtbare Entartung in den Bauernkriegen und wiedertäuferischen Secten, und ihre offenbare Tendenz, die kaiserliche Gewalt im deutschen Reiche zu erniedrigen und womöglich zu vernichten.

Gegenüber von Lehren, die zu solchen Zielen führten und eine vollständige Auflösung aller bestehenden Ordnungen in Kirche, Staat, Gesellschaft und Familie in Aussicht stellten, hielt Morus allerdings, übereinstimmend mit den Besten und Größten seines Jahrhunderts, die volle und rücksichtslose Anwendung der gesetzlich bestehenden Strafen nicht nur für erlaubt, sondern für durchaus nothwendig und durch heilige Verpflichtung geboten.

Zu diesen gesetzlichen Strafmitteln gegen Ketzer gehörten nun leider nach der Theorie und Praxis des sechszehnten Jahrhunderts die härtesten Leibes- und Lebens-Strafen, insbesondere die entsetzliche, von der erfinderischen Grausamkeit der menschlichen Natur ein furchtbares Zeugniß ablegende Strafe des Lebendig-Verbrennens. More nahm keinen Anstand, sich für den Vollzug dieser Strafe bei hartnäckigen und rückfälligen Ketzern auszusprechen, wie auch die Anhänger der neuen Lehre es sowohl den Katholiken gegenüber als auch unter sich thaten. Der Vorbehalt, daß nur die staatliche Gewalt, nicht die Kirche, sich mit der Sache befassen solle, ist mir stets sehr schwach erschienen, und wird namentlich allen lebendig Verbrannten dieser Unterschied sehr gleichgiltig erschienen sein.

Ueberhaupt bin ich weit entfernt davon, die Verfolgung und Bestrafung, geschweige die Tödtung Anderer um ihres Glaubens und ihrer Ueberzeugung willen irgendwie oder in irgend welchem Fall entschuldigen oder beschönigen zu wollen. Der Umstand, daß solche Maßregeln Bestandtheile des positiven öffent-

lichen Rechts früherer Zeiten waren, hat auf mich gar keine Wirkung, da ich ohnehin nur zu genau weiß, wie oft das positive Recht nichts weiter ist, als das in einen Theatermantel gehüllte Unrecht. Und die weitere Bemerkung, daß es Andere auch nicht besser gemacht haben, als die Katholiken, scheint mir geradezu jämmerlich. Denn wir, die wir überzeugt sind, in der Lehre unserer Kirche die ewige, geoffenbarte Wahrheit zu besitzen, dürfen weder in der Lehre noch im Leben uns darauf berufen, daß auch Andere ihre Sachen schlecht machen, sondern unsere Pflicht ist es, sie recht zu machen. Das sechszehnte Jahrhundert hat also für seine wilde und grausame Theorie und Praxis der Verfolgung keine Entschuldigung, sondern nur geschichtliche Erklärung anzusprechen, und der einzige Trost, welchen man bei der ganzen Frage empfinden kann, besteht darin, daß Niemand je im Stande sein wird, einen Ausspruch des kirchlichen Lehramtes zu Gunsten der blutigen Verfolgung Andersdenkender nachzuweisen.

Doch ich kehre zu Thomas Morus zurück. An seiner Ueberzeugung von der Richtigkeit der damals herrschenden Theorie und von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit einer ihr entsprechenden Praxis kann durchaus nicht gezweifelt werden; die Frage ist nur, ob und wie er selbst in seinem Amte als Lordkanzler diese Rechtsübung durchgeführt hat. Die Parteileidenschaft hat diese Frage auf die entgegengesetzteste Weise beantwortet; die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen und ihr wollen wir folgen.

Die Vorwürfe, welche gegen Morus erhoben werden, sind namentlich folgende:

1. Er habe in seiner eigenen Grabschrift sich gerühmt, daß er den Ketzern furchtbar gewesen sei.
2. Er habe den rückfälligen Ketzer Thomas Bilnay lebendig verbrennen lassen, obgleich derselbe widerrufen habe.
3. Er habe den Krämer John Tewksbury von London

in seinem Hause zu Chelsea verhört und nach erfolgter Verurtheilung durch den Bischof von London lebendig verbrennen lassen.

4. Den James Bainham habe Morus, ebenfalls zu Chelsea, weil er die Anhänger der neuen Lehre nicht angeben wollte, in seiner Gegenwart durchpeitschen und dann im Tower ebenfalls vor seinen Augen foltern lassen.

5. Einen jungen Menschen habe er, weil er das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben in englischer Sprache betete, eigenhändig durchgepeitscht.

Wären diese Anschuldigungen alle wahr, so hätte Morus nicht nur das geltende Strafgesetz angewendet, sondern er hätte sich barbarischer Willkür und unmenschlicher Grausamkeit schuldig gemacht. Dem ist aber nicht so.

Daß er den Ketzern beschwerlich (molestus), nicht furchtbar, gewesen sei, das hat er allerdings, wie wir wissen, in seiner Grabschrift rühmend von sich ausgesagt, und es war auch in der That so. Während nämlich Heinrich VIII. in seiner durch die Scheidungsgeschichte hervorgerufenen Erbitterung gegen Rom alle revolutionären Gelüste seines Parlaments und eines Theils seiner Unterthanen gegenüber der hierarchischen Ordnung und dem kirchlichen Eigenthum auf's Höchste begünstigte und die wirklich vorhandenen Mängel und Gebrechen auf's Aeußerste übertreiben ließ, hütete er sich wenigstens in den ersten Jahren seiner Kirchenverfolgung wohl, das Dogma als solches geradezu anzugreifen; im Gegentheil, während schon Klöster aufgehoben; bischöfliche Stühle widerrechtlich besetzt, Bischöfe und Geistlichkeit mit den rechtswidrigsten Zumuthungen bedrängt wurden, erhielten sowohl der Kanzler als die bischöflichen Gerichtshöfe unausgesetzte Befehle, nicht nur die Irrlehren, sondern auch die Irrlehrer auf's Kräftigste zu verfolgen. Dieß geschah namentlich während More's kurzer Kanzlerschaft; es stimmte überein mit seiner eigenen Ueber-

zeugung und so mag er also den Anhängern des Protestantismus zweifellos beschwerlich gefallen sein.

Allein auf der andern Seite sagt er, der Mann, gegen dessen Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit meines Wissens keine Partei und kein Geschichtschreiber jemals Zweifel erhoben hat, mit der gleichen Unbefangenheit von sich aus:

„Ich hasse die Fehler der Ketzer, nicht ihre Personen, und so sehr ich ihre Irrthümer zerstört wünsche, so herzlich sehne ich mich darnach, daß sie selbst gerettet werden."

Und später fügt er bei:

„Von allen Denjenigen, die jemals um der Irrlehren willen in meine Gewalt gekommen sind, hat, abgesehen von der Freiheitsberaubung, so wahr mir Gott helfe, auch nicht ein Einziger über willkürliche Behandlung, über Streiche oder Schläge, ja auch nur über einen Nasenstüber zu klagen gehabt."

Diese Versicherung ist zwar nur eine Versicherung des Beschuldigten, allein sie fällt schwer in's Gewicht bei den persönlichen Eigenschaften des Mannes, und jedenfalls fordert sie den gerechten Beurtheiler auf, das Gewicht der gegen ihn angeführten Beschuldigungsbeweise auf's Strengste zu prüfen.

An solchen Beweisen nun fehlt es geradezu vollständig bei allen Handlungen von Grausamkeit und Rohheit, die ihm vorgeworfen werden. Seine Gegner haben sich die fraglichen Behauptungen Einer dem Andern nacherzählt, und sie haben damit den Zweck, ihn bei den Ihrigen verhaßt zu machen, um so gewisser erreicht, als Morus zweifellos während seiner Kanzlerschaft der oberste Vollstrecker der strengsten Gesetze und zugleich der eigentliche, offizielle Vertreter und Vorkämpfer des katholischen Glaubens war: aber an Beweisen haben sie es gänzlich fehlen lassen. Ihre desfallsigen Angaben sind also entweder als irrthümlich oder als verleumderisch zu betrachten.

Jedoch darf man nicht zu weit gehen.

Erasmus sagt über seinen Freund Morus: „Ein großer Beweis seiner hervorragenden Milde liegt darin, daß, so lange

er Lordkanzler war, um der neuen Lehre willen Niemand mit dem Tode bestraft wurde, während in den Niederlanden, in Deutschland und Frankreich massenhafte Hinrichtungen stattfanden."

Nur diese letztere Behauptung ist wahr, die auf Morus bezügliche dagegen falsch. Vor Allem muß ich hier nachträglich beifügen, daß auch die Strafe der körperlichen Züchtigung auf More's Befehl gehörig gehandhabt wurde, aber nicht gegen Untersuchungsgefangene und nicht gegen bloße Irrlehrer und Ketzer, sondern, abgesehen von Dieben und Räubern, gegen solche Kirchenschänder, welche den Hostienkelch gestohlen und die Hostien herausgeworfen hatten. Das war streng gesetzmäßig, und es wird dagegen vom Standpunkt jener Zeit auch nicht das Allergeringste zu erinnern sein.

Allein auch die Todesstrafe durch Verbrennen ist unter More's Kanzlerschaft von Bischöfen ausgesprochen und kraft seiner amtlichen Anordnung vollzogen worden. Er war etwa 31 Monate lang Kanzler, und nach den neuesten, englisch-katholischen Forschungen sind von diesen Monaten zweiundzwanzig ohne Blutvergießen um der Religion willen geblieben: — eine in jener wildbewegten Zeit große Leistung. Sie wurde leider mit dadurch erreicht, daß Morus den Bischöfen gestattete, manche Angeschuldigte Monate und selbst Jahre lang in Untersuchungshaft zu behalten: er hoffte auf ihre Bekehrung, auf ihren Widerruf, und wünschte sie so zu retten. Allein dieß gelang nicht in allen Fällen: Einzelne dieser Unglücklichen blieben mit einer Beharrlichkeit, welcher man eben so wenig, als den katholischen Märtyrern, den Charakter des Heldenmuthes absprechen kann, auf ihren Irrthümern stehen, und so kam es denn in den letzten acht oder neun Monaten von More's Amtsführung wiederholt zu Urtheilsvollstreckungen, weil sich ein weiterer Aufschub vor dem Gesetze nicht rechtfertigen ließ. Wie viele Verurtheilte den Flammentod erlitten haben, wußte ich aus den mir zugänglichen Hilfs-

mitteln nicht zu erforschen: bestimmt war es der Fall bei allen rückfälligen und nicht reuigen Ketzern, welche von den bischöflichen Gerichtshöfen als unverbesserlich dem weltlichen Arm zur Urtheilsvollstreckung überliefert wurden.

In diesen Fällen konnte nun Morus allerdings Nichts thun und nicht helfen: das Gesetz war klar und unerbittlich, und an eine Begnadigung durch den König war schlechterdings nicht zu denken. In Wahrheit ist also Morus von grausamen Todesstrafen gegen Ketzer nicht freizusprechen, allein ohne daß ihm daraus ein persönlicher Vorwurf gemacht werden könnte.

Sodann sind, um der vollständigen Wahrheit willen, noch zwei Thatsachen zu erwähnen, welche auf More's eigener Erzählung beruhen. Er hat nämlich

1. einen Jungen, der zu seinem Hausstand gehörte und gegenüber einem andern Mitglied seiner Dienerschaft grobe Lästerungen des heiligsten Altarssacramentes ausgestoßen hatte, nicht kraft seines Amtes als Lordkanzler, sondern in seiner Eigenschaft als Hausherr und Familien-Oberhaupt durchhauen lassen. Ich weiß nicht, ob Morus diesen Befehl auch heute noch ertheilen würde, aber ihn darob zu tadeln finde ich mich keineswegs berechtigt.

2. Ein Mensch, der sich wahnsinnig stellte und auf diesen Grund hin straflos während der heiligen Wandlung in die katholischen Kirchen einzudringen und dort den wüthendsten Scandal zu verüben für angezeigt hielt, wurde auf More's Anordnung auf offener Straße an einen Pfosten gebunden und ausgepeitscht, worauf er sofort zur Gesundheit des Geistes zurückzukehren sich bemüßigt fand. Auch hier erkennen wir sehr gut den Geist jener Zeit, und auch hier dürfen wir uns füglich eines allzu strengen Urtheils enthalten.

Das ist die thatsächliche Wahrheit, wie ich sie nach meinen Kräften und mit gutem Gewissen gefunden zu haben glaube. Es ist ein furchtbares Verhängniß der Sünde, welches über

dem Menschengeschlecht ruht, daß ein Jeder von uns in seinem Lebenskreise Alle, mit denen er in Berührung kommt, martert oder von ihnen gemartert wird: sage Keiner, das sei schwarz gesehen oder hart gesprochen: es ist so, und wer die Kraft hat, sein Auge auch nur während Augenblicken ohne Thränen und mit Adlerschärfe zur Sonne der Wahrheit zu erheben, der kann mir seine Zustimmung nicht versagen. Diesem allgemeinen Schicksal des durch die Sünde arm gewordenen Menschen unterlag auch Morus; in Folge seiner menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit war er ohne genügende Rechtfertigung in ein amtliches Verhältniß getreten, von welchem nach den Verhältnissen der Zeit und nach den Gesetzen des Landes folgerichtiger Weise die Nothwendigkeit sich nicht trennen ließ, unglückliche Nebenmenschen lebendig zu verbrennen um ihres Glauben willen. Wer das recht bedenkt aus tiefster Seele und in barmherziger Gesinnung, dem möchte wohl das Herz brechen um des tausendfältigen Elends, unter dem die Erde seufzt und schmachtet; allein es ist nicht zu ändern und der einzige Trost wird wohl zu finden sein in dem Glauben an einen liebevollen und barmherzigen Gott, in dessen ewiger Vorsicht gewiß der Schlüssel ruht für das viele Entsetzliche, was er auf unserem dunklen Planeten zuläßt.

Jedenfalls hat Morus, indem er für seine Ueberzeugung muthig und ohne Murren in den Tod ging, die vollständigste irdische Sühne und Buße geleistet für Alles, was bei und nach Uebernahme seines hohen Amtes mangelhaft von Außen und menschlich schwach von Innen gewesen sein mag; und eben so gewiß ist es, daß ich von der Behandlung dieser schmerzlichen Frage mit dem Bewußtsein scheide, daß ich nur der Wahrheit dienen wollte.

Während eine vielfache Erfahrung zeigt, daß bedeutungsvolle Männer zu ihren Lebzeiten oft gröblich verkannt werden, hatte Morus die Genugthuung, von seinen katholischen Zeitgenossen in England gewürdigt zu werden in seiner vollen Bedeutung als der standhafteste und zugleich würdigste Kämpe

des gemeinsamen Glaubens. Namentlich auch die höhere Geistlichkeit erkannte des Mannes hohen Werth und nicht minder das außerordentliche Opfer, welches er durch seinen Eintritt in den Staatsdienst und durch sein beharrliches Verbleiben in demselben gebracht hatte. In einer der regelmäßigen Versammlungen der gesammten englischen Geistlichkeit wurde beschlossen, ihm die Summe von 5000 Pfund Sterling — nach heutigem Geld und Geldeswerth etwas über 200,000 Reichsmark — durch eine Deputation von drei Bischöfen als Anerkennung seiner Verdienste um die katholische Sache zu verehren. Morus erklärte, daß er keine andere Belohnung annehme, als von der Hand des Allmächtigen, und daß er folglich danke, fest entschlossen, aus Menschenhänden Nichts zu nehmen. Auf die dringenden Vorstellungen, er möge die Summe nicht für sich, aber doch als künftigen Unterhalt seiner Familie annehmen, sagte er wörtlich:

„Lieber möchte ich all' dieß Geld in die Themse geworfen sehen, als daß Jemand von den Meinigen auch nur einen Pfennig davon bekäme. Denn so freundschaftlich und ehrenvoll dieses Geschenk mir auch angeboten wird, so schätze ich doch meinen Lebensgenuß so hoch und den von mir gestifteten Nutzen so gering, daß ich in der That auch um noch viel mehr Geld die vielen schlaflosen Nächte nicht opfern würde, die ich auf meine Bemühungen verwendet habe; und gerne möchte ich wünschen, all' meine Arbeit wäre verloren und alle meine Werke wären verbrannt, nur unter der Bedingung, daß alle Ketzereien unterdrückt wären."

Kurz, die drei Bischöfe mußten ihr Geld wieder mitnehmen und jedem ihrer Priester und Amtsbrüder seine Beisteuer zurückgeben.

Ob nicht auch diese tugendhafte Handlung die richtigen Grenzen überschritt — wer mag es entscheiden? Wenigstens nehmen die großen und kleinen Männer unseres Jahrhunderts, die ja sämmtlich auf der „Höhe der Sittlichkeit" stehen, keinen

Anstand, auf so erlaubte und ehrenvolle Weise, nämlich durch Dotation, Nationalgeschenke u. dergl., für Weib und Kinder zu sorgen, womöglich per omnia saecula saeculorum; auch ist Morus trotz seiner auf's Aeußerste getriebenen Uneigennützigkeit der Verleumdung selbst in diesem Punkt schon bei seinen Lebzeiten keineswegs entgangen.

Unter den Irrlehrern, gegen welche Morus als Lordkanzler wegen ihrer öffentlichen und leidenschaftlichen Thätigkeit ganz besonders anzukämpfen hatte, befanden sich als Männer von Bedeutung namentlich Tyndal, der Verfasser einer englischen, nicht nur sehr fehlerhaften, sondern mit zahlreichen ketzerischen Vorreden und Einleitungen ausgestatteten Bibelübersetzung, und dessen Freund Constantine, der sich mit besonderem Feuereifer die Verbreitung dieses Werkes angelegen sein ließ. Ein Freund Tyndals, Namens Packington, bot dem damaligen Bischof von London, Tunstall, bei dessen Anwesenheit in Antwerpen an, er wolle sämmliche Exemplare von Tyndals neuem Testamente zusammenkaufen, damit der Bischof sie könne verbrennen lassen. Der mehr als gutmüthige Kirchenfürst ging in die Falle, und Tyndal jubelte, Geld für sein Buch zu erhalten und noch dazu auf den Bischof die Gehässigkeit zu laden, daß er „Gottes Wort verbrenne". Er wurde frei von seinen Schulden, verbesserte sein Buch so gut er konnte, und überraschte nach wenigen Monaten die Welt mit einer neuen Auflage.

Bischof Tunstall trieb die Naivetät so weit, daß er den Packington zur Rede stellte und sich von ihm folgende Antwort gefallen lassen mußte:

„Ich habe in der That alle Exemplare aufgekauft, die damals zu haben waren; aber ich sehe wohl, sie haben seither mehrere ausgehen lassen, und es wird wohl nicht besser werden, so lange sie Lettern und Pressen haben. Das Beste wird wohl sein, Ihr kauft die Druckerei, dann seid Ihr sicher."

Der Bischof entließ den Spitzbuben in Gnaden.

Bald nachher ließ Thomas Morus als Kanzler den Con-

stantine wegen Ketzerei verhaften und fragte ihn in dem Verhör, welches er selbst mit dem Gefangenen anstellte, namentlich auch, von wem und woher Tyndal und seine Genossen die nöthige Geldunterstützung bezögen, da sie ja ohne Geld unmöglich in den Niederlanden leben und nach England herüber so wirksam thätig sein könnten. — „Euch die Wahrheit zu sagen, Milord!“ entgegnete der durchtriebene Arrestant, „so unterstützt uns Niemand, als der Herr Bischof von London. Dieser hat uns in unserer Noth geholfen, denn er hat uns viel Geld gegeben für die Tausende von Exemplaren des neuen Testaments, die verbrannt werden sollten. Das ist unsere einzige Hilfe und unser einziger Trost gewesen.“

Nicht lange nachher fand der schlaue Constantine Mittel, aus dem Gefängnisse des Lord-Kanzlers zu entkommen, was er natürlich ohne Verzug benutzte. Morus ließ den Gefangenwärter rufen und sagte zu ihm: „Johann, sieh' zu, daß das Gefängniß besser in Stand gesetzt wird, damit sich Constantine nicht wider unsern Willen abermals hineinstiehlt.“ Hiezu bemerkt Morus selbst gelegenheitlich, er habe doch wohl nicht so unvernünftig sein können, es einem Mann zu verübeln oder gegen ihn in Zorn zu gerathen bloß deßhalb, weil derselbe seine Lage möglichst zu verbessern suchte.

Während Morus in solcher Weise seines richterlichen Amtes waltete, trieben die politischen Verhältnisse des Landes immer rascher einer gewaltsamen Katastrophe entgegen. Die sogen. kirchlichen Reformen, welche das vom Hofe heimlich aufgehetzte Unterhaus nach und nach beschlossen hatte, und die im Wesentlichen auf Klosteraufhebung und Eigenthumsberaubung hinausliefen, fanden zwar Anfangs im Oberhause noch einen männlichen Widerstand an dem jeder Zeit unerschütterlich treuen und muthigen Bischof Fisher von Rochester. Er sagte den Stürmern geradezu, nicht um das Wohl, sondern um die Güter der Kirche sei es ihnen zu thun; er sagte ihnen, daß, wenn man jetzt nicht entschlossenen Widerstand leiste, in Zu-

kunft jeder Versuch eines solchen vergeblich, wohl aber alle Bande des Gehorsams in Staat und Kirche aufgelöst sein würden; der Urgrund aber all' dieser revolutionären Bestrebungen und Zuckungen sei kein anderer, als der Mangel an wahrem, lebendigem, katholischem Glauben.

So durfte ein Mann wie Fisher sprechen, der selbst ein hohes, heiliges Muster in allen Beziehungen war; allein auch im Oberhause war seine Sprache schon Vielen ein großer Stein des Anstoßes, namentlich den Anhängern der Hofpartei, unter welchen ihm der Ministerpräsident, Herzog von Norfolk, erwiederte:

„Von seinen vielen Worten hätte er sich gar manche ersparen können, denn er habe durch dieselben nur einen neuen Beweis für die alte Wahrheit geliefert, daß die ausgezeichnetsten Priester keineswegs die weisesten Männer seien."

Das mußte Bischof Fisher, More's innigster Freund, von einem Collegen seines Freundes sich gefallen lassen. Zwar entgegnete er muthig, er habe noch nie einen ausgezeichneten Priester gekannt, der zugleich ein Thor oder Narr gewesen wäre; aber gleichwohl wurde er, der Beleidigte, vor den König gerufen, um auch noch einen Verweis in Empfang zu nehmen.

Um diese Zeit wurden auf Cranmers Rath und Anstiftung bei allen europäischen Universitäten Gutachten über die Ehescheidungsfrage eingeholt. Schmählich war die Art und Weise, wie diese Gutachten um's Geld gekauft wurden, wie die „Vertreter der freien Wissenschaft" sich bestechen ließen. Das Geld des Landes, der Schweiß des Volkes, wurde in ungeheuren Summen vergeudet, um der Leidenschaft eines Tyrannen für eine Dirne zum Sieg zu verhelfen über die Rechte einer unglücklichen Frau. Ja, Heinrich scheute sich nicht, dem Kaiser Karl V. die Summe von 300,000 Goldkronen anzubieten, wenn er die Rechte seiner königlichen Tante preisgeben wolle. Die Antwort läßt sich denken.

Dieses Bestechungs-System war besonders erfolgreich in

Italien, in viel geringerem Maße bei den Universitäten Deutschlands; auch die Universität Paris trat nach langem Kampf der ungerechten Sache des englischen Königs bei.

Die erste Absicht war dahin gegangen, die so erlangten Gutachten mit einander dem Papste vorzulegen; allein die Art, wie sie zu Stande gekommen waren, konnte so wenig beschönigt oder geläugnet werden, daß man von diesem Plane wieder abging. Statt dessen ließ man eine von den Volksvertretern und von den Mitgliedern des Oberhauses zu unterzeichnende Vorstellung an den Papst aufsetzen, um sich über das von ihm eingehaltene Verfahren zu beklagen und die schweren Gefahren auseinanderzusetzen, welchen England durch den Mangel einer unbestrittenen, gesicherten, männlichen Thronfolge ausgesetzt sei.

Clemens VII. antwortete in milder Form, aber mit ganz entschiedenem Inhalt; er untersagte namentlich auf's Strengste jede Aburtheilung der Ehescheidungsfrage durch irgend einen geistlichen Gerichtshof in England; Heinrich VIII. war auf's Tiefste niedergeschlagen, und noch einmal schien es kurze Zeit, als ob er mit sich selbst im Kampfe liege.

Allein der Böse siegte. Neben Erzbischof Cranmer war um diese Zeit ein noch weit schlimmerer Rathgeber aufgetreten in der Person des aus dunkeln Anfängen durch Wolsey's Gunst am Hofe rasch emporgestiegenen, vor keinem Mittel zurückschreckenden königlichen Geheim-Secretärs Thomas Cromwell. Begeisterter Anhänger der neuen Lehre, erbitterter Todfeind der päpstlichen Gewalt, ist er es gewesen, aus dessen Rath und Gespräch Heinrich den Gedanken und den festen Entschluß schöpfte, sich selbst als das ausschließliche Haupt der englischen Kirche zu erklären, jeden Einfluß des Papstes zu vernichten und jeden Widerspruch im Blute des Widersprechenden zu ersticken.

Morus selbst war in früheren Jahren hinsichtlich desjenigen Maßes päpstlicher Autorität, welches neben der Landesgesetzgebung bestehen könne und müsse, zweifelhaft und schwankend

gewesen. Um die Zeit, als König Heinrich sein Buch gegen Luther schrieb, hatte More ihn sogar gewarnt, ob er nicht dem päpstlichen Stuhle zu weitgehende Befugnisse einräume; denn More war ein begeisterter englischer Patriot, und seine politischen Ansichten neigten weit eher zum Republicanismus, als zur Begünstigung irgend eines „fremden Einflusses" in seinem Vaterlande. Allein im Lauf der Jahre und durch fortgesetzte Studien hatte er die feste und unerschütterliche Glaubensüberzeugung erlangt von dem göttlichen Ursprung und Charakter der Kirchenverfassung und von der unbedingten Unzulässigkeit einer Uebertragung der obersten Kirchengewalt auf das Haupt eines wenn auch gekrönten Laien, und überhaupt auf irgend ein anderes Haupt, als dasjenige des rechtmäßigen Nachfolgers Petri. Er war fest überzeugt, daß irgend ein Ungehorsam von Seiten des englischen Staates oder Volkes gegen den päpstlichen Stuhl vor Gott ganz in demselben Lichte erscheine, wie der Ungehorsam des Kindes gegen den Vater. Gleichwohl war sein Standpunkt auch jetzt noch ein sehr gemäßigter, indem er jeden Conflict vermieden wünschte und von Seiten des päpstlichen Stuhles jede nur irgend mögliche, das Wesen der Sache nicht berührende Nachgiebigkeit gern gesehen hätte. Auch in der Ehescheidungssache war er gerne bereit, sich den Wünschen des Königs zu fügen, wenn deren Verwirklichung irgendwie möglich war auf einem das Gewissen eines Katholiken befriedigenden Wege, das heißt durch die rechtmäßige, oberste kirchliche Autorität.

Unter den bisher dargestellten Zuständen waren der Rest des Jahres 1529 und das ganze Jahr 1530 dahingegangen. Das Jahr 1531 sollte neue und schwere Verwicklungen bringen.

Durch ein altes englisches Statut war es verboten, ohne königliche Erlaubniß unmittelbare Ernennungen von Rom anzunehmen oder eine geistliche Amtsgewalt im Lande auszuüben; wer dagegen handelte, sollte eingekerkert und seines Vermögens verlustig werden. Auf dem Wege königlicher Dispensation

konnte natürlich gegen dieses Gesetz geholfen werden, und dieß geschah denn auch in zahlreichen, ja zahllosen Fällen. Selbst Wolsey hatte, als er zum päpstlichen Legaten ernannt wurde, nicht ermangelt, sich durch eine königliche Erlaubniß nachträglich zur Ausübung seines Amtes ermächtigen zu lassen. Als er gestürzt wurde, klagte man ihn dennoch der Uebertretung dieses unter dem Namen „praemunire“ bekannten Gesetzes an; er überließ, ohne sich zu vertheidigen, Alles der königlichen Entscheidung und Gnade, wurde aber gleichwohl, weil sein Untergang nun einmal beschlossene Sache war, auch wegen dieser angeblichen Gesetzesverletzung verurtheilt.

Jetzt trat König Heinrich VIII. auf einmal mit einer Behauptung auf, die wahrhaft komisch sein würde, wenn die Sache nicht so überaus traurig wäre. Er sagte nämlich, die gesammte Geistlichkeit Englands vom ersten bis zum letzten Mann habe die durch richterliches Urtheil für gesetzwidrig erklärte Amtsthätigkeit des päpstlichen Legaten Wolsey Jahre lang nicht nur zugelassen und anerkannt, sondern auf jede Weise thatsächlich unterstützt und befördert; folglich sei die gesammte Geistlichkeit des nämlichen Vergehens schuldig, wie der Legat, und habe die nämlichen Strafen verwirkt, wie er. Die englische Geistlichkeit wußte damals bereits sehr gut, daß mit diesem Könige nicht zu spassen war, selbst wenn er das Ungeheuerste behauptete; es bemächtigte sich ihrer ein allgemeiner Schrecken, und sie traten in ihrer gesetzmäßigen Versammlung, „Convocation“ genannt, zusammen, um über ihre Lage zu berathen.

Einzelne muthige und entschlossene Männer befanden sich wohl unter ihnen; allein die Mehrzahl hing mit Leib und Seele an Pfründe und Lebensgenuß, sehr Viele waren durchaus verdorben und unsittlich, Manche der staatlichen Gewalt und ihren Anmaßungen gegenüber feil um jeden Preis. So wurde denn der erniedrigende Beschluß gefaßt, des Königs Verzeihung durch das Anerbieten einer Geldsumme von hunderttausend Pfund Sterling (jetzt etwa vier bis fünf Millionen Mark) zu erkaufen.

König Heinrich, der natürlich niemals im Ernst daran gedacht hatte, die gesammte englische Geistlichkeit einzusperren und um ihr Brod zu bringen, war hoch erfreut über die elende und knechtische Gesinnung, mit welcher man ihm entgegenkam; unterm 7. Februar 1531 ließ er dem versammelten Clerus eröffnen, daß er im Wege besonderer Gnade das gemachte Anerbieten annehmen und von weiteren Strafen absehen wolle, jedoch nur unter der ausdrücklichen und unerläßlichen Bedingung, daß der Clerus ihn, den König, anerkenne als „den Beschützer und das einzige oberste Haupt der Kirche von England“.

Damit war den Gewissen der Revolver auf die Brust gesetzt. Bischof Fisher und Erzbischof Warham erhoben ihre Stimme als getreue Hirten und Wächter der Wahrheit gegen jedes Zugeständniß auf dem Gebiete des Glaubens und der Kirchenverfassung; allein ihre Anstrengungen blieben im Wesentlichen erfolglos; sie erreichten nur die Einrückung des leider nur allzu dehnbaren Zusatzes: „so weit es nach dem Gesetze Gottes gestattet ist“.

Der König gestattete diesen Zusatz, nahm das Geld und ertheilte im Uebrigen Pardon. Er hatte seinen Hauptzweck erreicht; er wollte sein Volk an den neuen Titel gewöhnen und dadurch auf Größeres vorbereiten; über die Beschränkung durch Gottes Gesetz machte er sich lustig, wie er ja überhaupt in dieser Zeit seines Lebens sich aus Gottes Gesetz nichts mehr machte. — Dieser ganzen schmachvollen Verhandlung war Thomas Morus vollständig fremd geblieben; Heinrich ließ sie durch Audley, den Sprecher des Unterhauses, besorgen, eine Creatur niedrigster Gattung, die gleichwohl bestimmt war, dereinst als Amtsnachfolger eines Morus aufzutreten.

Auch der übrige Theil des Jahres 1531 verging unter den feindseligsten Maßregeln gegen Kirche und Papstthum, welchen gegenüber Clemens VII. eine unerschöpfliche Geduld an den Tag legte. Allein der Hilferuf der mißhandelten Königin

Katharina und das offene Zusammenleben Heinrichs mit Anna Boleyn mahnte den heiligen Vater ebenso schmerzlich wie eindringlich, daß einer schließlichen Entscheidung und einem offenen Auftreten gegen Heinrich nicht auszuweichen und nicht zu entrinnen war.

Morus brachte dieses ganze Jahr mit der bereits geschilderten richterlichen Thätigkeit zu und enthielt sich möglichst jeder Theilnahme an politischen Dingen; seine Stellung im Kabinet, bei Hof und beim König hatte bereits den Charakter eines entschiedenen Mißverhältnisses angenommen.

Dieses Mißverhältniß steigerte sich auf's Aeußerste, als zu Anfang des folgenden Jahres 1532 das Parlament einberufen und Morus vom Könige genöthigt ward, vor demselben öffentlich kraft seines Amtes als Lordkanzler in der Ehescheidungssache aufzutreten. Zuerst jedoch wurden die Annaten abgeschafft, alle Appellationen an den päpstlichen Stuhl verboten, die bisherigen Befugnisse der geistlichen Convocationen auf's Aeußerste beschränkt und von der königlichen Gewalt abhängig gemacht.

Sodann wurde Morus als Lordkanzler in's Parlament geschickt, um zur Abschwächung des päpstlichen Verbotes einer eigenmächtigen Ehescheidung dem Hause der Gemeinen die oben erwähnten Gutachten der Universitäten vorzulegen.

Dieser Schritt war für Morus gewiß der schwerste seines Lebens, und ein Rigorist mag vielleicht sagen, er hätte denselben um keinen Preis der Welt thun, sondern seine Entlassung nehmen und auf derselben beharren sollen. Das ist nach jetzigem constitutionellem Brauche allerdings leicht gesagt und leicht gethan. Damals war es anders. Eine Amtsniederlegung in diesem Augenblicke hätte More ohne allen Zweifel den Kopf gekostet, und ich finde es an ihm namentlich schön, daß er, zum Martyrium stets bereit, dasselbe doch nie mit Eitelkeit gesucht, sondern mit Ruhe und Seelengröße abgewartet hat.

In diesem Falle aber, so bitter und peinlich er war, lag zum Martyrium ein genügender Grund wirklich nicht vor, weil

es sich in der That nur um ein sehr formelles und praktisch gleichgiltiges amtliches Auftreten handelte.

Morus erschien in Begleitung von zwölf geistlichen und ebenso vielen weltlichen Lords im Unterhause und sprach:

„Obgleich die Landesuniversitäten von Oxford und Cambridge genügend gewesen wären, um die streitige Frage zu entscheiden, so hat Seine Majestät gleichwohl, um jeden Verdacht der Parteilichkeit zu beseitigen, an die französischen, italienischen, ja selbst an die päpstlichen Universitäten das Ansuchen um Gutachten gestellt. Dieselben sind gehörig unterzeichnet und versiegelt und sollen jetzt auf des Königs Befehl dem Hause der Gemeinen vorgelegt werden."

Hierauf zog ein gewisser Sir Brian Puke aus einer Büchse zwölf versiegelte Actenstücke und las sie dem armen Unterhause wörtlich vor. Alsdann wurden über hundert Abhandlungen fremder Rechtsgelehrten vorgezeigt, welche sämmtlich die Ehe des Königs mit Katharina für unerlaubt und ungiltig erklärten. Den ganzen Act schloß der Kanzler Morus mit folgenden Worten:

„Nun möget Ihr Herren vom Haus der Gemeinen in Eurer Heimath berichten, was Ihr gesehen und gehört habt; dann wird Jedermann erkennen, daß der König diese Angelegenheit nicht, wie manche Ausländer glauben mögen, nach Willkür oder aus Lust angeregt habe, sondern es ist geschehen zur Erleichterung Seines Gewissens und zur Sicherung der Thronfolge im Reiche."

Damit zog sich der Lordkanzler zurück, ohne Zweifel mit dem Fegfeuer einer entsetzlichen Demüthigung im Herzen, wenn er auch nur als officielles, von dem Manne Morus leicht unterscheidbares Sprachrohr gedient hatte.

Außer diesem Falle trat Morus noch ein einziges Mal Namens des Königs im Parlamente auf, um eine Geldbewilligung zum Schutze der Landesgrenzen gegen die kriegerischen Einfälle der Schotten zu beantragen.

## VII.

## Privatleben, beginnende Verfolgung.

Der tiefe Widerwille, mit welchem Morus, Katharina's treuer Anhänger und der Kirche gehorsamer Sohn, die letzten Maßregeln ertragen hatte, und die sonnenklare Gewißheit, mit welcher er anderen, noch schlimmeren Dingen entgegensah, ließ ihn alle Bedenken und Gefahren überwinden; noch im Frühjahr 1532 kam er allen Ernstes um seine Entlassung ein. Die Sache war, wie schon gesagt, keineswegs so leicht, als sie aussah; der König wollte ihn für seine Plane benützen, oder durch seinen Zorn zermalmen, und er sah nun, daß es seinem Diener mit dem Abschied voller Ernst war.

Der Weigerung des Monarchen setzte Morus die Berufung auf seine Gesundheit entgegen; er leide an einem Brustübel, das ihm tödtlich zu werden drohe, wenn er nicht von seinen Geschäften enthoben werde. Auch in Briefen an Erasmus klagt er über die gleiche Krankheit. Er wandte sich sogar an den Herzog von Norfolk, um die Gewährung seiner Bitte zu erlangen, und wahrscheinlich hat dieser Herr Ministerpräsident das Gesuch seines Collegen recht gerne unterstützt. Der König gab nach, und am 16. Mai 1532 legte Thomas Morus in Gegenwart des Herzogs von Norfolk nach einer Amtsdauer von etwa 2½ Jahren das große Siegel in die Hände seines Monarchen zurück. Scheidend ertheilte ihm Heinrich das höchste Lob in Worten, aber keinerlei thatsächliche oder greifbare Anerkennung, nicht einmal die geringste Pension.

So war denn endlich der große, schmerzliche Entschluß nicht nur gefaßt, sondern auch ausgeführt, welchen Morus gewiß seit geraumer Zeit als nothwendig erkannt, aber um der erschütternden Folgen willen, die ihm unter allen Umständen nachfolgen mußten, immer und immer wieder hinausgezogen hatte. Immer

drückender war ihm in der letzten Zeit die schwere Last seines hohen Amtes geworden, seitdem die persönlichen Eigenschaften und die wahren Absichten seines königlichen Gebieters immer unzweideutiger und unverhüllter an das Tageslicht traten. Er hatte das Schmerzliche erleben müssen, seine edle, wahrhaft männliche Gesinnung zu Winkelzügen und Zweideutigkeiten hergeben zu sollen; er stand vor sich selbst nicht mehr in der vollen Reinheit seiner früheren bescheidenen, aber so glücklichen Tage da. Er hatte erkannt, daß ein weiteres Verharren auf seinem Posten ihn ganz unmittelbar in den Kampf zwischen seinem Gewissen und seinem König führen müsse, und er fühlte, daß nicht nur das Glück seines Lebens, sondern auch, wie der Volksmund so schön und wahr es ausspricht, „Ehre und Seligkeit" auf dem Spiel stehe.

Jetzt war die Last abgeworfen, Thomas Morus war wiederum er selbst; wiederum spielte das alte, schelmische Lächeln um seine Lippen, und einen Augenblick gab er sich der Täuschung hin, jenes glückselige Familienleben wieder beginnen zu können, das er vor fünfzehn Jahren wider seinen Willen in einer bösen Stunde vertauscht hatte gegen das Leben eines Hof- und Staatsmannes.

Allein nach kurzem Genusse des wiedergeschenkten Freiheitsgefühles trat das graue Gewölk der Sorgen an dem umdüsterten Lebenshimmel des großen Mannes hervor, und es begann die herbe Reihe der Prüfungen, in welchen er erst die herrlichsten Eigenschaften eines Menschen und Christen zur Entfaltung bringen sollte.

Morus war arm, ärmer als da er mit der Vollkraft jugendlicher Mannesjahre in's öffentliche Leben einzutreten anfing; er rief Religion und Philosophie zu Hilfe, um ihm und Anderen zu beweisen, daß Armuth kein Unglück sei. Allein Frau Alice brauchte täglich Geld, wenn täglich gespeist werden sollte, und die Tischgesellschaft war ungemein groß; den unerbittlichen Forderungen der Frau standen nur sehr schwache

Hoffnungen und eine ungemein leichte Börse des Mannes gegenüber.

Der gute Thomas hatte es offenbar nicht gewagt, mit seiner Gattin zum Voraus über seinen bevorstehenden Sturz als Kanzler zu sprechen; erst nach geschehener Sache machte er ihr die Eröffnung in einer für beide Theile höchst charakteristischen Weise.

Er war mit seiner Entlassung in der Tasche eines Abends von London zurückgekommen. Der folgende Tag war ein Feiertag und Thomas ging mit seiner Frau zur Kirche, wie immer an Sonn- und Feiertagen, wenn er zu Hause war. Nach den Sitten jener Zeit hatten der Lordkanzler und seine Gemahlin ihre bestimmten, abgesonderten und zwar auch unter sich abgesonderten Plätze. Wenn die heilige Messe zu Ende war, entfernte sich der Kanzler zuerst und einer seiner Bedienten trat sodann an den Platz der Lady Alice, um ehrerbietigst zu melden, daß „Mylord" die Kirche verlassen habe, worauf sodann Frau Alice das Gleiche that. Am fraglichen Morgen näherte sich Thomas Morus selbst, mit der Mütze in der Hand, Haltung und Geberde seines eigenen Dieners nachahmend, unter tiefer Verbeugung dem Stuhle seiner Gemahlin und erklärte ihr mit satirischem Lächeln und komischer Feierlichkeit: „Der Herr Lord-Kanzler ist fort." Sie, die seit Jahren von der Kühnheit seiner witzigen Laune zu erzählen wußte, nahm die Sache nicht wichtig, sondern glaubte, es gelte nur einen satirischen Hieb gegen die Hanswurstiaden der Vornehmen im Gotteshause; sie erhob sich, ergriff den dargebotenen Arm des Gemahls, und schickte sich fröhlich zum Heimweg an. Erst unterwegs eröffnete der beginnende Dulder seiner Frau zu ihrem namenlosen Entsetzen, daß es mit dem Lord-Kanzler in der That und Wahrheit aus und vorüber sei, und daß auch sie aufgehört habe, etwas mehr in der Welt vorzustellen, als die rechtmäßige Ehefrau des Thomas Morus.

Der Schrecken dieser guten Frau war ohne Grenzen; denn

ihrem klaren, praktischen Blick enhüllte sich in einer einzigen Minute eine ganze, schwarze Zukunft von Sorgen und Kummer. Jetzt zeigte sich ja, wie sehr sie Recht gehabt hatte, als sie von Anfang an die Sicherung kommender Jahre und die Versorgung der Kinder im Auge zu behalten rieth; jetzt lag ihres Mannes unpraktisches Wesen und Treiben in seiner ganzen, angeblichen Haltlosigkeit vor ihren Augen da. Ihrer Gesinnung entsprachen die Worte, mit welchen sie die Mittheilung ihres Gemahls beantwortete, und in dieser nicht sehr angenehmen Unterhaltung kam das von Amt und Würden entlassene Ehepaar zu Hause an.

Morus wußte sich in dieser für ihn gewiß sehr schweren Stunde allerdings nur durch einen ziemlich schlechten Scherz zu helfen. Er tadelte seine Frau, daß sie diesen Morgen ihre Toilette sehr vernachlässigt habe, ein Punkt, an welchem ihm sonst gar nichts gelegen schien. Der Frau Alice hingegen schien gerade diese Frage, trotz aller Absetzung, noch immer sehr erheblich; sie rief ihre Töchter herbei, und bat sie, ihr nicht zu verschweigen, woran es eigentlich fehle. Als trotz aller Bemühung Niemand das geringste Versehen zu entdecken vermochte, brach der unerschütterliche Familienvater endlich in die Worte aus: „Ja, sehet Ihr denn nicht, daß Eurer Mutter Nase schief steht?"

Bei diesen Worten floh Alice von dannen.

Nachdem Morus in solcher Weise durch Scherz und Witz seine Familie vorbereitet und in die jetzt beginnende Sachlage eingeführt hatte, näherte auch er sich dem ganzen Ernst der zu lösenden Fragen. Seine erste Sorge war die für Diener und Gesinde. Er hatte, wir wissen es, dem Luxus seiner Zeit in diesem „Artikel" so wenig als möglich gehuldigt; allein dennoch handelte es sich um eine ziemliche Anzahl von Menschen, die ihm bisher gedient hatten und nun zunächst brodlos waren, wenn er sie nicht versorgte. Er rief alle zusammen und setzte ihnen die Sachlage auseinander; er bot ihnen seine angelegent-

lichste Vermittelung an, um anderweitige Anstellung zu erhalten, und obgleich Alle unter Thränen erklärten, daß sie lieber ihm unbesoldet, als einem Andern gegen Belohnung dienen wollten, so ließ doch Morus sich auf ein derartig haltloses Verhältniß nicht ein, sondern es gelang ihm, Allen, bis auf die letzte Person, passende Stellen zu verschaffen. Die Barke nebst den acht Bootsleuten, mit welchen er täglich die Fahrt von Chelsea nach London und zurück zu machen gewohnt war, ging im Wege des Geschenks auf seinen unwürdigen Nachfolger im Amte, Lord Audley, über. Der arme Spaßmacher Pattenson, das vertraute Mitglied der More'schen Familie, mußte gleichfalls der Noth dieser neuen Zeit als Opfer fallen; er fand Anstellung in gleicher Eigenschaft bei dem Herrn Lord=Mayor, zu deutsch „Oberbürgermeister" von London. Nachdem Morus diese niederen Regionen seines bisherigen ausgedehnten Haushalts mit all' der Menschenfreundlichkeit und Milde, die ihn auszeichnet, geordnet hatte, wendete er sich erst zu seinen Kindern und Kindskindern, und verkehrte mit ihnen, gleich als ob er sich bei ihnen Raths erholen wolle. Jetzt in der That handelte es sich darum, der schlimmsten Seite der Sache scharf und fest in's Auge zu blicken; das unbarmherzige Wort: „Trennung", es mußte ausgesprochen werden. Morus hatte bis jetzt die Familien seiner Schwiegersöhne und seines Sohnes, wie es scheint, ganz auf seine Rechnung bei sich unterhalten; und es scheint ferner, daß im festen Vertrauen auf die Stellung, das Glück und den Glanz des gefeierten Familienhauptes in diesem ganzen Kreise weder das Erwerben, noch das Sparen eine besonders hervorragende Rolle spielte.

An diese verwöhnten Lieblinge seines Herzens wendete sich nun Morus mit sanften Worten. Niemand wagte auf die Mittheilungen des verehrten Vaters und Großvaters ein Wort zu erwiedern; düstere Stille herrschte in dem sonst so fröhlichen Kreise.

„Weil Ihr also doch nicht reden wollt," fuhr Morus nach

der naiven Erzählung seines Schwiegersohns Roper fort, „so will ich Euch meines Herzens arme Meinung zeigen. Ich habe meine Jugendzeit in Oxford, in New-Inn und in Lincolns-Inn zugebracht, kam sodann an des Königs Hof und habe so alle Stufen von der untersten bis zur höchsten durchgemacht; dennoch ist mir jetzt an jährlicher Einnahme nicht mehr übrig geblieben, als etwa hundert Pfund; wir müssen folglich, wenn wir beisammen bleiben wollen, von jetzt an gegenseitig beisteuern. Ich rathe übrigens, bei diesem Versuch nicht alsogleich und urplötzlich zu der niedersten Stufe zurückzukehren; wir wollen uns nicht auferlegen, so zu leben, wie ich es in Oxford oder in New-Inn hatte. Wir wollen anfangen mit der Diät von Lincolns-Inn; vermögen wir das nicht durchzuführen, so steigen wir im folgenden Jahr um eine Stufe herab zu der Kost von New-Inn, mit welcher gar mancher rechtschaffene Mann sich begnügen muß; übersteigt auch das unsere Kräfte, dann lassen wir uns ein Jahr nachher auf den Standpunkt von Oxford herab, und im äußersten Falle gehen wir Alle miteinander betteln, singen das Salve Regina vor den Häusern, und setzen, auf Gott und gute Leute vertrauend, wenigstens diesen unsern Willen durch, daß wir beisammen bleiben."

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese, thatsächlich unbestreitbare, Anrede More's an seine Familie den schärfsten Tadel verdienen würde, wenn sie im Ernst gemeint gewesen wäre: allein so gut kannten die Seinigen ihren Vater schon, um unter seinem Scherz den tiefsten Schmerz, unter seiner Laune den bittern Ernst nicht zu verkennen; wenn einzelne moderne Schriftsteller hiezu nicht im Stande waren, so ist dieß eigentlich eine Schande.

Sein tieffühlendes und edles Herz mußte ja den Stachel der Trennung auf's Schmerzlichste empfinden; sein häusliches Daheim war ihm Alles in Allem gewesen, und namentlich zu dem Zwecke, um all' die Seinigen in ungewöhnlich weitem Sinn des Wortes bei sich zu behalten, hatte er die gewöhn-

lichsten Regeln der Klugheit und Vorsicht in Vermögensangelegenheiten außer Acht gesetzt; jetzt, wo die Stunde der Trennung gekommen war und alle die zärtlich Geliebten in sprachlosen Thränen ihn umstanden, da griff er zu der alten Waffe launigen Humors, um den Herzen, die brechen wollten im Uebermaß der Pein, ihre Spannkraft wiederzugeben zu weiterem Leben und Leiden. Vielleicht hat es von denen, die hier zusammenwirken in Schreiben und Lesen, mehr als Einer im Laufe seines Lebens ähnlich gemacht.

Die Seinigen, wie gesagt, verstanden ihn; all' seine Kinder bezogen eigene Wohnungen und ergriffen die geeigneten Erwerbszweige; nur von der Perle seines Herzens, von Margaretha nebst den Ihrigen, vermochte Morus sich auch jetzt noch nicht ganz zu trennen: sie schlugen ihre Wohnung in einem Nachbarhause auf.

Wenn unter diesen Umständen Thomas Morus in seiner Correspondenz mit Erasmus rühmt, „daß er mit ganzer Seele triumphire über die wiedererrungene Freiheit, daß er damit das Ideal seiner frühesten Kindheit und seiner besten Jugend- und Mannes-Jahre erreicht habe, nämlich frei von der harten Knechtschaft öffentlichen Dienstes einzig sich selbst und seinem Gott zu leben, und daß es ihm endlich durch Gottes Barmherzigkeit und des Königs Gnade gelungen sei, dieses hohe Ziel zu erreichen" — so muß ich, als Prosaiker des neunzehnten Jahrhunderts, offen gestehen, daß ich auf diese Redensart nicht sehr viel gebe.

Ein Minister oder Lordkanzler des sechszehnten Jahrhunderts, der bei gesundem Leibe seinen eigenen Sturz erlebte, mußte so sprechen, wenn er nicht von allen Seiten geradezu ausgelacht werden wollte; war er nun gar zugleich ein Mann von der hervorragenden classischen Bildung unseres Helden, so hätte er seine ganze literarische Reputation unwiderruflich und unrettbar eingebüßt, wenn er nicht bei der Gelegenheit den ganzen angelernten Apparat des Stoicismus in den schönsten Formen und Sätzen losgelegt hätte.

Also diese Dinge gehörten zur Mode: was er seinen Kindern gesagt hatte, das allein ist die Wahrheit.

Und zu dieser Wahrheit gehört es ferner, daß Morus anfing, sofort und mit unermüdlicher Anstrengung literarisch thätig zu sein. Die schwere Zeit war über England hereingebrochen, wo es Gefahr und Unehre, Leiden und Tod bringen konnte, wenn man katholisch und streng kirchlich war. Mit aller Majestät seines heroischen Geistes raffte Morus sich auf aus den leichteren geistigen Verirrungen seiner Jugendjahre; vergessen war mit einem Male aller heidnische Spuk der Utopia, und einzig nur die fromme, strenggläubige, aufopferungsvolle Vertheidigung der Kirchenlehre war von jetzt an der Zielpunkt seines Lebens und Wirkens.

Er selbst spricht sich hierüber mit der rührenden Naivetät der Wahrhaftigkeit aus. „Die goldene Mittelstraße des Lebens,“ sagt er, „ist das Begehrenswertheste aller Dinge. Ich lege größeren Werth auf mein kleines Haus, meine Familie, mein Studirzimmer und meine Bücher, nebst dem Frieden und der Seelenruhe, die aus Alledem entspringt, denn auf alle Paläste und Höfe der Welt. Auf höhere Früchte ist mein Sinn gerichtet: die Kinder meiner Muße sind es, mit denen ich mich beschäftigen und durch etliche Werke, die nicht abgeschrieben, sondern aus meinem Innersten hervorgegangen sind, für Wissenschaft und Wahrheit wirken will.“

Demzufolge wandte sich Morus der Ueberarbeitung und Vollendung mehrerer Werke zu, die er merkwürdiger Weise in der letzten Zeit seiner Amtsführung trotz aller inneren und äußeren Strapazen begonnen hatte. Sie sind ausschließlich der Vertheidigung der katholischen Lehre gegen die protestantischen Irrthümer, Entstellungen und Verleumdungen jener Zeit gewidmet, und man kann sie weder gerecht, noch billig beurtheilen, wenn man sich nicht vollständig auf den Standpunkt des sechszehnten Jahrhunderts stellt, aus dessen Geist sie hervorgegangen, in dessen herben und schneidigen

Formen sie gehalten sind. Doch auch hievon gibt es rühmliche Ausnahmen in gar vielen Stellen, wo nur der Geist milder, christlicher Liebe, ernsten und unparteiischen Strebens nach der Wahrheit, und beinahe priesterlicher Sorge für das Heil der Seelen waltet.

Hierher gehören mehrere Werke über die katholische Lehre von den Sacramenten, namentlich vom heiligsten Altarssacrament, und ein größeres Buch, „Apologie" betitelt, sowie ein Brief an den später in den Flammen gestorbenen Sectirer Frith, ebenfalls über das Sacrament des Altars.

Aus dieser Lebensperiode More's stammen auch mehrere verurtheilende Aussprüche des von jeder irdischen Eitelkeit sich immer mehr losschälenden Mannes über seine eigene „Utopia". Unter Anderem äußerte er geradezu, man hätte mit diesem Buche nichts Besseres anfangen können, als es zu verbrennen bis auf das letzte Exemplar. So unrichtig nun diese letztere Behauptung aus gar vielen Gründen ist, so enthält sie doch gewiß einen schwerwiegenden Grund für meine weiter oben entwickelte Auffassung des Werkes und der in ihm enthaltenen Irrthümer.

Allein die zurückgezogene Beschäftigung mit Wissenschaft und Wahrheit hinderte unsern stillen Denker nicht, die Vorgänge des Tages mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und mit ahnungsvollem Scharfsinn zu beurtheilen. Der Sturm war noch immer nicht ausgebrochen, aber alle Vorzeichen kündeten ihn mit zunehmender Gewißheit an. Und daß dieser Sturm an ihm nicht sanft vorübergehen werde, das fühlte und wußte Morus so sicher, daß er unter Anderem schon jetzt seine eigene Grabschrift niederschrieb.

Diese Grabschrift ist später wirklich in der Pfarrkirche von Chelsea angebracht worden und Morus hat sich in einem Brief an Erasmus darüber ausgesprochen, daß es ihm mit derselben keineswegs um ein müßiges Spiel zu thun war, sondern um die ernsthafte Feststellung der geschichtlichen Wahrheit. Das

Epitaph zählt die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in monumentaler Kürze auf, und schließt mit der Bitte um des Lesers Gebet, „auf daß er (d. h. Morus) die Ankunft des Todes nicht mit Furcht und Schrecken aufnehmen, sondern ihm fröhlich entgegensehen möge um der Liebe Jesu Christi willen, durch welche der Tod aufgehört hat, etwas Anderes zu sein, als das Durchgangsthor zu einem glücklicheren Dasein". Auch findet sich hier jene berühmte, vielumstrittene Stelle, in welcher Morus als diejenigen Menschenklassen, denen er ein strenger Richter gewesen sei, die „Diebe, Mörder und Ketzer" bezeichnet. In der Pfarrkirche selbst wurde allerdings gerade für das Wort „Ketzer" ein leerer Raum gelassen oder dieses Wort später wiederum ausgetilgt; allein es besteht kein Zweifel darüber, daß es in More's Entwurf stand, und ich habe schon weiter oben darauf hingewiesen, daß er mit Recht und mit Wahrhaftigkeit also von sich selbst gesprochen hat.

Während Morus auf der einen Seite sich oft als einen höchst scharfsichtigen Beobachter der damaligen Zustände Englands zeigt, gibt er uns auf der andern Seite in seiner stets wachsenden Frömmigkeit Beweise einer staunenswerthen, wahrhaft kindlichen Naivetät. So erhielt er kurz nach seiner Entlassung in seiner stillen Einsamkeit den Besuch von Heinrichs Günstling und Geheim-Secretär Thomas Cromwell. Dieser Mann hatte den König vollständig durchblickt. Unter dem Vorwande der mancherlei wirklich bestehenden Mißbräuche kam er dem geheimen Wunsche des Monarchen entgegen, der auf nichts Anderes gerichtet war, als auf furchtbare Rache an dem Haupte und an den Dienern der Kirche wegen des beharrlichen Widerstandes gegen die Befriedigung seines leidenschaftlichen Wunsches. Selbst mit der Kirche zerfallen in Folge seiner bösen Triebe und seines schlimmen Herzens, scheute Cromwell kein Mittel, welches zur Befestigung seines Einflusses, zur Vernichtung des bisherigen kirchlichen Zustandes dienen konnte. Und diesem Mann gegenüber, neben welchem er schon längere Zeit sein Kanzleramt

hatte bekleiden müssen, wagte Morus bei der erwähnten Veranlassung den wirklich wunderbar naiven Rath, „er möge sich als ein treuer Diener und würdiger Rathgeber des Königs erweisen, ihn nicht zum Mißbrauch seiner königlichen Gewalt durch Schmeichelei verleiten und ihm stets nur sagen, was zu thun seine Pflicht sei, keineswegs aber, was zu thun er die Macht habe. Denn," fügte Morus in unvorsichtigster Weise hinzu, „wer vermag den Löwen zu bändigen, der sich seiner Stärke bewußt ist!" So erzählt Roper, More's Schwiegersohn, und es liegt kein Grund vor, an der Wahrheit seiner Aussage zu zweifeln.

Inzwischen schritt Heinrich VIII. mit wachsendem Ungestüm vorwärts in den beiden großen Fragen des Tages: der Scheidung von Katharina und der Uebertragung der höchsten kirchlichen Gewalt in England vom Papste auf den König. Es läßt sich vielleicht bezweifeln, ob Papst Clemens VII. richtig gehandelt hat, indem er die endliche Aburtheilung der Ehescheidungsfrage so lange hinauszog; kein Zweifel aber ist möglich darüber, daß das Haupt der katholischen Kirche richtig und gerecht geurtheilt hat, und daß der heilige Vater lieber den Kampf mit dem englischen Despoten bis auf's Aeußerste aufnahm, ja daß er lieber die ungeheure Verantwortlichkeit des Verlustes eines ganzen Königreichs mit all' seinen Millionen unsterblicher Seelen auf Jahrhunderte hinaus sich aufbürdete, als daß er im Namen der Kirche Gottes das Unrecht zu Recht gestempelt hätte, das einem schwergekränkten Weib und in ihrer Person dem heiligen Sacrament der Ehe geschehen war.

Heinrich VIII. war bereits zu weit gegangen, als daß Zögern noch hätte nützen können, und selbst wenn er noch nicht so weit gewesen wäre, so war er doch fest und grimmig entschlossen bis auf's Aeußerste. Er hatte die Königin förmlich aus dem Palast verstoßen und ihr einen Aufenthaltsort seiner, nicht ihrer Wahl angewiesen; er hatte im September 1532 Anna Boleyn zur Markgräfin von Pembroke erhoben und am 25. Januar

1533 ließ er sich heimlich mit ihr trauen; Cranmer, der sich zur Weihe dieser Handlung hergegeben hatte, wurde nach dem Tode des altehrwürdigen Warham zum Erzbischof von Canterbury ernannt, und von diesem Augenblick an hatte der König ein jederzeit gefügiges Werkzeug, mittelst dessen er in seinen traurigen und schmachvollen Eheangelegenheiten anfangen konnte, was ihm nur immer beliebte. Denn Cranmer fand keinen Anstand, am nämlichen Tage seiner Investitur dem heiligen Vater in Rom den Eid des Gehorsams zu leisten und „privatim" gegen diesen Eid zu protestiren.

Dieser Mann also nahm im steten Einvernehmen mit Thomas Cromwell die Ehescheidungssache in seine Hand.

Zuerst machte er dem König in einem heuchlerischen Hirtenschreiben Vorwürfe darüber, daß er, zum größten Aergernisse seiner getreuen Unterthanen, so ungebührlich lange Zeit in der unerlaubten und nichtigen Ehe mit Katharina von Aragonien verharre; er erklärte seinen festen Entschluß, das Aergerniß nicht länger fortdauern zu lassen, koste es nun, was es wolle. Zu diesem Zwecke forderte er den König, den Kläger im Scheidungs-Processe, auf, ihn, den Erzbischof und Primas von England, zur Fällung eines endgiltigen Urtheils in der Sache zu ermächtigen. Natürlich wußte Heinrich VIII. einem so wohlbegründeten Begehren Nichts entgegenzusetzen; am 20. Mai 1533 wurde der erzbischöfliche Gerichtshof feierlich eröffnet. Die unglückliche Königin Katharina war vorgeladen worden; sie hatte diese Zumuthung mit ächt königlicher Würde und mit spanischem Stolze zurückgewiesen, sie wurde als „ungehorsam" mit ihren Einreden und Vorträgen ausgeschlossen, und drei Tage später wurde das erzbischöfliche Endurtheil verkündet. Es lautete dahin, daß ihre Ehe mit dem König von England von allem Anfang an ungiltig und nichtig gewesen sei. Wiederum einige Tage später wurde die schon vier Monate vor der Nichtigkeitserklärung eingegangene Ehe mit Anna Boleyn nachträglich als erlaubt und von Anfang an zu Recht bestehend erklärt. Cranmer

forderte nunmehr den König auf, sich diesen Urtheilen mit christlicher Ergebung zu fügen. Heinrich VIII. gehorchte seinem Primas, und zwei Tage nachher wurde Anna Boleyn mit Entfaltung außerordentlicher Pracht und Herrlichkeit als Königin von England gekrönt.

Jetzt erst — zu spät — faßte man die ganze Angelegenheit auch in Rom mit Kraft und Entschlossenheit an: man hätte ein päpstliches Urtheil als Thatsache hinstellen können, bevor König Heinrich VIII. im Stande war, seinem leicht zu betrügenden und durch die beständige Unsicherheit der Thronfolge ernstlich beunruhigten Volke ein Urtheil des ersten englischen Kirchenfürsten vorzuweisen. Indessen that man, was noch geschehen konnte: es wurde die thatsächliche Trennung der neuen „Ehe" anbefohlen, die Parteien wurden nach Rom vorgeladen, jeder Ungehorsam mit Excommunication bedroht, und schließlich durch päpstliches Endurtheil die Ehe mit Katharina als erlaubt, gesetzmäßig und zu Recht bestehend erklärt, auch dem Könige anbefohlen, sein rechtmäßiges Weib wieder zu sich zu nehmen.

Allein das Alles geschah keineswegs mit der Schnelligkeit, mit welcher ich es hier erzähle; der heilige Vater brauchte vielmehr, nachdem Cranmers Unthat und Justizmord verübt war, noch volle zehn Monate bis zu seinem Endurtheil.

In dieser Zwischenzeit hatte Heinrich auch die zweite, noch wichtigere Frage thatsächlich gelöst: die Trennung Englands von der Gemeinschaft der katholischen Kirche und ihres rechtmäßigen Oberhauptes war durch den König unter Mitwirkung einer sklavischen Volksvertretung vollzogen worden. Cromwell leitete die Sache.

Zuerst ward die bedingte Anerkennung der königlichen Obergewalt über die Kirche, welche man dem Clerus unter dem Vorwand des „praemunire" abgepreßt hatte, in ein Gesetz umgewandelt, welches die frühere Beschränkung hinwegließ; sodann wurde die päpstliche Bestätigung der königlichen Bischofsernen-

nungen für abgeschafft erklärt, so daß die englischen Bischöfe von jetzt an ihre Amtsgewalt und Gerichtsbarkeit ausschließlich und allein von dem weltlichen Herrscher empfingen und während einer kurzen Parlamentssitzung ohne jeglichen Widerstand die päpstlichen Rechte über die englische Kirche vollständig vernichtet waren.

Nur eine einzige Stimme ließ sich vernehmen zu Gunsten der katholischen Einheit; es war die Stimme des an Körper alten und schwachen, an Geist und Charakter großen und herrlichen Bischofs John Fisher von Rochester. Wie er früher zur Zeit des „praemunire" in der Versammlung des englischen Clerus das Wort geführt hatte gegen die ersten Zumuthungen von Anerkennung einer weltlichen Obergewalt über das Reich Gottes, so stand er jetzt allein im Parlamente da, um mit seiner vor Alter und körperlicher Abtödtung zitternden Stimme feierlich Verwahrung einzulegen gegen die Vollendung des willkürlich und gewaltsam begonnenen und durchgeführten Werkes. Allein machtlos verhallte diese schwache Stimme im Getümmel niedriger Leidenschaften, in der Finsterniß und Nacht des Irrthums, und im Gedränge sklavischer Schmeichler und theils pflichtvergessener, theils unwissender Volksvertreter; es ward feierlich ausgesprochen, daß der Herr der Kirche in England einzig und allein der König sei.

Während dieser ganzen Zeit blieb Thomas Morus still und einsam bei seinen Büchern in Chelsea; gegen ihn persönlich war noch Nichts geschehen, das katholische Dogma selbst und unmittelbar war noch nicht angegriffen, und so konnte er, der ja die Befreiung von allen öffentlichen Geschäften so angelegentlich verlangt hatte, mit bestem Gewissen schweigen und sich auf die Vertheidigung der kirchlichen Lehre beschränken; mehr wäre unklug, sogar ungerechtfertigt gewesen.

Jetzt aber kamen die Eide.

More's durch Einsamkeit, Betrachtung und Ergebung gesteigerter Scharfsinn hatte das Herankommen dieser furchtbaren,

aber folgerichtigen Nothwendigkeit schon längst geahnt. König Heinrich war fest entschlossen, sowohl die Rechtmäßigkeit und das Thronfolgerecht seiner mit Anna erzeugten Kinder, als auch seine neu angemaßte Stellung in der Kirche gegen jeden Widerspruch und um jeden Preis sicher zu stellen. Es war fraglich, ob dieß gelingen konnte; zweifellos war, daß es nur gelingen konnte, indem man sich auch die Gewissen, nicht nur die Handlungen der Unterthanen dienstbar machte.

Morus selbst wurde bereits, trotz seiner äußersten Zurückgezogenheit, zu Anna's Krönungsfeier eingeladen. Drei Bischöfe verfügten sich zu ihm nach Chelsea, um ihm des Königs zudringliche und nach allem Vorausgegangenen wahrhaft grausame Einladung zu überbringen; ja, sie brachten ihm — bezeichnend genug für seine Vermögenslage — zwanzig Pfund Sterling, um sich eine für die Festlichkeit passende Kleidung anzuschaffen. More lehnte nicht nur die Einladung ab, wodurch er Anna's Haß und Erbitterung auf das Höchste steigerte, sondern er war unklug genug, den Bischöfen zu sagen: „Eure Herrlichkeiten mögen auf der Hut sein; denn es gibt Leute, welche anfänglich Sie bestimmen, der Krönung beizuwohnen; demnächst aber werden sie Euch bewegen, diese Heirath von der Kanzel herab zu preisen, und schließlich wird man Eure Herrlichkeiten nöthigen, zur Vertheidigung derselben Bücher zu schreiben." Es ist leicht begreiflich, daß derartige Aeußerungen zur Kenntniß des Königs und Anna's kamen; auch Morus mußte dieß einsehen; allein er scheint sich schon damals für unter allen Umständen rettungslos verloren gehalten zu haben.

Seinem Schwiegersohn Roper gegenüber sprach er sich geradezu dahin aus: „Gott verhüte, daß diese Dinge nicht binnen kurzer Zeit mit Eiden bekräftigt werden müssen." Er selbst erzählt uns, wie er um diese Zeit gar manche Nächte schlaflos, in Gebet und schwerem Seelenkampfe zugebracht habe, um sich vorzubereiten und zu stärken für die herankommende Zeit der Trübsal und härtesten Prüfung. Jetzt mochte er mit

bitterem Seelenschmerz empfinden, was es heißt, auch für Glück und Leben Anderer verantwortlich zu sein, für die man vielleicht rechtzeitig hätte sorgen können, aber nicht gesorgt hat. Schon sah er im Geiste sich selbst im Gefängniß und auf dem Schaffot, die Seinigen aber der Verfolgung, dem Mangel und Elend preisgegeben. Und doch wäre jetzt noch eine Flucht möglich gewesen, wenn er vor Jahren daran gedacht hätte, die Mittel zu diesem und zu andern Zwecken zu ersparen. Doch er überwand jede Schwachheit und immer reiner und glänzender strahlte in seiner hohen Seele die selbstlose, von allen Geschöpfen abgewandte Liebe zu Gott, und die hingebende Aufopferung für die Sache Gottes.

Die ersten Zeichen der herannahenden Verfolgung gegen Morus bezogen sich indessen nicht auf die großen politischen und kirchlichen Fragen des Tages, sondern sie erhielten Form und Vorwand durch nachträgliche Anklagen wegen seiner Amtsführung als Lordkanzler von England. Noch vor nicht langer Zeit hatte er in einem Briefe an Erasmus mit einer großen Selbstbefriedigung davon gesprochen, daß Niemand es habe wagen können, ihn der verletzten Amtspflicht oder gar der Bestechlichkeit zu beschuldigen, die gerade um jene Zeit in England gang und gäbe war.

Jetzt änderte sich die Sache: der gemeine Troß der Menschen hatte „Lunte gerochen", daß dieser Mann nicht mehr in Gunst stand da, woher Macht, Einfluß, Geld und Gut strömte; von diesem Augenblicke an fehlte es nicht an Beschwerden, Klagen und Beschuldigungen. Glücklicher Weise zeigten die eingeleiteten Untersuchungen jeweils More's Amtstreue und Unbestechlichkeit im schönsten Lichte, während die Anklagen in ihrer ganzen gehässigen Erlogenheit dastanden.

So klagte beispielsweise ein gewisser Parnell, angestiftet durch den Lord Wiltshire, Königin Anna's Vater, der frühere Kanzler habe sich in einem Processe, den Parnell mit einem gewissen Vaughan gehabt und durch Richterspruch verloren

habe, durch Vaughans Frau mittelst eines silbernen, vergoldeten Pokals bestechen lassen. Wiltshire schämte sich nicht, in der Verhandlung gegen Morus den Vorsitz über den geheimen Rath zu führen, und als der edle Angeklagte ruhig zugestand, beträchtliche Zeit nach der fraglichen Urtheilsfällung einen ihm durch Frau Vaughan überreichten Pokal angenommen zu haben, da funkelten die Augen des Vorsitzenden vor teuflischer Freude, und er wußte sich so wenig zu beherrschen, daß er seinen Mitrichtern gegenüber in die Worte ausbrach: „Sagte ich es Euch nicht, die Anklage werde sich als wohl begründet erweisen?"

Morus jedoch bat mit der gleichen unerschütterlichen Ruhe um weiteres Gehör für die zweite Hälfte der Geschichte und erzählte: Auf vieles Bitten habe er allerdings den Pokal der Dame abgenommen und ihn unverzüglich durch einen seiner Diener mit Wein füllen lassen. Alsdann habe er — wie es Sitte der Zeit war — auf die Gesundheit der Dame getrunken, und nachdem sie ihm Bescheid gethan, ihr denselben Pokal wieder gegeben, um ihn ihrem Gemahl als Neujahrsgeschenk zu überreichen; sie habe ihn nach einigem Widerstreben angenommen und wieder fortgetragen. Glücklicher Weise waren bei dem Vorgang außer Frau Vaughan mehrere ganz unparteiische Zeugen zugegen gewesen, die More's Erzählung bestätigten und so die böse Freude seiner Feinde zu Schanden machten.

Noch zwei andere, kurz erzählte Fälle ähnlicher Art.

Eine Wittwe Croker hatte durch More's Urtheilsspruch obgesiegt in einem Rechtsstreite gegen den mächtigen Lord Arundel. Um dem Richter ihre Dankbarkeit zu zeigen, überreichte sie ihm als Neujahrsgeschenk ein Paar Handschuhe, in welchen jedoch achtzig Goldstücke — man nannte sie damals nach ihrem Gepräge „Engel" — verborgen waren. Morus nahm die Handschuhe an und gab der Ueberbringerin das Gold zurück mit den Worten: „Es wäre unhöflich, das Geschenk einer Dame zurückzuweisen; nur die Fütterung kann ich schlechterdings nicht behalten." Dabei blieb es.

Ein gewisser Gresham endlich, der ebenfalls eine Rechtssache unter More's Leitung gewonnen hatte, schickte ihm zum neuen Jahre einen schönen goldenen Pokal. Morus schickte ihm sofort durch den Ueberbringer einen anderen und zwar einen zweifellos werthvolleren Pokal als Gegengeschenk.

Als More's Feinde einsahen, daß er auf dem Gebiete seiner früheren Amtsführung, wie überhaupt auf dem Gebiete der Moralität, vollständig unangreifbar sei, da traten sie mit ihren gegen ihn gerichteten Anschlägen den gefährlichen Fragen der Tagespolitik näher.

Gleich nach Cranmers Ehescheidungs-Urtheil gegen Königin Katharina war zur Rechtfertigung derselben eine officiöse, fast officielle Broschüre, die vom geheimen Rathe selbst ausging, veröffentlicht worden. Es war eine anonyme, wahrscheinlich gute und gründliche Beantwortung und Widerlegung derselben erschienen, und Morus wurde nun als Verfasser dieser letzteren bezeichnet. Zu einer förmlichen Anklage kam es zwar nicht, allein Morus sah sich gleichwohl genöthigt, in einem Briefe an Thomas Cromwell — d. h. an den König — ausdrücklich und feierlich zu betheuern, daß er nicht nur der Verfasser der fraglichen Schrift nicht sei, sondern auch niemals nur ein Wort in der Ehescheidungsfrage schreiben werde.

Als auch dieser Versuch mißlungen war, da erfolgte ein neuer Angriff, und dießmal leider mit etwas mehr Grund und Erfolg, im Zusammenhange mit der Geschichte der „heiligen Nonne von Kent", der zu Canterbury wohnhaften Betschwester und religiösen Schwindlerin Elisabeth Barton.

In Zeiten religiöser Aufregung und kirchlich-politischer Kämpfe fehlt es bekanntlich nie an außerordentlichen Erscheinungen, Vorkommnissen und Personen, welche theils einfach dem Gebiete des Betruges angehören, theils auf krankhafter Selbsttäuschung beruhen, theils aber auch übernatürlichen, heiligen und göttlichen Ursprungs sind. Die Unterscheidung und das Urtheil in diesen Fragen steht der Kirche und ihr allein

zu; da, wo sie nicht in günstigem Sinn gesprochen hat, bleibt der besonnene, vernünftige Mann einfach weg.

Dieser Regel, gegen welche äußerst wenig einzuwenden sein dürfte, hatte Thomas Morus im fraglichen Falle jedenfalls nicht vollständig entsprechend gehandelt, was mit seiner gesteigerten, ascetisch gereizten und dem Trüben, Aengstlichen zugeneigten Frömmigkeit zusammenhing.

Elisabeth Barton war ein Landmädchen aus Aldington bei Kent, ursprünglich rein und fromm, aber nervenkrank und hysterischen Zufällen unterworfen, welche bei der unbezweifelten Tugend und Religiosität der Kranken von ihrer Umgebung als die ersten Anzeichen beginnender Heiligkeit und übernatürlicher Einwirkung aufgefaßt wurden. Bald redete man auch von ihrer Gabe der Weissagung, und die Geistlichkeit, ohnehin von allen Seiten gehetzt und theils durch Verfolgung, theils durch eigene Gebrechen an der reinen, von Aberglauben und Tagesleidenschaft freien Ausübung ihres hohen und heiligen Berufes vielfach gehindert, ließ sich nur allzu leicht durch die aufsteigenden Nebel der Träumerei täuschen. Das arme Mädchen wurde Nonne im Kloster zum heiligen Grab von Canterbury, und von dieser Zeit an beschäftigten sich ihre Visionen leider auch mit den Tagesfragen, über welche ihr jedes Urtheil natürlich fehlen mußte.

Sie verkündete dem König, daß er im Falle der Scheidung innerhalb eines halben Jahres sterben müsse. Heinrich war nicht der Mann, sich auf diesem Wege schrecken zu lassen, und die etwaigen Anstifter der Nonne haben ihn sehr schlecht gekannt: er heirathete Anna und blieb vorerst am Leben. Die Nonne verkündete auch, daß Katharina's Tochter Maria nach des Königs Ableben den Thron besteigen werde, und es ist sehr leicht einzusehen, daß ihre Prophezeiungen ganz unschuldig daran sind, wenn diese Thatsache späterhin wirklich eingetroffen ist. Begreiflicher Weise war der König wüthend, aber er mußte sich Zwang anzuthun und wartete, bis der angekündigte Zeit-

punkt seines Todes glücklich vorüber war; dann aber brach das Ungewitter los. Dieß geschah um so schonungsloser, als die arme Klosterfrau sich natürlich auch in die reformatorischen oder vielmehr revolutionären Bewegungen innerhalb der englischen Landeskirche eingemischt und gegen alle Beförderer der neuen Lehre bis zum höchsten Rang hinauf in einer Weise Partei genommen und Gottes Gericht über sie herabgerufen hatte, die jedenfalls ihre Aufgabe nicht war.

Das arme, beklagenswerthe Opfer büßte nach reumüthigem Geständniß ihre unbewußten und späterhin bewußten Täuschungen im April 1534 mit dem Tode; aber Heinrich war mit ihrer Hinrichtung und mit derjenigen ihrer angeblichen Verführer nicht zufrieden.

Er dehnte seine Verfolgungsmaßregeln aus auf diejenigen, welche um das Treiben der armen Nonne gewußt und es nicht angezeigt hätten; diese sollten angeklagt werden wegen Verhehlung oder Begünstigung des Hochverraths, und dieser Streich war gerichtet gegen Bischof Fisher und gegen Thomas Morus.

In der That hatte Fisher, der sonst so herrliche Mann, erfüllt von seiner eigenen Reinheit und von der Unmöglichkeit, über Andere Böses zu denken, den Eingebungen der Nonne Glauben geschenkt und ihr sogar gerathen, eine Privataudienz beim Könige zu verlangen. Das war nach Gestalt der Umstände ein verzweifelt naiver Rath.

Sodann war Elisabeth Barton auch in persönliche Beziehungen zu Morus gerathen, und diese bestanden nach seiner an Thomas Cromwell gerichteten, durchaus glaubwürdigen Erzählung in Folgendem:

Schon acht Jahre vorher hatte Morus von der Nonne gehört; der König selbst hatte ihn um seine Meinung gefragt über die ihm mitgetheilten, damaligen Weissagungen der Kranken. More's Ansicht ging um jene Zeit dahin, daß die Aeußerungen des ungebildeten Mädchens füglich auf ihrer eigenen Erfindung beruhen könnten; ein Urtheil über wunderbare oder

übernatürliche Einwirkungen auf sie hielt er für unstatthaft. Später habe er gehört, daß sie bei Wolsey und sogar bei dem Könige selbst Zutritt gefunden habe. Ein Pater Risby, der einmal bei Morus übernachtete, theilte ihm unter großen Lobeserhebungen mit, daß die heiligmäßige Nonne angefangen habe, sich mit des Königs Ehescheidung zu beschäftigen. Morus war natürlich gescheidt genug, diese Thorheit entschieden zu mißbilligen, und als einige Monate später ein anderer Pater, Rich, der ebenfalls in aller Leute Angelegenheiten seine Nase zu stecken den Beruf fühlte, abermals bei Morus anklopfte, war dieser noch besonnen genug, von der Sache nichts hören zu wollen. Und in der That, es gibt kaum etwas Traurigeres, als einen Mann, zumal einen Staatsmann, der sich zum Werkzeug von dummem Betschwesternklatsch mißbrauchen läßt.

Als nun aber Morus eines Tages im Kloster Sion zu Canterbury Besuch machte, ließen ihm die dortigen Patres keine Ruhe; er mußte die persönliche Bekanntschaft der „heiligen Magd von Kent" machen, und der größte Mann Englands, fähig zu jeder größten Leistung und zu jeder höchsten Tugend, unterlag einer äußerst unschuldigen und harmlosen, aber seiner nicht würdigen Kinderei.

Thomas Morus und Elisabeth Barton kamen unter vier Augen zusammen in einer kleinen Kapelle. Er selbst erzählt: „Ich sagte ihr, daß ich nicht aus Neugierde, sondern um des Rufes ihrer Frömmigkeit willen ihre Bekanntschaft gesucht habe. Ihre Antwort war bescheiden und demüthig. Dieß nahm mich mehr für sie ein, als alle Wunder, die man von ihr erzählte. Ueber des Königs Ehescheidungsangelegenheit wurde kein Wort gesprochen. Schließlich gab ich ihr einen Doppel-Dukaten, bat sie, mich in ihr Gebet einzuschließen, und habe sie seither nicht mehr gesehen, nachdem ich sie damals mit dem Gefühle höchster Achtung verlassen hatte."

Dagegen hat Morus noch einen Brief an die Nonne geschrieben, und auch diese Urkunde beweist ebenso sehr seine naive

Frömmigkeit, wie seine dunkle Ahnung von dem Unheimlichen und Verhängnißvollen, das in der ganzen Geschichte lag. Morus ermahnt nämlich in diesem Briefe das Mädchen, sich nicht zu irgend welchen Aeußerungen über politische Angelegenheiten verführen zu lassen: dadurch werde Unheil herbeigeführt und die Religion entheiligt; Gott möge sie bewahren, daß sie mit Niemanden, am allerwenigsten mit hochgestellten Personen, über Dinge rede, welche die Angelegenheiten des Souveräns oder den Zustand des Königreichs betreffen. Sie möge sich beschränken auf das, was ihrem eigenen und dem Seelenheil ihrer Nebenmenschen dienlich sei.

Sie dankte ihm für seine Ermahnung und that das Gegentheil davon.

Trotz alledem wurden Fisher und More in der That wegen Begünstigung des Hochverraths unter Anklage gestellt, nachdem einmal der Thatbestand des vollendeten Hochverraths in letzter Zeit durch eine Parlaments-Acte ausgedehnt worden war auf alle diejenigen, welche „Uebles sprechen über des Königs Heirath mit Königin Anna“.

Fisher trat, seinem ganzen Wesen entsprechend, mit einer ruhigen und rücksichtslosen Offenheit auf, die seine Verurtheilung zu einer Geldbuße von dreihundert Pfund Sterling nach sich zog. Morus, im Bewußtsein seiner Unschuld gegenüber dem Strafgesetz, wenn auch nicht seiner Klugheit gegenüber den Rücksichten und Geboten der Politik, verlangte in Gemäßheit der bestehenden Gesetze, sich persönlich vor dem Hause der Lords gegen die von diesem ausgegangene Anklage-Acte vertheidigen zu dürfen. Dieser Vorschlag einer öffentlichen Verhandlung war dem König um so mißfälliger, als bei More's großem persönlichem Ansehen davon nur das Schlimmste zu befürchten war.

Es wurde deßhalb eine Commission in den Personen des Erzbischofs Cranmer, des Herzogs von Norfolk, des Lordkanzlers Audley, unter dem Vorsitz von Thomas Cromwell, aufgestellt, um Morus zu verhören.

Dieses Verhör nahm einen höchst überraschenden Verlauf, aus welchem sich die ganze Sehnsucht des Königs nach einer Zustimmung dieses einzigen Mannes zu seiner neuen Ehe klar erkennen läßt. Die Herren empfingen den früheren Kanzler mit großer Freundlichkeit und luden ihn ein, bei ihnen Platz zu nehmen, was er jedoch — als Angeschuldigter — ablehnte. Lord Audley ergriff hierauf das Wort, nicht etwa, um auf den Gegenstand der Beschuldigung — die Nonne von Kent — überzugehen, sondern um mit großer Ausführlichkeit zu erörtern, wie große Gnade und wie reichliches Wohlwollen der König stets gegen Morus bewiesen habe, und daß Seine Majestät geneigt sei, ihn wieder in den Staatsdienst zu berufen und zu noch höheren Würden zu erheben. Nur möge er endlich sich nicht länger weigern, der von dem Parlament, der hohen Geistlichkeit und so vielen Hochschulen Europa's gebilligten Ehescheidung auch seinerseits ausdrücklich seine Zustimmung zu geben.

Morus entgegnete: Die hohe Gunst und die zahlreichen Wohlthaten seines Monarchen erkenne er mit dankbarem Herzen an; was aber die Ehescheidungsfrage betreffe, so habe Seine Majestät selbst ihm wiederholt zu versprechen geruht, daß er mit diesem Gegenstand nie mehr beunruhigt werden solle. Er würde es mit Vergnügen aussprechen, wenn er seither einen Grund gefunden hätte, seine frühere Meinung zu ändern; allein dieß sei nicht der Fall.

Auf diese Antwort hin zogen die Herren andere Saiten auf. Sie hätten ihm, so sprachen sie, auf des Königs Befehl zu eröffnen, daß er der undankbarste und treuloseste aller Unterthanen sei; namentlich sei er es, der durch seine arglistigen Schliche und Vorspiegelungen den König verleitet habe, ein Buch — jenes gegen Luther — über Vertheidigung der sieben Sacramente und der päpstlichen Gewalt in der Kirche zu schreiben, ein Buch, durch welches er dem Papst in seinem jetzigen Kampfe gegen den König ein schneidiges Schwert in die Hand gegeben habe.

Das war nun ein Gegenstand, bei welchem Morus ein so gutes Gewissen hatte, wie bei irgend einem andern. In der ganzen Würde seiner beleidigten Ehre richtete er sich auf und erklärte den Herren:

„Alle diese Drohungen mögen Kinder erschrecken, nicht mich. Ich bin fest überzeugt, daß Seine Majestät das fragliche Buch niemals mir zur Last legen wird. Denn es lebt Niemand auf Erden, der gegen eine solche Beschuldigung mich besser und gründlicher vertheidigen könnte, als gerade der König selbst. Er weiß am besten, daß ich bei seinem Werke weder Anstifter noch Rathgeber war; erst nachdem es vollendet war, habe ich auf seinen Befehl die Auswahl und Anordnung der einzelnen Gegenstände besorgt. Dabei fand ich über das Ansehen und die Vollgewalt des Papstes so starke Ausdrücke, daß ich den König darauf aufmerksam machte, wie der Papst eben auch ein Fürst sei, gleich allen übrigen christlichen Monarchen. Nun könne es sich so treffen, daß einmal Papst und König in einzelnen Punkten verschiedener Ansicht wären, und daß darob ein Bruch der Freundschaft zwischen Beiden möglich würde. Mit Rücksicht auf solche Fälle beantragte ich, eine gewisse Stelle in des Königs Buch abzuändern und die päpstliche Autorität mit größerer Vorsicht zu besprechen. Aber der König wollte nichts davon wissen und sagte: ‚Nein, wir sind dem heiligen Stuhle zu Rom so sehr verpflichtet, daß wir ihm unmöglich zu viel Ehre erweisen können.‘ Ich erinnerte den König damals ferner an unser Gesetz ‚praemunire‘, durch welches ein guter Theil der päpstlichen Autorität für England aufgehoben sei. Er entgegnete mir: ‚Ungeachtet aller Hindernisse wollen wir das Ansehen des heiligen Stuhles auf den höchsten Grad erheben; denn von diesem heiligen Stuhle haben wir unsere kaiserliche Krone erhalten‘, ein Wort, das ich nie in meinem Leben gehört hatte, bevor ich es aus des Königs eigenem Munde vernahm. Ich bin fest überzeugt, daß der König in Erwägung aller dieser Umstände mir nie mehr einen Vorwurf wegen seines Buches machen wird.“

Nachdem die Commission durch diese Antwort ihrer eigenen Verlogenheit gründlich überführt war, entließ sie den Beschuldigten mit allen Zeichen größter Unzufriedenheit, ohne daß über die Nonne von Kent auch nur ein Wort verloren wurde.

Frohen Herzens und gehobenen Geistes fuhr Morus mit seinem Schwiegersohn Roper in einem Boot nach Chelsea zurück. Roper hatte ihn nach London begleitet und unterwegs sein Mögliches gethan, um seinen Schwiegervater zu bestimmen, daß er die Lords demüthig und bittweise angehen möge, seinen Namen aus der Anklage-Acte zu streichen. Als er nun auf der Rückfahrt die große Heiterkeit und auffallende Zufriedenheit seines Schwiegervaters bemerkte, hoffte er zuversichtlich, sein Rath sei befolgt worden, wagte aber erst zu Hause beim traulichen Abendspaziergang im Garten eine Anfrage. „Ich hoffe," sagte er zu Morus, „Alles steht gut; sonst könntet Ihr nicht so fröhlich sein." — „In der That, Alles steht gut," entgegnete Morus, „und ich danke Gott dafür." — „Also seid Ihr aus der Anklage gestrichen?" forschte Roper weiter. — „Wahrhaftig, an die habe ich gar nicht mehr gedacht," lachte Morus. Und als der tiefbekümmerte Schwiegersohn in vorwurfsvolle Klagen ausbrach, fuhr er ruhig weiter: „Willst Du wissen, mein Sohn, warum ich so fröhlich bin? Ich habe dem Teufel eine große Niederlage bereitet; denn ich bin mit diesen Herren so weit gegangen, daß ich ohne große Schande nicht mehr zurückgehen kann." Wir sehen: der edle Mann kämpfte noch mit Fleisch und Blut, aber immer näher und strahlender winkte vom Himmel herab die Krone des Martyriums.

Auf erstatteten — wahrscheinlich nicht sehr getreuen — Bericht über More's Verhör war König Heinrich heftig erzürnt und erklärte geradezu, sein Name müsse in der Anklage-Acte stehen bleiben. Allein die Mitglieder der Commission hatten ein Haar in der Sache gefunden; es wollte ihnen bedünken, daß Morus, wenn er zur Hauptverhandlung vor das Oberhaus gestellt werde, der Freisprechung sicher, und daß es folglich besser

sei, ihn gar nicht förmlich anzuklagen, um nicht dem König eine schmähliche Niederlage zu bereiten. Um das Maß ihrer Niederträchtigkeit voll zu machen, deuteten sie darauf hin, es werde sich mit der Zeit schon Gelegenheit finden, dem königlichen Willen in Bezug auf Morus besser zu dienen. Schließlich gab der König nach, und zwar höchst wahrscheinlich auf Grund eines Briefes, den Morus an Thomas Cromwell gerichtet und in demselben seinen ganzen harmlosen Verkehr mit Elisabeth Barton, so wie wir ihn oben erzählt haben, ausführlich und wahrheitsgemäß dargestellt hatte.

Daß Morus diesen Brief schrieb, rechne ich ihm zu hohem Lobe an; denn hier handelte es sich keineswegs um Bewahrung von Ehre und Gewissen, und nachdem die Commission im Eifer für andere Dinge den Gegenstand ihrer Aufgabe gänzlich vergessen hatte, stand es dem Beschuldigten sehr wohl an, sich schriftlich zu vertheidigen. Auch scheint es, daß bei Thomas Cromwell noch am ersten ein Rest menschlichen Wohlwollens gegen den edlen und ehrwürdigen Mann übrig geblieben war. Kurz, die königliche Genehmigung zur Streichung des Namens Morus aus dem Entwurf der Anklage-Acte wurde ertheilt, und damit war für den Augenblick jede Gefahr beseitigt.

Cromwell selbst theilte dem getreuen Roper die erfolgte günstige Erledigung der Sache mit, indem er ihn zugleich aufforderte, es seinem Schwiegervater zu melden. Roper mußte jenen Tag in London bleiben und schickte deßhalb seinen Diener mit der Freudenbotschaft nach Chelsea. Margaretha eilte freudestrahlend in die Arme ihres Vaters, ihm die beglückende Nachricht mitzutheilen; allein er empfing sie mit kühler Ruhe und mit den Worten: „Wahrlich, wahrlich, aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Einen oder zwei Tage später erhielt Morus den Besuch des Herzogs von Norfolk. Auch bei diesem scheint noch eine Spur von Erinnerung an das frühere gemeinsame Verhältniß bestanden zu haben: wenigstens benutzte er die Gelegenheit, um

Morus in seinem Sinn und nach seiner Weise zu warnen. „Bei der Messe!“ sagte er, „Herr More, es ist ein gefährlich Ding, gegen Herrscher anzukämpfen. Möchte ich doch durch meinen Freundesrath Euch bestimmen können, des Königs Willen Euch zu fügen; denket daran, des Königs Zorn bringt Tod.“

„Ist das Alles, mein Lord?“ erwiederte Morus; „in diesem Falle dürfte der Unterschied zwischen mir und Euch nur darin bestehen, daß ich heute sterben muß, Ihr morgen.“

Auch dieß war eine unnöthig herbe Antwort; allein auch aus ihr erkennt man, wie klar und bestimmt Morus erkannt hatte, welches Schwert über seinem Haupte hing.

Inzwischen rückte die Verwirklichung seiner ahnungsvollen Worte: „daß diese Dinge mit Eiden bekräftigt werden müssen“, rasch und zweifellos immer näher. Um die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Anna und das Thronfolgerecht der Kinder aus dieser Ehe nach dem Gesetze des Landes über allen Zweifel zu erheben, ließ König Heinrich am 20. März 1534 dem Oberhaus die sogen. Successions-Acte vorlegen, die binnen wenigen Tagen ihren geschäftlichen Gang durch die beiden Häuser des Parlamentes zurücklegte. Durch sie wurde bestimmt, daß des Königs Ehe mit Katharina von Aragonien trotz der päpstlichen Dispensation nach göttlichem und menschlichem Recht nichtig sei, daß mit Ausschluß von Katharinens Tochter Maria die Nachkommenschaft der Königin Anna thronfolgeberechtigt sei, daß die Strafe des Hochverraths verschuldet habe, wer immer durch Schriften, Bücher oder Handlungen gegen dieses Gesetz wirke, und endlich, daß alle Unterthanen des Königs den ganzen Inhalt dieses Gesetzes zu beschwören haben, widrigenfalls sie sich der Begünstigung des Hochverraths schuldig machen, und die auf dieses Vergehen gesetzlich gedrohte Strafe — Vermögensverlust und Einsperrung auf unbestimmte Zeit — verwirkt haben.

Man sieht, diese's Gesetz machte furchtbaren Ernst mit der

Sache, und war ganz vorzugsweise berechnet, um solche Männer, wie Bischof Fisher und More, entweder moralisch zu beugen und zu brechen, oder irdisch zu vernichten.

In der That wurde das ganze Drama ohne allen Verzug in Scene gesetzt. Schon am 30. März leisteten Erzbischof Cranmer, Kanzler Audley und die Herzoge von Norfolk und Suffolk in des Königs eigener Gegenwart den Successionseid, worauf Heinrich eben diese Männer zu Commissarien ernannte, um den gleichen Schwur in seinem Namen allen Unterthanen abzunehmen. Auch die beiden Häuser des Parlamentes schworen, bevor sie auseinandergingen.

Morus wußte nun, was er zu erwarten hatte. Das Schicksal, auf welches er in so vielen schlaflosen Nächten mit bangem Herzen und in schwerem Kampf sich vorbereitet hatte, es stand nunmehr in greifbarer Gestalt vor ihm.

Schon bevor die Reihe an ihn kam, suchte er die Seinigen so gut und so zart wie möglich vorzubereiten auf das, was unmöglich ausbleiben konnte. Unter Anderem ließ er einen seiner früheren Gerichtsdiener, der ihm noch ergeben war, unter dem Vorwand eines Scherzes um die Zeit des Mittagessens plötzlich an seine Hausthüre klopfen und mit lauter Stimme eine angebliche Vorladung vor die Commissäre ausrichten.

Als seine geliebte Margaretha eines Tages in London gewesen war, fragte der Vater sie bei ihrer Rückkehr nach Haus, wie es draußen in der Welt zugehe und was man namentlich von der neuen Königin höre. „Wahrhaftig, Vater,“ antwortete sie, „niemals war es lustiger auf der Welt; besonders am Hofe nichts als Tanz und Spiel und Lustbarkeit.“ Darauf entgegnete Morus: „Ach, Gretchen, steht es so mit ihr? Mich jammert es, daran zu denken, in welches Elend diese arme Seele kommen wird: spielend und tanzend wird sie unsere Köpfe, gleich Bällen, davonjagen, aber es wird nicht lange dauern, bis ihr eigenes Haupt den gleichen Reigen tanzt.“

Wenige Jahre noch, und More's prophetische Worte waren in ihrem ganzen Inhalt in Erfüllung gegangen.

Die königlichen Commissäre begannen nunmehr ihr Werk zunächst in der Hauptstadt und in deren unmittelbarer Umgebung. Begreiflicher Weise hatte man nie im Ernste daran gedacht, allen Engländern einzeln den Successionseid abzunehmen, sondern die Sache war bestimmt für zwei Menschenklassen, nämlich für die Einflußreichen und für die Verdächtigen.

Demgemäß erhielt die gesammte Geistlichkeit von London den Befehl, vor den Commissarien behufs der Eidesleistung in Lambeth zu erscheinen; von der gesammten Laienwelt der Residenz dagegen wurde zunächst einzig und allein Thomas Morus zu gleichem Zwecke und auf den gleichen Tag vorgeladen; es war nur wenige Tage nach der Hinrichtung der armen Elisabeth Barton.

## VIII.

## Proceß und Hinrichtung.

Auf den 13. April 1534 hatte der unglückverheißende, in bitterem Scherz und Schmerz zum Voraus angekündigte Gerichtsbote die Ladung zugestellt. Morus hatte ihn mit solcher Ruhe und Heiterkeit empfangen, als ob es sich um die Einladung zu einem Freudenmahle handle: und in gleicher Stimmung und Fassung ging er am frühen Morgen des schicksalreichen Tages zur Kirche, beichtete, communicirte, hörte die heilige Messe, und bereitete sich so, wie zu jedem wichtigen Geschäfte, auf die letzte Reise vor, die er von Chelsea nach London machen sollte; dennoch vermochte sein unter aller mühevoll durchgearbeiteten Ruhe so weiches und mildes Herz den gewöhnlichen Abschied von seinen Lieben nicht zu ertragen. Während sonst bei jeder Fahrt nach der Hauptstadt Frau, Kinder und Schwiegersöhne in fröhlichem Gedränge, selbst nachdem die Zeiten der Dürftigkeit herangekommen waren, das hochverehrte Familien-

haupt bis zum Themsestrand, ja bis zum Einsteigen in's Boot zu begleiten pflegten, wo er jeweils noch Alle der Reihe nach küßte und ihnen Lebewohl sagte: ließ er heute Niemand außer dem getreuen Roper über das kleine Thürchen hinausgehen, welches seinen Garten nach außen abschloß. Er selbst zog die Thüre zu und gestattete nicht einmal seiner lieben Margaretha irgend einen Vorzug. Er wandte sich nicht mehr nach den geliebten Verlassenen um; er war nicht im Stande, Tuch oder Hand nach ihnen zu schwenken: schweren Herzens und thränenfeuchten Angesichts stieg er mit Roper schweigend in sein Boot. Es war sein letzter Abschied von der vielgeliebten, durch ihn selbst gegründeten, einst so glückseligen Heimath, und Niemand wußte dieß besser, als er selbst! Denn ach! er kannte ja bis in Herzen und Nieren die Menschen, zu welchen er geladen war, und welche ihn nicht würden geladen haben, wenn sie nicht fest entschlossen gewesen wären, ihn zu verderben. Denn diese Leute ihrerseits wußten eben so genau, daß für Thomas Morus nur in dem Abschied und in dem Leiden der Seinigen ein Uebel lag, daß er aber für seine Person Gefangenschaft und blutigen Tod für Nichts achtete, wo es sich um Religion, Pflichterfüllung und Ehre handelte.

Ich habe mich im Laufe meiner bisherigen Erzählung mehr als einmal genöthigt gesehen, von der herkömmlichen Darstellung der Dinge abzuweichen und meinen Helden strenger zu beurtheilen, als dieß zu geschehen pflegt.

Von jetzt an werde ich in diese Lage nicht mehr kommen. Denn More's letzte Prüfungs- und Leidenszeit zeigt ihn uns in einem fast überirdischen Lichte, vor welchem jede Kritik verstummt und entweicht, um der liebenden Bewunderung das Feld zu räumen und das Wort zu geben.

Ich weiß in der That mit meiner schwachen Kraft über diese letzte Lebensepoche unseres Morus keine so schönen Worte zu sagen, wie er sie verdiente. Allein mir fallen die Worte des Literarhistorikers v. Schach ein, jene meisterhaften Worte,

die er zu seiner höchsten Ehre in seiner Besprechung des spanischen, religiösen Dramas über den christlichen Heldenmartyrer überhaupt gesprochen hat. Es sei mir gestattet, ausnahmsweise einmal mit fremden Zungen zu sprechen.

„Nicht freventlich sucht der Held den Tod: nein, von den lautersten Beweggründen getrieben geht er ihm entgegen; nicht unempfindlich, nein! hoffend und fürchtend, aber im Herzen die allmächtige Liebe und das nicht wankende Vertrauen auf die waltende Gottheit, so schreiten sie durch das Gewühl der rastlos kämpfenden Menschheit über die Leichenhügel und Schlachtfelder der Erde; schwer und düster hängen die Wetterwolken herab, und nicht ohne Kampf ringt sich das Zeitliche von dem Ewigen los. Aber der Glaube zieht den Helden voran mit der leuchtenden Fackel; stark durch die Gotteskraft der Religion, leert er den bittern Kelch ohne Murren; emporgehoben durch das Gefühl der Einigkeit mit dem Ewigen, sieht er die Leiden und Freuden der Erde wie bleiche Schattenbilder unter sich zerstäuben. Vor den stets mächtiger hereinfallenden Strahlen des Göttlichen bricht die Sterblichkeit des Helden zusammen, und glorreich, auf dem Haupte den Kranz von weißen Rosen, zieht er ein in das Triumphthor des Todes, durch dessen offene Pforte die Seligen ihm die Siegespalme entgegenreichen."

Das ist in der That rein und vollständig die innere Geschichte von Morus' letzten Leidenstagen, deren äußere Ereignisse so kurz und klar als möglich darzustellen nunmehr meine Aufgabe ist.

Während der Fahrt nach London saß Morus längere Zeit in kummervollem Schweigen brütend da. Noch tobte vielleicht in seinem Herzen ein letzter, schwerer Kampf; noch einmal fragte vielleicht die irdische Natur und die heiße Liebe zu seiner Familie dringend und mit empörten Herzschlägen bei ihm an, ob sich denn wirklich bei ihm allein kein Ausweg finden lasse, wo die sämmtlichen Bewohner eines ganzen Königreichs theils mit süßer, theils mit saurer Miene ihre

Unterwerfung anzubieten, ihren Ausweg und Frieden finden zu wollen schienen.

Auf einmal fühlte der getreue, in sein eigenes Elend versunkene Roper sich am Ohre gezupft und mit liebenswürdiger Vertraulichkeit und vollständig wieder gewonnener Heiterkeit flüsterte ihm der verehrte Schwiegervater zu: „Sohn Roper, ich danke meinem Gott, das Feld ist gewonnen.“ Sohn Roper gehörte nicht zu den besonders schnell Begreifenden; er wußte wahrscheinlich nicht sehr genau, was er sagte mit den erwiedernden Worten: „Herr Vater, darüber bin ich sehr erfreut.“ Erst später begriff er, daß Morus ihm den Augenblick bezeichnet hatte, in welchem er mit Gottes Hilfe und Gnade siegreich hervorgegangen war aus dem letzten Kampfe der Versuchung.

Sie kamen nach Lambeth und Morus erschien vor der königlichen Commission. Außer Cranmer und Cromwell, sowie Audley, war noch Boston, der Abt von Westminster, zugegen. More wurde aufgefordert, den ihm bekannten Eid zu leisten; er bat um nochmalige Einsicht nicht nur der Eidesformel, sondern der ganzen Successions-Acte. Nach sorgfältiger Durchlesung dieser Actenstücke erklärte er sich bereit, den die Thronfolge betreffenden Theil zu beschwören, weil dieß ein weltlicher, der Zuständigkeit des Parlaments anheimfallender und deßhalb das religiöse Gewissen eines Christen nicht berührender Gegenstand sei. Auch fügte er bei, daß es ihm nie einfallen werde, dieses Gesetz, oder die Urheber desselben, oder den Eid an sich, oder diejenigen, welche ihn schwören, einem Tadel oder einer böswilligen Besprechung zu unterwerfen. Dagegen könne er für seine Person den *ganzen* Eid unmöglich leisten; es wäre dieß gegen sein Gewissen.

Man sieht hieraus, daß Morus auch jetzt noch vollständig bereit war, um jeden sittlich möglichen Preis den Kampf auf Leben und Tod zu vermeiden; nicht mit Eitelkeit strebte er nach dem Martyrium. Aber daß der heilige Stuhl von einem Ehehinderniß aus Schwägerschaft nicht dispensiren dürfe, und daß Heinrichs Ehe mit Katharina von Anfang an ungiltig gewesen

sei, das konnte er freilich nicht beschwören, weil Beides nach seiner tiefsten Ueberzeugung erlogen gewesen wäre.

Der Lordkanzler sprach ihm zunächst sein tiefes Bedauern über diese Eidesverweigerung — den allerersten Fall dieser Art — aus, bereitete ihn auf des Königs höchste Ungnade vor, und hieß ihn dann abtreten und sich im Garten ergehen, während inzwischen Anderen der Eid abgenommen werde. Mit tiefem Seelenschmerz sah Morus in allen Räumen des Hauses ein Gedränge von Bischöfen und anderen Geistlichen, welche sich lächelnd und fröhlich beeilten, ihres Eides los zu werden. Die Hitze hielt ihn vom Garten ab — er hatte sie nie ertragen können, — er wartete also in einem kühlen Nebenzimmer, bis Alle erledigt waren und er wieder gerufen ward.

Zwei Männer außer ihm selbst hatten jedoch am gleichen Tage den Eid verweigert: ein gewisser Dr. Wilson, früher Beichtvater des Königs, und More's Freund, Bischof Fisher; er erhielt auf seine Bitte fünf Tage Bedenkzeit, gab jedoch dann die gleiche Erklärung ab, wie More. Wilson dagegen ward sofort in den Tower, das Staatsgefängniß für politische Verbrecher, abgeführt.

Als Morus wieder eintrat, zeigte man ihm die lange Liste derjenigen, welche in der Zwischenzeit den Eid abgelegt hatten. Er antwortete wie zuvor. Man bedrohte ihn abermals mit des Königs höchstem Zorn und warf ihm seinen hartnäckigen Starrsinn vor, für welchen er nicht einmal Gründe anzugeben vermöge. Er bemerkte, daß er sehr gerne bereit sei, dieß zu thun, sobald man ihm des Königs Zusicherung ertheilen könne, daß eben diese Gründe nicht als eine neue Beleidigung aufgefaßt werden sollen. Auch werde er den Eid leisten, sobald es Jemanden gelinge, sein Gewissen vollständig zu beruhigen. Da man aber die begehrte Zusicherung nicht geben konnte, so bemerkte Morus, folgeweise sei es auch kein Eigensinn, wenn er die Gründe für sich behalte.

Erzbischof Cranmer suchte den Helden dadurch zu erschüttern,

daß er bemerkte: „Da Morus ausdrücklich erklärt habe, er tadle Niemand von denen, welche den Eid leisten, so scheine es, als ob er nicht fest überzeugt davon sei, daß in der Leistung ein Unrecht oder eine Sünde liege. In einem solchen Zweifelsfalle sei es das Richtige, die zweifellose Pflicht des Gehorsams gegen die gottgesetzte Obrigkeit zu erfüllen".

Auch diese Sophistik des Prälaten war nicht im Stande, den braven Mann zu erschüttern. Er entgegnete mit Ehrfurcht, aber mit Entschlossenheit, dieses sei einer von denjenigen Fällen, in welchen das Gewissen den Gehorsam gegen die Obrigkeit verbiete. Die Hinweisung auf die Parlaments-Autorität lehnte er ab durch die Behauptung, daß auf seiner Seite noch eine weit erhabenere Versammlung stehe, nämlich die gesammte katholische Christenheit, so daß er gar nicht genöthigt sei, sein Gewissen in Einklang zu bringen mit dem Parlament eines einzelnen Reiches.

Thomas Cromwell sagte hierauf, er möchte lieber seinen einzigen Sohn todt wissen, als diese Eidesverweigerung von Morus erleben. Dieser entgegnete:

„Welches Schicksal mir auch beschieden sein mag, ich kann Nichts daran ändern ohne Gefahr für meine Seele. Ich habe mich erboten, die Thronfolge zu beschwören; mehr kann ich nicht, ohne meineidig zu sein. Ich lasse Jedem sein Gewissen, aber es wäre wohl billig, wenn man auch das meinige ungekränkt lassen wollte."

Da alle Vorstellungen vergebens waren, so wählte man zuerst die mildeste Form der Freiheitsberaubung — Hausarrest bei dem Abt von Westminster.

Der König und sein Ministerium waren in peinlicher Verlegenheit: More und Fisher standen im höchsten Ansehen beim Volke; was diese beiden Männer nicht billigten, das galt in der öffentlichen Meinung für Unrecht; ohne ihre Zustimmung oder Vernichtung war Alles, was Heinrich bisher gethan hatte, umsonst gethan. Selbst Cranmer rieth, milde Saiten auf-

zuziehen und den angebotenen theilweisen Eid anzunehmen, durch welchen die Thronfolge sicher gestellt werde; das Volk werde nur darauf achten, daß die Beiden geschworen hätten, und sich nicht auf juristische Unterscheidungen einlassen. Auch der König soll nach einer — wiewohl unverbürgten — Mittheilung einige Zeit geschwankt haben: allein Königin Anna bot ihren Einfluß mit allen Kräften auf, und ihr traten die übrigen Mitglieder des Cabinets, Cromwell an der Spitze, bei. Es ward beschlossen, dem Gesetze seinen vollen Lauf zu lassen. Folgerichtig war dieß.

Nachdem Morus vier Tage in der Westminsterabtei zugebracht hatte, wurde ihm eröffnet, daß er als Staatsgefangener nach dem Tower zu wandern habe; bald folgte ihm der edle Fisher nach.

Auf der Fahrt nach dem Tower bemerkte der ihn begleitende Beamte, daß er eine goldene Kette, wahrscheinlich das Zeichen seiner ihm nicht ausdrücklich abgenommenen Würde als früherer geheimer Rath, um den Hals trug, und erklärte sich bereit, dieselbe seiner Familie zu übersenden. Allein Morus wollte davon nichts wissen. „Meine Feinde," sagte er, „haben mich auf offenem Felde gefangen; ich bin's zufrieden, daß sie Etwas für ihre Mühe haben sollen." Er wußte wohl, daß von dieser Stunde an sein persönliches Eigenthum gleich unsicher und verfallen war, in Chelsea wie im Tower. Es hatte in der That schon eine Haussuchung und Vermögensbeschlagnahme in seiner traulichen Heimath stattgefunden, als er den Tower betrat.

Gleich bei der Landung verlangte der Pförtner, kraft eines uralten „Gewohnheitsrechtes", von dem Gefangenen als Eintrittsbeute sein „oberes Kleidungsstück". Thomas Morus konnte sich nicht enthalten, diesen rohen Gebrauch alter Sitte zu verhöhnen; er gab dem Pförtner seine Mütze mit den Worten: „Hier ist mein oberstes Kleidungsstück; ich bedaure nur, daß es nicht besser ist." Allein der Pförtner ließ sich so nicht ab-

finden. „Nein, nein," sagte er in grobem Tone, „den Ueberrock muß ich haben." Morus legte ihn schweigend ab.

Man hatte ihm — eine fast unerhörte Auszeichnung — die Erlaubniß ertheilt, einen eigenen Diener im Gefängniß bei sich zu behalten, und er hatte einen gewissen John Wood gewählt, der früher bei ihm in Chelsea gedient hatte, einen einfachen Landmann, der weder lesen noch schreiben konnte. Er wurde besonders darauf beeidigt, dem Befehlshaber des Tower Anzeige zu erstatten, sobald er irgend etwas sehe oder höre, was gegen des Königs Dienst, Recht oder Interesse sei.

Der Befehlshaber selbst behandelte seinen neuen Gefangenen zunächst mit unverkennbarer Achtung und Zuvorkommenheit. More empfand dieß mit Dankbarkeit, und vergalt es, da er sonst nichts mehr hatte, durch einen Witz.

„Mein Herr," sagte er zu dem Befehlshaber mit dem unerschütterlich komischen Ernste seines eigenthümlichen Humors, „ich werde mich gewiß nie beklagen über Kost, Wohnung und sonstige Behandlung; aber das will ich Ihnen sagen, sobald ich diese meine Zusage breche, oder Ihnen sonst irgendwie lästig falle, werfen Sie mich nur ganz ungenirt zum Hause hinaus."

So war denn nun dieses hoffnungsreiche, glänzende, während einer Reihe von Jahren mit herrlichem Erfolg für das Wohl seiner Familie und seiner Nebenmenschen verwendete Leben angekommen in seiner letzten, dunklen Wohnung, die es nicht mehr verlassen sollte, außer, um vollends in den Tod zu gehen.

Während des ersten Monats seiner Gefangenschaft durfte Morus keinen Besuch empfangen. Die Leiden seiner Familie während dieser Zeit lassen sich leichter denken, als schildern. Endlich fand Margaretha ein Mittel, welches ihr Zutritt zu dem heißgeliebten Vater verschaffte. Sie richtete nämlich einen Brief an ihn, der nothwendiger Weise in die Hand des Commandanten und durch diesen in die Hände der Regierung gelangen mußte, und in welchem sie ihren Vater flehentlich bat, um der Seinigen willen sich zu unterwerfen. More's besonders

inniges Verhältniß zu diesem seinem Lieblingskinde war allgemein bekannt, und Thomas Cromwell schöpfte die Hoffnung, auf diesem zärtlichen Wege den Widerstand seines Gefangenen zu brechen. Er ließ den Brief an ihn abgeben und gewährte der Tochter freien Zutritt zum Vater.

Aus der uns erhaltenen Correspondenz zwischen Beiden ist kein sicherer Schluß zu ziehen, ob Margaretha Roper in dieser grausamen Prüfung ihres Herzens nicht wenigstens vorübergehend in vollem Ernste empfand, was sie aus weiblicher List an ihren geliebten Vater geschrieben hatte. Ich, ein entschlossener Freund alles rein Menschlichen, hoffe und wünsche, daß sie den grausamen Heroismus der Abtödtung gegen warme Kindesliebe nicht gehabt habe. Morus selbst scheint ähnlich über seine Tochter gedacht zu haben, wie ich: denn er schrieb ihr — und er durfte so schreiben — nach Empfang des erwähnten Briefes Folgendes: „Gott segne dich, mein Kind! Wäre ich nicht seit langer Zeit auf einem guten und festen Standpunkt, so hätte mich dein Brief mehr niedergeschmettert, als alles Andere; nichts hat mich so tief berührt und so schwer gedrückt, als, daß du, Liebling meiner Seele, in solch heftigem Jammer dich abarbeiten solltest, um mich zu einer Sache zu überreden, in welcher ich dir schon so oft genaue Auskunft gegeben habe, wie und auf welche Weise zu handeln ich schlechterdings genöthigt bin um des Heiles, um der Rettung meiner armen Seele willen."

Die beiden edlen großen Herzen verstanden sich sehr bald. Wer möchte zweifeln, daß die in treuer Demuth sich der Weisheit ihres Vaters unterordnende Tochter mit heißer Freude den Augenblick bejubelt haben würde, in welchem Morus zu ihr gesprochen hätte: „Und es ist doch möglich, nicht den Martyrtod zu sterben, einen Ausweg zu finden, ohne daß Wahrheit und Gerechtigkeit darunter Noth leiden!"

Aber dieser Ausweg fand sich nicht, und Margaretha war groß und liebevoll genug, um ihrem Vater die bald gezählten

und so schnell entflogenen Stunden des Wiedersehens nicht durch nutzlosen Widerstand und bittern Jammer zu verderben: ihn, den Verehrten und Geliebten zu beglücken, war ihr einziges Ziel, dem sie mit blutendem Herzen, aber mit ungebrochener Treue nachstrebte.

Und in der That, Niemand konnte geeigneter und würdiger sein, um solch hohe und rein geistige Empfindungen einzuflößen, als Thomas Morus. Einsamkeit und Einkerkerung, die tägliche Betrachtung des ihm nach seiner festen Ueberzeugung ganz unfehlbar bevorstehenden Schicksals, das Hereinragen der Ewigkeit, auf deren Schwelle er sich fühlte, in dieses so bald abzuschließende Leben, und die im Kerker noch mit gesteigertem Eifer fortgesetzte Uebung nicht nur des Gebetes und der Betrachtung, sondern auch der sonstigen mönchischen Strengheiten, die wir an ihm kennen — dieß alles hatte seinem edlen, durchgeistigten, der Erde abgestorbenen Angesicht einen wahrhaft überirdischen Ausdruck verliehen: aus seinen Augen strahlte die Seligkeit des Himmels einen Glorienschein in die düstere Tower-Zelle; eine süße, wenn auch ernste Heiterkeit begleitete und erfüllte jedes seiner Worte.

In der That, welch ein Schauspiel für eine Tochter, welch ein Schauspiel zumal für eine solche Tochter! Wenn sie vertraulich die Gefühle ihrer Herzen ausgetauscht, die Sorgen und Anliegen der Gegenwart und Zukunft besprochen hatten, dann knieten sie neben einander auf den Kerkerboden nieder, und in gemeinsamem heißem Gebete schwangen sich die vereinigten Seelen, einem reinen, schneeweißen Taubenpaar vergleichbar, zum Himmel der ewigen Liebe empor, und in stetem Bewußtsein der menschlichen Schwäche und Erlösungsbedürftigkeit vergaßen sie nicht, aus ganzem Herzen und ohne jede Gleißnerei die Bußpsalmen zu beten und das Elend der Gegenwart in Gedanken auszugleichen mit der nach ihrer demüthigen Meinung unverdienten Glückseligkeit früherer, ach! so schöner Tage und Jahre.

In einer solchen Stunde war es, wo Morus zu seiner Tochter sprach:

„Sie haben mich da herein gethan, mein Kind, in der festen Meinung, mir ein schweres Leid aufzuerlegen; aber ich versichere Dich, meine gute, theuerste Tochter, wäre es mir nicht um Weib und Kind, ich hätte schon längst eine noch engere und düsterere Kerkerzelle gewählt. Ich fühle mich hier so glücklich, als ob der liebe Gott mit mir umginge, wie mit einem verwöhnten Kind, als ob er mich förmlich auf den Schooß nähme, um mit mir zu tändeln."

Das sind freilich Dinge, die nicht Jeder von uns versteht; seien wir zufrieden damit, daß ein so großer Mann, wie Thomas Morus, sie in vollster Wahrhaftigkeit erlebt und empfunden hat!

Beständiges Streben nach Vervollkommnung, unausgesetzter Verkehr mit Gott, Tag und Nacht fortgesetzte Vorbereitung auf den Tod — das war außer dem Verkehr mit Margaretha der Gesammtinhalt von More's Kerkerleben. Da ihm in der ersten Zeit und ziemlich lange sowohl Lectüre als auch schriftstellerische Beschäftigung gestattet wurde, so gab er sich beiden geistigen Genüssen mit vollem Eifer hin.

So schrieb er im Gefängniß in lateinischer Sprache eine Abhandlung „daß man um des Glaubens willen auch den Tod nicht scheuen dürfe", so eine Reihe von „aus den Psalmen gesammelten Gebeten", so eine „Erklärung der Leidensgeschichte unseres Heilandes", die er jedoch nur bis zu den Bibelworten: „und sie legten Hand an Jesum", fortzuführen im Stande war. All' diese Schriften tragen durchaus das Gepräge seiner Lage und sind reich an den erhabensten Betrachtungen über die Pflicht und über das Glück, der Sache Gottes, dem Siege der Wahrheit jede Rücksicht des irdischen Lebens aufzuopfern. Da er diese Dinge geschrieben hat, während er für seine Ueberzeugung litt und dem Tode für sie entgegenging, so haben seine Worte die schönste Probe des Ernstes und der Wahrheit glänzend bestanden.

Inzwischen hatte Kanzler Audley bei einer Verwandten der Familie More, Namens Alice Allington, zu verstehen gegeben, wie sehr man es in den höchsten Kreisen beklage, daß Morus durch seinen Starrsinn sein Leben auf das Spiel setze; er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man nochmals mit allen Gründen, die sich für ein entgegengesetztes Verhalten aufbringen ließen, gegen sein Herz und gegen seinen Verstand Sturm laufen möge. Alice Allington versäumte natürlich nicht, jedes Wort des hochgestellten Beamten schleunigst ihrer Base Margaretha Roper mitzutheilen, von welcher allein ja, wie alle Betheiligten genau wußten, der gewünschte Versuch wenigstens mit einiger denkbaren Aussicht auf Erfolg ausgehen konnte.

Margaretha konnte sich dieser Pflichterfüllung unmöglich weigern; sie machte den Versuch jetzt mündlich, wie sie ihn vorher schriftlich gemacht hatte: ob mit irgend welcher Hoffnung auf Erfolg, möchte ich sehr bezweifeln, ob überhaupt in vollem Ernst, ist wenigstens nicht über jeden Zweifel erhaben. Morus hörte sie mit ruhigem Lächeln an.

Ueber das nun folgende Gespräch hat Margaretha Roper in einem wahrhaft herrlichen Briefe, der uns erhalten ist, die buchstäblich genaueste Antwort ertheilt, und ich kann es nur schmerzlich bedauern, daß die Kürze des mir zugemessenen Raumes es mir unmöglich macht, diesen Brief, sowie noch manche andere quellenmäßigen Actenstücke ihrem vollen Inhalte nach mitzutheilen, statt meine Leser überall mit Bruchstücken nach meiner Wahl abzuspeisen.

„So, so, Fräulein Eva," sagte Morus zu seiner Tochter, „hat wirklich Alice Allington an Dir die Schlange gespielt, und Dich beauftragt, Deinen eigenen Vater in Versuchung zu führen, und aus Liebe zu ihm ihn meineidig zu machen, auf daß er zum Teufel in die Hölle fahre?" Dann aber änderte er seinen humoristischen Ton in jenen der ernsthaftesten Betrübniß und fuhr fort: „Mein liebes Gretchen, wir haben diese Frag

schon zwei- oder dreimal eingehend mit einander durchgesprochen; ich kann in dieser Sache meinen Entschluß nicht ändern. Manches lange Jahr hindurch habe ich die ganze Angelegenheit erwogen, durchdacht, studirt; ich konnte nichts sehen, nichts hören, nichts finden, das im Stande oder geeignet gewesen wäre, meine Ueberzeugung zu erschüttern. Es ist nicht zu helfen; Gott hat mich in diesen Engpaß gestellt, wo ich entweder ihm durch zweifellose Todsünde mißfallen, oder aber geduldig erwarten muß, was er über mich zu verhängen für gut findet."

Nochmals nahm er hierauf den Brief zur Hand, in welchem Audley's Gründe auseinandergesetzt waren, und bemerkte:

„Seine Lordschaft hält die ganze Sache für eine Art von Kleinigkeit oder Kinderei, und wie Du selbst, Margaretha, mir sagst, denken so auch gar manche Männer, denen ich um ihrer Gelehrsamkeit und um ihrer Tugend willen hohe Achtung zolle. Und dennoch, mein Kind, sage ich Dir: wenn ich selbst mit eigenen Augen sehen würde, daß unser hochverehrter Bischof Fisher den Eid leistete, selbst das würde für mich durchaus gleichgiltig sein. Ich bin für mich selbst allein verantwortlich, wie jeder Andere es für sich ist. Manche handeln vielleicht um der Menschengunst willen, Manche vielleicht aus Furcht; Andere bilden sich selbst ein neues Gewissen und denken, Gott werde ihnen schon verzeihen, weil sie ja nur in Angst und in Zwang gehandelt haben; noch Andere denken vielleicht, sie wollen die Sache nachher bereuen, beichten, losgesprochen werden, und so bei dem barmherzigen Gott Vergebung erlangen. Aber, Gretchen, ich kann meiner Treu in einer so großen, hochwichtigen Angelegenheit derartige Wege unmöglich einschlagen. Und ich will Dir, gewiß zu Deinem großen Troste, sagen, daß mein Gewissen in dieser Sache so fest und ruhig ist, daß ich meiner Erlösung und Rettung so gewiß bin, als ein Gott im Himmel lebt. Alles Uebrige, Vermögen, Leib und Leben, wenn es denn so sein muß, stelle ich getrost dem lieben Gott anheim; er wird

mich stärken, so daß ich lieber alles Andere verliere, als daß ich meine Seele in Gefahr brächte."

Die Erhabenheit dieser Worte und Gesinnungen war für Margaretha so überzeugend, daß sie selbst in ihrem Briefe bemerkt: „Mein Herz war allerdings schwer bedrängt durch die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte; aber in der That, für seine Seele fürchtete ich nichts."

Der Vater kehrte zu seinem regelmäßigen, heiteren Tone zurück und sprach scherzend:

„Was nun, Tochter Gretchen und Mütterchen Eva? Warum sitzest Du so sinnend da? Brütest Du vielleicht über einen neuen Anschlag mit der alten Schlange, um dem Vater Adam den Apfel nochmals annehmlich zu machen?"

Margaretha ging trotz ihres tiefen Kummers liebevoll auf seinen Scherz ein. „In der That," sagte sie, „ich bin mit meinem Witz zu Ende. Höchstens könnte ich noch anführen, was unser früherer Hausgenosse und lustiger Rath, Harry Pattenson, über die Sache gesagt hat. Als er nämlich hörte, Du seist noch immer im Tower, weil Du den Eid nicht leisten wollest, wurde er sehr ärgerlich und rief aus: ‚Nun, was hat er denn? Warum will er nicht schwören? Ich selbst habe doch auch geschworen.' Gerade so könnte auch ich sagen. Warum sollte der Vater einen Eid verweigern, den die Tochter geleistet hat?"

Darüber lachte Morus unbefangen und sagte: „Das ist wieder ein rechtes Eva-Stückchen; denn auch sie bot ihrem Adam nur eine Frucht an, von welcher sie zuvor selbst gegessen hatte." Dann suchte er sie zu trösten: „Es klingt wie ein Räthsel," sagte er, „und ist doch wahr. Es gibt einen Fall, in dem ein Mann seinen Kopf verlieren und dennoch keinen Schaden nehmen kann. Ich habe den Rath unseres Erlösers im Evangelium nicht vergessen, daß man die Kosten berechnen soll, ehe man zu bauen anfängt. Gar manche schlaflose Nacht hindurch habe ich erwogen und gezählt, was Alles möglicher Weise über mich

hereinbrechen kann. Ich hatte oft ein recht thränenschweres Herz, wenn ich daran dachte; aber ich danke Gott, daß ich gleichwohl niemals daran dachte, abzufallen oder meine Ueberzeugung zu ändern."

Margaretha wagte es, die Möglichkeit anzudeuten, daß ein solcher Wechsel in der Zukunft noch eintreten könnte, daß es aber alsdann zu spät sein möchte.

„Zu spät!" fiel der Vater ihr lebhaft in's Wort. „Ich bitte Gott, daß, wenn ich wirklich jemals wanken sollte, es auch in der That zu spät sein möge. Möge ich nie auf dieser Welt einem solchen Wanken irgend einen erdhaften Vortheil zu verdanken haben. Allein obwohl ich weiß, daß ich um meiner Sünden willen es recht wohl verdient hätte, daß Gott mich fallen ließe, so kann ich doch nicht anders, als auf seine barmherzige Güte vertrauen. Ich will keinen Augenblick zweifeln an seiner Gnade, und wenn es sein heiliger Wille ist, daß ich um dieser Sache willen leiden soll, so zweifle ich nicht, daß er in seiner Güte mir dieses Leiden zurechnen wird als einen Nachlaß an den verdienten Strafen des Reinigungsortes. Ja, ich will dem Allerhöchsten vertrauen, auch wenn ich mich vorübergehend schwach fühlen sollte. Ja, wenn ich es erleben sollte, daß Furcht und Angst im Begriffe wären, mich zu überwältigen, dann will ich mich erinnern, wie Sanct Petrus anfing, um seiner Kleingläubigkeit willen zu sinken, und dann will ich gleich ihm zum Heiland rufen um Hilfe, und er wird mir seine heilige Rechte darreichen und mich in den stürmischen Wellen der See vom Untergang erretten. Ich weiß gewiß, Margaretha, ohne meine eigene Schuld läßt der Heiland der Welt mich nicht verloren gehen. Und wenn er mich je sollte zu Grunde gehen lassen, selbst dann noch würde ich durch meinen Untergang seine Gerechtigkeit verherrlichen. Darum, theuerstes Kind, laß die Ruhe Deiner Seele nicht leiden, was immer auch in diesem Leben mir begegnen mag; es kann mir nichts begegnen, außer was Gott will; und ich weiß, ich bin dessen gewiß, daß, was

auch kommen mag, und mag es noch so schlimm erscheinen, es in der That das Beste ist. Und nun, mein gutes Kind, empfiehl mich all meinen Freunden; ich bete von ganzem Herzen, daß ihr Alle dem lieben Gott in Rechtschaffenheit dienen, daß ihr in Ihm Eure Freude und Euer Glück finden möget. Und wenn mit mir etwas geschieht, was Euch schmerzt, so bittet für mich zu Gott, aber lasset Euch nicht beängstigen; betet für mich so herzlich, wie ich für Euch, auf daß wir uns wiederfinden mögen im Himmel, wo wir glücklich sein werden ohne jede Störung und für alle Zeit und Ewigkeit."

Damit schloß dieses Gespräch, und von jetzt an scheint auch Margaretha jeden Widerstand aufgegeben und ihren Vater mit vollster Ergebung dem Schutze Gottes überlassen zu haben. Ihr Vater schrieb ihr noch einen nachträglichen Brief über den Gegenstand, und in ihrer Antwort sagt sie unter Anderem:

„Immer und immer wieder habe ich diesen beglückenden und trostreichen Brief gelesen, den getreuen Boten von meines Vaters heldenmäßig tugendhaftem Sinne, frei von jeder erdhaften Liebe zu den Gütern dieser Welt, fest und unzerreißbar verknüpft einzig mit der Liebe zu Gott. Ja, mein Vater! auch ich zweifle nicht, daß Gott seine Hand über Dich halten und Dich an Leib und Seele beschützen wird, nachdem Du allen irdischen Trost von Dir geworfen und Dich willig, froh und völlig seiner Liebe und seinem heiligen Schutze anheimgegeben hast. Und was glaubst Du auch, daß uns zu trösten vermochte seit Deiner gewaltsamen Trennung von uns? Wahrhaftig nur die Erinnerung an Dein vergangenes Leben und Deinen gottseligen Wandel und die Ueberzeugung, daß Dein Herz, rein von jeder irdischen Hefe, voll von Ruhe und Heiterkeit, angethan mit dem Strahlengewand des heiligen Geistes, eine herrliche Wohnstätte Gottes für die ewige Seligkeit geworden ist."

Man sieht aus diesen Worten klar, daß sie jede Hoffnung, das Leben ihres Vaters zu retten, aufgegeben hatte und ganz

in den gleichen Geist eingegangen war, mit welchem er selbst alle irdischen Sorgen bei Seite gesetzt hatte und das endliche Todesurtheil erwartete. Sie schließt ihren Brief mit den Worten: „Deine zärtlich liebende und gehorsame Tochter Margaretha, die getreulich für Dich betet und keinen sehnlicheren Wunsch hat, als an John Woods Stelle zu sein, um Dir einige kleine Dienste leisten zu können."

Margaretha fuhr fort, ihren Vater von Zeit zu Zeit zu besuchen und ihm kleine Labungen und Erfrischungen zu bringen, welche sie entweder der eigenen Armuth abgespart oder von guten Freunden zum Geschenk erhalten hatte. Als die beiden edlen Seelen bei einem solchen Besuche ihre Blicke durch das Fenster der Zelle hinaus in's Freie schweifen ließen, sahen sie einige Karthäuser-Mönche vorüberführen — zum Richtplatz, wo sie unter den fürchterlichsten Martern den Tod erleiden sollten, weil sie den König von England nicht als Haupt der Kirche anerkennen wollten.

„Schaue da hin, Gretchen," rief Morus aus, „wie diese glückseligen, heiligmäßigen Männer der Marter und dem Tode entgegengehen, so freudevoll und so strahlenden Auges, wie ein Bräutigam zu seiner Hochzeit geht. Sicherlich hält der liebe Gott Deinen einfältigen Vater einer so raschen Erlösung nicht für würdig."

Einige Zeit nach diesem Vorfall erhielt auch More's Gattin Alice die Erlaubniß, ihren Gemahl zu besuchen. Natürlich verlief diese Zusammenkunft des Ehepaars zwar in sehr charakteristischer, aber in ganz anderer Weise, als die gottgeweihten Stunden, welche Morus im Kerker mit seinem verständnißvollen Gretchen zubrachte.

Gleich beim Eintritt in die Gefängnißzelle begrüßte Frau More ihren Gemahl auf eine sehr eigenthümliche Weise. „Was der Tausend, Herr Morus!" sagte sie, „ich muß mich wundern, daß ein so weiser Mann, wie Du, solchergestalt den Thoren spielen mag. Hier bei den Ratten und Mäusen zu wohnen in

diesem schmutzigen Loch, während Du Dich so leicht der größten Freiheit erfreuen könntest, wenn Du nur wolltest gerade so handeln, wie alle andern Menschen auch. Wenn ich überlege, daß Du zu Chelsea Dein wohnliches und schönes Haus, Deine Bibliothek und Deinen lieblichen Garten hast, so muß ich mich in Gottes Namen höchlich verwundern, daß Du noch länger hier verweilen magst." Morus entgegnete:

„Liebe Alice, sage mir nur dieß Eine: ist nicht das Haus, welches ich jetzt bewohne, dem Himmel gerade so nahe, wie mein eigenes zu Chelsea?" Sie hatte es nie ausstehen können, wenn ihr Mann den Philosophenmantel um seine Schultern schlug, und auch heute, in dieser ernstesten Lage, blieb sie ihrem Humor getreu.

„Schnickschnack und Paperlapapp," sagte sie in größter Aufregung, „sollen denn diese Possen niemals aufhören?"

„Es scheint mir," fuhr der gelassene Ehemann fort, „Du stellst nicht in Abrede, daß beide Häuser dem Himmel gleich nahe sind. Wenn es nun sich in der That also verhält, so weiß ich wirklich nicht, warum ich mich hier nicht ebenso behaglich fühlen sollte, wie dort. Setze nur den Fall, ich wäre eine Anzahl von Jahren begraben und könnte dann wieder kommen, um mein Haus zu beziehen: sicherlich würde ich dort Bewohner antreffen, die mir einfach die Thüre weisen und mein Eigenthum mit nichten anerkennen würden. Uebrigens sage mir, wie lange glaubst Du wohl, daß ich voraussichtlich noch leben könnte?"

„Recht gut noch einige zwanzig Jahre," sagte die betrübte Frau.

„Nun also," schloß er die Unterhaltung ab, „wenn Du hättest sagen können, noch einige tausend Jahre, so hätte man von den Vorzügen und Schönheiten meines Besitzes in Chelsea noch reden können; allein selbst in diesem Falle muß derjenige als ein schlechter Kaufmann betrachtet werden, der um einiger tausend Jahre willen eine ganze Ewigkeit auf das Spiel setzt."



Alice ging hoffnungslos fort, und wir werden das unglückliche Weib gewiß recht milde beurtheilen; sie redete nicht nur scharf, sondern handelte auch gut, indem sie ihren letzten Ring und ihr letztes Kleid verpfändete und verkaufte, um ihren Mann im Kerker zu unterstützen und zu erquicken.

Morus beging die Unklugheit, während seiner Gefangenschaft — jedenfalls gegen den Willen der Behörden und gegen die Hausordnung — den Briefwechsel mit seinen Leidensgenossen Wilson und Fisher fortzusetzen. Dieser Umstand wurde später zu seinem Verderben verwerthet, wiewohl man mit Bestimmtheit sagen kann, daß er auch ohnedieß seinem Schicksal nicht entgangen wäre. Uebrigens wurde der fast achtzigjährige Fisher von Anfang an entschieden härter behandelt, als Morus, der ihm oft einen Theil seiner eigenen kargen Nahrung zu schicken die Mittel fand.

Inzwischen ging das Jahr 1534 dem Ende zu, und im November desselben — sieben Monate nach More's Verhaftung — ward das Parlament einberufen. Dasselbe hatte die Bestimmung, dem Werke, welches durch die Successions-Acte und durch den Successions-Eid war begonnen worden, die Krone aufzusetzen durch die Supremats-Acte und den sie betreffenden allgemeinen Unterthanen-Eid. Zuerst hatte man nur von der Geistlichkeit und zwar anläßlich der Leistung des Successions-Eides, ohne gesetzliche Grundlage, begehrt, daß sie auch, in Gemäßheit der früher schon ertheilten Zusage, den König als oberstes Haupt der Kirche in England anerkennen und das päpstliche Ansehen verwerfen solle. Es hatte sich jedoch bald die Ueberzeugung aufgedrängt, daß mit diesem Mittel nur halb geholfen sei, und so machte man denn ein neues „Landesgesetz", für Laien wie für den Klerus, kraft dessen „der König, unser oberster Herr, seine Erben und Nachfolger als die alleinigen irdischen Häupter der englischen Kirche betrachtet werden und die volle Macht besitzen sollen, alle Irrthümer, Ketzereien, Mißbräuche und Aergernisse zu unterdrücken und auszurotten."

Nicht umsonst hatte König Heinrich seine Erfahrungen bei Gelegenheit der Successions-Acte gemacht; darum beschloß das alle Zeit servile Parlament, daß es nicht genüge, sich diesem Gesetze stillschweigend zu unterwerfen und keine Handlungen gegen dasselbe vorzunehmen, sondern daß auch es müsse beschworen werden zuerst von den Bischöfen, später auch von allen Unterthanen des Königs.

Mit diesem Schritte war der so oft in der Kirchengeschichte hervorgetretene und ebenso oft mißlungene Versuch, eine „katholische Nationalkirche" zu gründen, auch für und in England eine vollbrachte Thatsache.

Warum ist dieser Versuch noch immer mißlungen? Warum ist er in unseren Tagen neuerdings mißlungen? Warum wird er immer mißlingen, so oft man ihn noch anstellen wird?

Einfach deßhalb, weil er einen Widerspruch in sich selbst enthält.

Das Wort „katholisch" bezeichnet, wie Jedermann weiß, die allgemeine, den ganzen Erdkreis umfassende, die gesammte Erlösungsanstalt in sich enthaltende Kirche. Das entschiedene Gegentheil dieser hohen, göttlichen Idee kann man nicht klarer und nicht trauriger aussprechen, als durch das Wort und den Begriff einer „Nationalkirche", in welcher die ewige Seligkeit abhängen soll von dem Staatsbürgerrecht und den darauf gesetzten Taxen und Sporteln.

In der katholischen Kirche ist das Verhältniß des höchsten Oberhauptes, welches als der irdische Stellvertreter des göttlichen Gründers der Kirche dasteht, zu allen Mitgliedern der Kirche ein ganz wesentlicher und unerläßlicher Gegenstand und Bestandtheil ihres Glaubens; dieser Glaube wird angetastet und durchbrochen durch jede unrechtmäßige Aenderung des fraglichen Verhältnisses, also ganz vorzugsweise durch jeden Versuch einer Nationalkirche. Jede Nationalkirche hat durch ihren bloßen Existenzversuch bereits die Bahn der Irrlehre mit voller Entschiedenheit betreten, und darum ist auch die Kirche Englands von dem Tage an, wo Heinrich VIII. sich auf den Stuhl des

hl. Petrus setzen wollte, nicht nur schismatisch, sondern auch häretisch gewesen.

Diese Wahrheiten standen so klar als nur möglich vor dem Geiste unseres Gefangenen, und er sah sehr wohl ein, daß der neue Schlag unter Anderem auch dazu bestimmt sei, mit ihm ein Ende zu machen.

Heinrich ließ es nicht fehlen an der überflüssigen Verdeutlichung der Absicht, welche er im Herzen trug. Im April 1535, als Morus gerade ein Jahr lang im Tower saß, schickte der König seinem auserwählten Opfer einen Besuch in sein Gefängniß. Es erschien kein Geringerer als Thomas Cromwell, begleitet von den Beamten der Staatsanwaltschaft und zwei Doctoren der Rechtswissenschaft. Er werde, so sprach Cromwell zu ihm, ohne Zweifel auch von dem neuen Gesetze gehört haben, durch welches der König als Oberhaupt der englischen Kirche erklärt worden sei. Ueber dieses Gesetz verlange der König seine, More's, Ansicht und Meinung zu vernehmen.

Gibt es wohl im Reiche des Denkbaren eine empörendere Grausamkeit, eine feigere Niedertracht, als von einem seiner Freiheit beraubten, zu jeder strafbaren Handlung schlechterdings unfähigen Menschen eine Meinungs-Aeußerung zu verlangen in keiner andern Absicht, als um diese Aeußerung, deren Inhalt man zum Voraus kennt und kennen muß, unmittelbar nachher als Gegenstand einer Strafanklage zu verwerthen? Und was ist zu sagen von einer Staatsgewalt, die bis zu solcher Tiefe der Entwürdigung herabgesunken ist?

Morus lehnte Cromwells Ansinnen ab. „Er habe zwar in früheren Zeiten sich über die einschlägliche Frage ganz freimüthig dem Könige gegenüber ausgesprochen, jetzt aber finde er keinen Grund mehr, dieß zu thun. Er habe sich aller Gedanken über irdische Gegenstände entschlagen, und wolle auch nicht darüber streiten, welche Titel dem Könige und welche dem Papste gebühren. Er sei und bleibe des Königs getreuer Unter-

than, er bete täglich für den Herrscher, für das königliche Haus und für das Vaterland, aber in diese Sache wolle er sich in keiner Weise mischen."

Cromwell bemerkte dem Verhafteten, daß der König mit einer derartigen ausweichenden Erwiederung nicht zufrieden sein werde, vielmehr eine ganz bestimmte und klare Antwort ohne Hörner und Schrauben verlange. Zugleich stellte er ihm vollständige Begnadigung in Aussicht, falls diese Antwort zur Befriedigung des Monarchen ausfalle.

Morus gab die Alles entscheidende Schlußantwort:

Er sei fest entschlossen, an keinerlei weltliche Dinge mehr zu denken, geschweige denn sich in sie zu mischen. Seine einzige Beschäftigung sei die Betrachtung der Leiden Christi, und die Vorbereitung auf den eigenen Tod.

Nichts kann nach meiner Meinung edler und zugleich vernünftiger, besonnener sein, als More's Verhalten bei dieser Gelegenheit. Unerschütterlich entschlossen, seiner Ueberzeugung um keinen Preis untreu zu werden, zugleich voll kaum verhehlter Entrüstung über die jammervolle Art und Weise, auf welche man ihn zu fangen suchte, vermied er dennoch mit hoher Weisheit, als ächter Schüler Christi, jedes herausfordernde oder verletzende Wort. Er gab sogar zu verstehen, daß man von ihm, einem gebrochenen Mann, unter keinen Umständen eine thatkräftige Opposition zu befürchten habe: er drängte sich in keiner Weise zum Martyrium heran, und er war hiebei ganz gewiß vorzugsweise geleitet von dem Vorsatz strengster Pflichterfüllung gegen seine Familie; denn ihm selbst war in der That Leben und Tod gleichgiltig geworden.

Dieß Letztere zeigte er auf's Deutlichste, als er in der nämlichen Angelegenheit zum zweiten Male vor Thomas Cromwell gerufen ward. Abermals wies der Commissär den Gefangenen auf seine auch im Kerker fortdauernde Unterthanenpflicht hin. Damit verband er zum ersten Mal die vielsagende Erklärung, daß der Strenge des Gesetzes voller Lauf gelassen werde, wo

Hartnäckigkeit sich nicht wolle biegen lassen. Morus verstand und beantwortete diese Drohung.

„Ich rede Niemanden zu der einen oder andern Meinung zu, ertheile keinen Rath, table Niemanden, wünsche Niemanden Schlimmes, Allen Gutes, bete für den König und für Alle. Wenn dieß nicht genügt, um mein Leben zu retten, dann will ich gar nicht länger leben. Gar oft, seit ich in diesem Gefängniß bin, glaubte ich in Folge meiner körperlichen Leiden meine letzte Stunde gekommen; ich kenne also das Gefühl der Todesnähe, und ich war nicht ein einziges Mal darüber betrübt, sondern ich trauerte jeweils nur dann, wenn die Hoffnung des Todes mir wieder zu entschwinden schien! Mein armer Leib steht zu des Königs Befehl; wollte Gott, mein Tod könnte ihm nützen!"

Am 3. Juni 1535 erhielt Morus einen abermaligen Besuch von einer Commission, bestehend aus Erzbischof Cranmer, Kanzler Audley, dem Herzog von Norfolk, dem Grafen von Wiltshire (Anna's Vater) und Thomas Cromwell. Dem Gefangenen ward das Protokoll über seine frühere Einvernahme, sowie der von der Commission erstattete Bericht an den König vorgelesen, und ihm des Monarchen Unzufriedenheit und Ungnade verkündet. Man erklärte ihn geradezu verpflichtet, sich darüber auszusprechen, ob er die kirchliche Obergewalt des Königs, den Supremat, für rechtmäßig halte oder nicht; im letztern Fall gestehe er selbst seine böswillige, treulose Gesinnung gegen den König zu.

More's Antwort ging dahin: „Er sei sich keiner böswilligen Gesinnung bewußt, könne also eine solche auch nicht gestehen. In der Sache selbst verweise er auf seine frühere Antwort, fest hoffend, daß einstmals der Tag kommen werde, an welchem seine Schuldlosigkeit vor Gott und der Welt offenbar sein werde. Er wies darauf hin, daß er bis zur gegenwärtigen Stunde treulich gehandelt habe nach der Vorschrift, welche ihm der König selbst beim Eintritt in dessen Dienst gegeben,

„vor Allem Gott, und dann erst den König vor Augen zu haben". Des Königs Macht, durch Landesgesetze eine Antwort zu erzwingen, wolle er nicht bestreiten, obwohl er diesen Zwang ziemlich lästig finde. Wenn das Gewissen eines Einzelnen gegen ein Gesetz sei, so könne man von ihm höchstens verlangen, daß er gegen dasselbe weder durch Worte, noch durch Handlungen verstoße; wollte man aber verlangen, ein Gesetz entweder dem Gewissen zuwider zu billigen, also zum Nachtheil der Seele, oder dasselbe ausdrücklich zu verwerfen zum Verderben des Leibes, dann allerdings würde ein solches Gesetz einem zweischneidigen Schwerte zu vergleichen sein."

Morus bestritt ferner der englischen Landesgesetzgebung das Recht, allgemein anerkannte Glaubensüberzeugungen der gesammten Christenheit anzutasten — und eine solche war vor der staatlichen Anerkennung des Protestantismus die Stellung des Papstes in der Kirche; er weigerte sich deßhalb, einen neuen Eid zu leisten, wornach er in allen Dingen, die des Königs Person und amtliche Titel betreffen, wahr und aufrichtig antworten wolle. Er erklärte geradezu, es sei sein fester Entschluß, in diesem Leben keinen Eid mehr zu leisten. Und in der That war die Bezugnahme dieser neuen Eidesformel auf Heinrichs angemaßten Titel „Haupt der Kirche" so plump versteckt, daß auch einem Christen, wie Morus war, bei diesen dumm boshaften Schlingen und Fallen endlich die Geduld ausgehen konnte.

Dieß war der letzte Versuch, den König Heinrich mit seinem früheren Liebling anstellen ließ. Er hatte sich nunmehr überzeugt, daß er die Zustimmung dieses zum Tode entschlossenen Mannes zur Losreißung Englands von der katholischen Kirche niemals erlangen werde. Während er also auf dieser revolutionären Bahn mit raschen Schritten vorwärts ging, die Klöster vernichtete und den zum großen Theil knechtisch gesinnten Klerus ganz unter die Abhängigkeit von der Staatsgewalt beugte, befahl er, gegen Morus endlich den förmlichen Strafproceß einzuleiten.

Von diesem Tage an ward die Behandlung des Gefangenen nicht nur eine wesentlich andere, als sie bisher gewesen war, sondern sie ward eine unzweifelhaft grausame und barbarische. Am 12. Juni 1535 erschien der Staatsanwalt (Solicitor) Rich, eines der unwürdigsten Werkzeuge der damaligen Regierungspolitik, in Gesellschaft zweier Unterbeamten Namens Southwell und Palmer, um dem Gefangenen in Folge königlichen Befehls sämmtliche Bücher und Schreibmaterialien wegzunehmen. Er war in derselben Stunde in seiner schon früher erwähnten Leidensgeschichte des Herrn an die Stelle gekommen: „Sie legten Hand an ihn."

Während nun Richs Untergebene mit Einpacken dieser harmlosen Bücher und Schriften beschäftigt waren, vollzog Rich selbst mit der Geschwindigkeit eines Halunken noch einen andern Auftrag, welcher, im Grunde genommen, seine Hauptaufgabe war. Er sollte nämlich unter der Form und Maske eines freundschaftlichen Gespräches den Gefangenen ausholen und zu vertraulichen, unvorsichtigen Aeußerungen verleiten, welche dann in der gerichtlichen Hauptverhandlung beim Mangel sonstiger Beweise mit rohester Treulosigkeit vor den Geschworenen gegen ihn verwerthet werden sollten.

Der Solicitor Rich hat diesen Auftrag vollzogen, und er ist ihm nicht ganz mißlungen. Bis jetzt nämlich hatte Morus nur zwei Eide verweigert, sich dadurch der Begünstigung des Hochverraths schuldig gemacht, und lebenslängliche Einsperrung, sowie den Verlust seines Vermögens verwirkt. Um ihn zum Tode führen zu können, dazu brauchte man den Thatbestand des vollendeten Hochverraths, und diesen sollte Rich erweislich machen.

Er wandte sich also mit freundlicher Geberde und Betonung an More und sagte: „Ihr seid anerkannter Maßen ein weiser und gelehrter Mann; Ihr würdet mich verbinden, wenn ich Euch folgende Frage vorlegen dürfte: „Wenn das ganze Königreich in Folge eines Parlaments-Gesetzes mich als rechtmäßigen

König annehmen würde, wäret Ihr dann bereit, meinen königlichen Titel anzuerkennen?"

Daß Morus auf diesen in der That eben so plumpen wie unbefugten Angriff überhaupt irgend eine Antwort zu geben sich veranlaßt sah, das ist und bleibt einer der unerklärlichsten Punkte in seinem Leben. Allein, welche Geisteskraft unterliegt nicht einer wenigstens augenblicklichen, vorübergehenden Schwächung oder Verdunkelung, wenn jahrelange Kerkerluft den körperlichen Organismus gebrochen hat? Genug, statt dem frechen Buben zu sagen, daß er hier nichts zu fragen habe, gab Morus ihm freundlich und gelassen zur Antwort:

„Ja, Herr, ich würde ihn anerkennen."

„Gut," forschte Rich weiter, „gesetzt nun den Fall, ein Parlamentsgesetz würde gebieten, mich als Papst anzuerkennen, würdet Ihr mich nicht auch als Papst annehmen?"

„Was dieß betrifft," fuhr der arglose Gefangene fort, „so hat das Parlament wohl die rechtmäßige Gewalt, in Eurem ersten Falle zu handeln. In Eurem zweiten Falle aber erlaubet mir, hinwiederum Euch eine Frage vorzulegen. Gesetzt den Fall, das Parlament erließe ein Gesetz des Inhalts, Gott sei nicht Gott, würdet dann Ihr einem solchen Gesetze zustimmen?" — „Nein," entgegnete Rich, „denn kein Parlament hat Recht oder Gewalt, so Etwas zu behaupten." Damit ließ Morus den Gegenstand fallen; Rich dagegen behauptete, der Gefangene habe noch die Worte hinzugefügt: „Ebensowenig hat ein Parlament die Befugniß, einen König als das oberste Haupt der Kirche zu erklären."

Und diese, zwar sehr richtige, aber nur angebliche, von Morus sicherlich nicht gesprochene Aeußerung sollte nun den Thatbestand des Hochverrathes enthalten und vollenden. Inzwischen war eingepackt, und die Diener der Gerechtigkeit entfernten sich.

Durch die grausame Hinwegnahme seiner Bücher und Schriften hatte Morus seinen vorzüglichsten Trost verloren,

und ich kann nicht sowohl einen ruhigen und gelassenen Humor, als vielmehr einen Anflug bitterster Trostlosigkeit darin finden, wenn er von diesem Tage an längere Zeit die Fensterladen nicht mehr öffnete und dem Festungscommandanten auf seine deß-fallsige Frage antwortete: „Wenn die Waaren und die Werkzeuge hinweggenommen sind, was kann man Anderes thun, als die Bude schließen?“ Als er sich später wieder entschloß, Gottes Tageslicht in seine Zelle hereinzulassen, da war er eben genöthigt, die nothwendigsten und letzten Mittheilungen an die Seinigen mit Kohle auf zufällig aufgelesene kleine Papierschnitzel zu schreiben. So behandelte der königliche Gründer der anglicanischen Kirche einen der größten Schriftsteller seiner Zeit und seines Landes. More's Nachkommen aber und die getreuen Katholiken Englands bewahrten die von ihm mit Kohle beschriebenen Papierstreifchen lange Jahre als theure, geheiligte Reliquien auf. Indessen auch aus dieser düstersten Zeit seines Kerkerleidens blitzen einzelne Strahlen seines alten, guten Humors hervor; so schreibt er einmal an Margaretha, „ein ganzer Sester voll Kohlen reichen nicht hin, ihr seine väterliche Liebe auszusprechen“.

Eine andere unangenehme Thatsache fällt in die gleiche Zeit, nämlich die Entdeckung seines fortgesetzten Verkehrs mit Bischof Fisher; und wir wollen sogar zu Gunsten Heinrichs und seiner Beamten annehmen, obwohl es nicht bewiesen ist, daß diese Entdeckung mit beigetragen habe zu der über More verhängten Maßregel, deren Vollzug durch Rich wir bereits kennen gelernt haben. Der Diener des Bischofs, welcher die Correspondenz vermittelt hatte, wurde eingezogen und mit dem Tode bedroht. Er war ein einfacher Landmann und fragte in gutmüthiger Naivetät, ob es denn ein Gesetz gebe, wornach man einen Diener hängen könne, weil er seinem Herrn gedient. Man ließ ihn laufen und jagte ihn aus dem Hause; auch dieser letzte Trost des schriftlichen Verkehrs mit dem alten, bewährten, ehrwürdigen geistlichen Freunde war verloren für immer.

In der neuesten, 1873 zu London erschienenen Arbeit über Morus finde ich eine Erzählung, welche zu merkwürdig ist, um nicht erwähnt zu werden, die ich aber gleichwohl nicht auf mein Gewissen nehmen kann, weil es an einer Quellenangabe fehlt und weil die Sache fast zu empörend ist, um ohne Weiteres zur Schande der Menschheit geglaubt zu werden. Hiernach hätte die Regierung sich nicht geschämt, jeden der beiden Gefangenen durch die lügenhafte Behauptung, der Andere habe sich unterworfen, zum Abfall zu bringen.

Zu diesem Zweck benützte man — so wird erzählt — zunächst ein Verhör mit Fisher über seinen Verkehr mit Morus; am Schlusse desselben log man ihm vor, der frühere Lordkanzler habe den Eid geleistet, und er könne offenbar nichts Besseres thun, als dem Beispiel seines Freundes zu folgen. Der einfältige Mann nach dem Herzen Gottes glaubte in der That, was ihm erzählt wurde, und antwortete:

„Es thut mir weh, daß der Muth und die Kraft ihn verlassen hat; allein ich bin weit davon entfernt, ihn zu tadeln; denn ich bin ja frei von den schweren Versuchungen, welche die Sorge für Weib und Kind über ihn bringen mußten, und denen er unterlegen sein mag. Jedenfalls berührt die Sache mich in keiner Weise; denn wollte ich den Eid leisten, so müßte ich Schiffbruch leiden an meinem Gewissen und an dem Heil meiner Seele."

Die nämliche Arglist sei benutzt worden, um More's Widerstand zu brechen. Gerade um die fragliche Zeit erschien Margaretha Roper, mit einer Bittschrift für ihren Vater in der Hand, im Vorzimmer des geheimen Rathes. Der Lorkanzler Audley kam heraus, um mit ihr zu sprechen und ihr Gesuch abzunehmen. Er bedauerte auf's Höchste den Starrsinn ihres Vaters, zumal jetzt sogar Bischof Fisher seinen Irrthum eingesehen und den Eid geleistet habe. In überglücklicher Freude fragte sie den Versucher nochmals, ob sie sich auf die Botschaft verlassen könne. Da habe Lord Audley erwiedert: „Ja, und

mehr als das: im gegenwärtigen Augenblick ist er bei dem König, und bald werden Sie ihn in Freiheit und in hoher Gnade sehen." Margaretha wollte Nichts mehr hören und eilte stürmisch zu ihrem Vater; hatte Fisher geschworen, dann war der sehnlich herbeigewünschte und seit langer Zeit aufgegebene Ausweg gefunden, denn daß er Nichts gegen das katholische Gewissen thun könne, das galt den Katholiken Englands als ausgemachte Sache.

Margaretha fand alsbald Zutritt bei ihrem Vater und schüttete ihr hoffnungsvolles Herz aus. Er aber wurde keinen Augenblick erschüttert: „Du bist ein Närrchen, mein Gretchen," sagte er sehr kühl und ruhig, „Du bist an diese Kunstgriffe nicht gewöhnt; ich aber kenne ihre Fallstricke sehr wohl; sie wollen mich mit einem Hanswurst-Streiche fangen, aber weit entfernt, mich zu täuschen, täuschen sie sich selbst; und überdieß will ich Dir sagen, wenn es je möglich wäre, daß der Bischof den Eid geleistet hätte, so wäre sein Vorgang für mich keineswegs ein Beweggrund zur Sünde."

Gleich darauf wurde er selbst vor die Commissäre gerufen, welche ihm die nämliche Lüge auftischten. Er verlangte den Bischof selbst zu sprechen; das werde geschehen, so lautete der Bescheid, sobald er seinen Eid gleichfalls werde geleistet haben. Er bat, Fishers Unterschrift sehen zu dürfen; sie wäre beim König, sagte Kanzler Audley.

„Dann," sagte Morus, „mögen mir die Herren erlauben, ihnen gerade heraus zu sagen: ich glaube es nicht, daß der hochwürdige Bischof von Rochester den Eid geleistet oder das Protokoll unterzeichnet hat; und sollte er auch Beides gethan haben, ich werde Keines von Beiden thun."

Es ist, ich wiederhole es, fast schwer, so Etwas zu glauben; allein auf dieser Erde ist Alles möglich.

Das endliche Schicksal More's wurde beschleunigt durch die ebenfalls an das Unglaubliche streifende Unklugheit des heiligen

Stuhles. Dem im schwersten Kampfe gegen seinen König begriffenen Bischof Fisher wurde der Cardinalshut verliehen, worauf Heinrich VIII. ruhig sagte: „Ich werde dafür sorgen, daß ihm der Kopf fehlt, um den Hut darauf zu setzen.“

Die Anklage auf Tod und Leben gegen Fisher war natürlich undenkbar ohne die gleiche gegen More. Nach einer gänzlich gesetzwidrigen Untersuchungshaft von mehr als 14 Monaten — denn verurtheilt war er ja nicht einmal wegen Begünstigung des Hochverraths — ward Morus endlich vor Gericht gestellt. Der Tag, an welchem dieß geschah, wird merkwürdiger Weise verschieden angegeben; Einige bezeichnen ihn als den ersten Juni, Andere als den ersten Juli 1535. Gewiß ist, daß Fishers Hinrichtung am 21. Juni stattfand, und die Quellen sprechen fast mit Gewißheit dafür, daß erst am 1. Juli, also nach dem Tode seines ehrwürdigen Freundes, More's Proceß begann.

Man ließ es bei dem gerichtlichen Verfahren gegen Morus an unnöthiger Grausamkeit keineswegs fehlen. Schon daß man diesen Mann vom Tower bis zum Gerichtssaal in Westminster-Hall zu Fuß durch die Straßen Londons führen ließ, kann nur als ächte Barbarei bezeichnet werden. Hier wurde er nun vor die Schranken des nämlichen Gerichtes gestellt, in welchem er als Lordkanzler mit so großer Treue und so hohem Ruhm den Vorsitz geführt hatte. Obgleich des Königs Sache schon auf allen Flanken siegreich war, konnten sich doch viele der Zuschauer der Thränen und des lauten Weinens nicht enthalten, als der Gefangene vor den Schranken erschien.

Gekleidet war er in einen groben, wollenen Rock und stützte sich vor Schwäche auf seinen Stab; sein Haar war ganz grau geworden, sein Antlitz bleich, fahl und abgemagert; Alles sprach an seiner Erscheinung von den schweren Leiden der Kerkerhaft, aber aus seinem seelenvollen Auge leuchtete ein Abglanz der himmlischen Herrlichkeit, ein Friede und eine Heiterkeit, welche die Welt nicht geben kann.

Der Gerichtshof war zusammengesetzt aus dem Vorsitzenden, Lordkanzler Audley, dem Herzog von Norfolk und den Richtern Sir John Fitzjames (Oberrichter), Sir John Baldwin, Sir Richard Leicester, Sir John Port, Sir John Spelman, Sir Walter Luke und Sir Anton Fitz-Herbert.

Es wurde zunächst die Anklageschrift vorgelesen, ein langes, weitschweifiges Actenstück, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging: Der Angeklagte habe boshafter, hartnäckiger und verrätherischer Weise sich gegen das Parlaments-Gesetz aufgelehnt, kraft dessen der König als oberstes Haupt der Kirche von England erklärt worden sei. Zum Beweis wurde sich berufen auf die Protokolle über seine wiederholte Einvernahme im Tower, und auf sein Gespräch mit dem Staatsanwalt Rich ebendaselbst. Ferner habe er in einem Brief an Bischof Fisher, sowie in einem Verhör das nämliche Gesetz als ein zweischneidiges Schwert bezeichnet. Er sei also des vollendeten Hochverraths schuldig, weil er den Landesgesetzen widerstrebt und die rechtmäßige Gewalt des Königs nebst dem ihr entsprechenden Titel geläugnet habe. Zugleich wurden die früheren Beschuldigungen, daß er des Königs zweite Ehe mißbilligt und die beiden Eide verweigert habe, ausführlich wiederholt.

Nach dieser Vorlesung wandte sich der Gerichtspräsident an den Angeklagten, um ihm zu eröffnen, daß immer noch Hoffnung auf Verzeihung und Gnade des Königs vorhanden sei, wenn Morus seine bisherige Meinung ändern und das Gegentheil davon beschwören wolle.

Morus dankte den Herren für ihre gute Absicht und erklärte, er flehe zu dem allmächtigen Gott, daß er durch seine Gnade ihn standhaft erhalten möge bei seiner bisherigen Ueberzeugung, selbst bis zum Tode. Nach dieser Erklärung ertheilte man ihm das Wort, um sich gegen die Anklage zu vertheidigen. Er begann:

„Wenn ich die Länge und Ausführlichkeit der Anklageschrift

und die Gehässigkeit der gegen mich erhobenen Anschuldigungen erwäge, so muß ich befürchten, meine Geisteskräfte und mein Gedächtniß möchten mich verlassen, da sie nicht minder als meine körperliche Kraft durch die langdauernde Einsperrung geschwächt sind; ich werde daher wohl nicht im Stande sein, Alles so plötzlich und unvorbereitet so zu beantworten, wie ich sollte und unter andern Umständen auch könnte."

Hier ließ ihm der Vorsitzende einen Stuhl bringen. Nachdem Morus sich niedergelassen, fuhr er fort:

„Die Anklage enthält, wenn ich nicht irre, im Wesentlichen vier Hauptpunkte, die ich mit Gottes Hilfe der Reihe nach beantworten will. Vor Allem soll ich des Königs Ehe mit der jetzigen Königin Anna mißbilligt haben. Es ist nun zwar richtig, daß ich dem König, so oft er mich zu fragen geruhte, meine Ansicht über diesen Gegenstand stets gewissenhaft und freimüthig ausgesprochen habe. Ich vermag aber nicht einzusehen, wie man mich deßhalb des Hochverraths anklagen kann. Im Gegentheil, ein treuloser Verräther gegen meinen Gott wie gegen meinen König wäre ich gewesen, wenn ich, in einer so hochwichtigen Angelegenheit um meinen Rath befragt, aus Schmeichelei und Gunstbuhlerei gegen meine Ueberzeugung und gegen mein Gewissen gesprochen hätte. Sollte ich aber wirklich in diesem Punkte den König beleidigt haben, dann glaube ich durch den Verlust meines ganzen Vermögens und durch die schon verbüßte Einkerkerung während 15 Monaten genügend bestraft zu sein.

„Der zweite Anklagepunkt besteht darin, daß ich trotz zweimaligen Verhörs vor einer königlichen Commission mich geweigert habe, meine Ansicht auszusprechen über das Parlaments-Gesetz, welches den König als oberstes Haupt der englischen Kirche erklärt und betitelt; man behauptet, ich hätte dieß aus boshafter und verrätherischer Gesinnung und Absicht gethan. Dieses Gesetz berührt mich nicht; ich genieße von der Kirche keine irdischen Wohlthaten und lasse die Frage, ob das Gesetz

rechtmäßig ist oder nicht, unentschieden. Niemals habe ich gegen dasselbe irgend Etwas gesagt oder gethan, Niemand wird im Stande sein, mich einer solchen Aeußerung oder Handlung zu überführen. Ich will, wie ich schon einmal gesagt habe, an nichts Anderes mehr denken, als an das Leiden Christi und an meinen eigenen Tod. Weder das fragliche Gesetz, noch irgend ein anderes kann einen Mann um seines Stillschweigens willen bestrafen; nur Worte und Handlungen unterliegen der Strafe des Gesetzes. Gott allein ist der Richter auch über unsere Gedanken."

Als More diese große, heilige Wahrheit aussprach, unterbrach ihn der Vertreter der Staatsanwaltschaft, um ihm zu sagen, daß auch das Stillschweigen unter Umständen eine Bedeutung haben könne, nämlich als Beweis einer boshaften und treulosen Gesinnung; kein treuer Unterthan, welchem eine solche Frage, wie die von Morus beharrlich nicht beantwortete, vorgelegt werde, könne und werde sich der Antwort weigern.

Auf diesen ganz unermeßlich schwachen Beweisgrund antwortete Morus: „Eine rechtliche Bedeutung habe das Stillschweigen nach römischem und kirchlichem Rechte nur insofern, als man aus demselben auf Zustimmung, niemals auf Widerspruch schließe. Der König sei übrigens sehr wohl im Stande, aus seiner langjährigen Amtsführung zu wissen, ob er, Morus, ein boshafter Unterthan sei. Die Pflicht eines wahrhaft getreuen Unterthanen bestehe nicht sowohl darin, auf alle möglichen Fragen Antwort zu geben, als darin, daß er Gott mehr gehorche als den Menschen, daß er die Reinheit seines Gewissens und die Rettung seiner Seele über alles Andere setze."

Nun wandte er sich zum dritten Anklagepunkt und sprach:

„Ich werde angeklagt, boshaft und hochverrätherisch gehandelt zu haben, indem ich während der Zeit meiner Einsperrung im Tower acht Bündel Briefe an Bischof Fisher geschrieben und ihn darin zu gleich hartnäckiger Gesetzesübertretung angestiftet

hätte. Ich bitte, mir diese Briefe vorzulegen oder vorzulesen: dann wird man gleich sehen, ob ich lüge oder unschuldig bin. Man sagt mir, dieser Bitte könne nicht entsprochen werden, weil der Bischof die Briefe sämmtlich verbrannt habe. Nun gut; die Wahrheit ist diese: eine Anzahl derselben betraf nur unsere Privatangelegenheiten, da wir seit langen Jahren ganz vertraute Freunde waren. Ein Brief war die Antwort auf eine schriftliche Anfrage des Bischofs an mich, wie ich in meinen Verhören über des Königs oberste Kirchengewalt geantwortet hätte. Ich erwiederte ihm: ich sei mit meinem Gewissen im Reinen und überlasse es ihm, das seinige nach eigenem Ermessen in's Reine zu bringen. Gott ist mein Zeuge, daß ich dem Bischof diese und keine andere Antwort gegeben habe.

„Der letzte Anklagepunkt geht dahin, ich hätte das fragliche Gesetz als ein zweischneidiges Schwert bezeichnet; die nämliche Aeußerung habe auch Bischof Fisher gethan, es sei folglich gewiß, daß dieselbe auf einer Verabredung zwischen uns Beiden, auf einem Complott beruhe. Darauf erwiedere ich, daß ich nur bedingt gesprochen habe. Ich sagte nämlich im Verhör, wenn man in jedem Falle Gefahr laufe, man möge das Gesetz billigen oder nicht, dann finde ich die an mich gestellte Frage sehr hart, weil in diesem Fall das Gesetz einem zweischneidigen Schwerte vergleichbar wäre, während ich doch weder durch Worte noch durch Handlungen mich gegen dasselbe vergangen hätte. Dieß war meine Antwort; was der Bischof geantwortet hat, weiß ich nicht. Wenn seine Antwort mit der meinigen gleichlautend war, so kann daraus keineswegs auf eine Verabredung oder ein Complott geschlossen werden, sondern nur auf die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen und Ueberzeugungen. Schließlich erkläre ich wiederholt mit vollster Wahrhaftigkeit, daß ich niemals auch nur ein Wort gegen das Gesetz zu irgend einem Menschen geredet habe, wenn man auch vielleicht dem König das Gegentheil berichtet hat."

Diese kurze Vertheidigungsrede darf wohl, ohne Widerspruch

zu befürchten, als ein vollendetes Meisterstück betrachtet werden, nicht nur wegen ihrer Gedankenklarheit, lichtvollen Darstellung und sprachlichen Meisterschaft, sondern ganz vorzugsweise wegen eines Umstandes, den sie mit sehr wenigen Vertheidigungsreden, die seit Erschaffung der Welt gehalten worden sind, gemein haben dürfte: es steht nämlich darin auch nicht ein einziges Wort, das nicht der buchstäblichen Wahrheit entspräche, und als solche von denkenden Mitgliedern aller Parteien anerkannt werden müßte. Auch scheint sie auf die Zuhörerschaft einen tiefen, fast überwältigenden Eindruck hervorgebracht zu haben: denn jetzt wurde der für den schlimmsten Fall vorbehaltene, letzte Trumpf aufgespielt: Staatsanwalt Rich trat als Zeuge auf.

Er betrat die Zeugenbank und erklärte, daß er allerdings im Stande sei, Umstände anzugeben, aus welchen hervorgehe, daß der Angeklagte des Hochverraths schuldig sei. Er erzählte sodann sein uns bekanntes Gespräch mit Morus im Tower, nebst dem Schlußsatz, Morus habe erklärt, „kein Parlament sei im Stande, den König zum obersten Haupt der Kirche zu machen". Und diese Aussage hat Staatsanwalt Rich durch feierlichen Zeugeneid beschworen.

Nachdem Morus eine geraume Weile mit vernichtender Verachtung seinen Blick auf dem falschen Zeugen hatte ruhen lassen, wandte er sich nach der Richterbank, streckte seinen rechten Arm aus und sprach mit ungewöhnlich feierlichem Ernste also:

„Meine Herren, wenn ich ein Mann wäre, der einen Eid gering anschlägt, so würde ich nicht in diesem Augenblicke an dieser Stelle stehen. Und wenn dieser Zeugeneid, Herr Rich, den Ihr soeben abgelegt habt, mit Wahrheit geleistet ist, dann bitte ich Gott, daß ich niemals sein Angesicht schauen möge — ein Wort, das ich nicht sagen möchte, selbst wenn ich damit die ganze Welt gewinnen könnte."

Hierauf erzählte More dem Gerichtshofe jene ganze Unterhaltung, so wie sie in Wahrheit sich zugetragen hatte, und

wandte sich dann nochmals an den Zeugen Rich. „In der That, Herr Rich," sagte er, „ich bin weit tiefer bekümmert ob Eures Meineides, als ob meiner eigenen Gefahr: Wisset, daß weder ich, noch irgend Jemand, den ich kenne, Euch jemals für den Mann gehalten hat, welchem eine wichtige Angelegenheit mitzutheilen rathsam wäre. Ihr wisset recht wohl, daß ich seit geraumer Zeit, ja seit langen Jahren in der Lage war, Euer Leben und Euren Wandel zu beobachten. Wir gehörten sehr lange einer und derselben Pfarrei an, und Ihr werdet selbst sagen müssen, — es ist mir leid, daß Ihr mich gezwungen habt, es zu sagen, — man hält Euch allgemein für einen Menschen von leichtfertiger Zunge, für einen Spieler, für einen Mann von nichts weniger als gutem Leumund."

„Ist es also," wandte er sich wieder an den Gerichtshof, „ist es in der That wahrscheinlich, daß ich einem solchen Menschen, daß ich diesem Menschen eher mein Vertrauen schenken sollte, als dem König und seinen obersten Rathgebern? Daß ich meine innerste Gesinnung über die königliche Suprematie ihm eröffnen sollte, nachdem ich sie in wiederholten Verhören weder dem König noch seinen Commissären enthüllen zu wollen beharrlich mich geweigert hatte? Was ich vor Jedermann für mich behielt, das sollte ich ihm, dem Herrn Rich, geoffenbart haben?"

Und dennoch hatte er eben den verhängnißvollen Fehler begangen, mit diesem Menschen über diesen Gegenstand überhaupt nur zu reden.

„Angenommen aber," fuhr der Angeklagte fort, „ich hätte wirklich in vertraulichem Gespräch eine ähnliche Aeußerung gethan, so fehlt es doch jedenfalls im rechtlichen Sinn an der erforderlichen Bosheit oder verbrecherischen Absicht, ohne welche vom Thatbestand des Hochverraths gar nicht die Rede sein kann. Auch dürften die hohen Gnaden, Wohlthaten und Gunstbezeugungen, welche mir der König während so vieler Jahre erwiesen hat, und die Dienste, welche ich ihm geleistet

habe, wohl einigermaßen im Stande sein, das Vorhandensein einer boshaften und verrätherischen Gesinnung gerade bei mir auszuschließen."

In dieser schmachvollen Bedrängniß that Rich, was er nicht lassen konnte: er berief sich auf seine beiden Gesellschafter beim fraglichen Vorfall. Die Herren Southwell und Palmer wurden vorgerufen, beeidigt, und gaben an, daß sie viel zu eifrig mit Einpacken beschäftigt gewesen seien, um auf dasjenige zu hören, was zwischen Morus und Rich verhandelt wurde.

So war denn nun — wenn nicht der Justizmord eine fest beschlossene Sache gewesen wäre — das ganze Lügengewebe der Anklage durch die Wahrhaftigkeit von zwei Schreibern zerrissen.

Präsident Audley schritt zum Resumé: Dieser Aufgabe entledigte er sich in einer Weise, die seiner ganz würdig war; er setzte nämlich den Geschworenen auseinander, daß, wenn die von Rich behauptete Aeußerung More's auch nicht ganz genau so stattgefunden haben sollte, sie jedenfalls die bekannten Gesinnungen des Angeklagten sehr treffend bezeichne.

Mit dieser Belehrung schickte er die Geschworenen, deren zwölf gleichgiltige Namen ich dem Setzer und dem Leser ersparen will, in ihr Berathungszimmer. Sie brauchten kaum eine Viertelstunde, um das „Schuldig" wegen Hochverraths über Morus auszusprechen. Es ging ihnen, wie es den Geschworenen schon zahllose Male gegangen ist: sie wußten, was der Staatsanwalt und der König von ihnen wollte, und sie thaten es. Denn wer die Macht hat, der hat die Gerichte, und wer die Gerichte hat, der hat die Macht. Das war der Grundsatz jener Tage; Lug und Trug und Justizmord wurde ohne Scheu und ohne Zögern begangen; man wußte, daß es also des Königs Wille sei.

Präsident Audley war so entzückt über das Verdict der Jury, daß er sogar die einfachsten formellen Vorschriften des Verfahrens vergaß und sofort zur Fällung und Verkündung des Urtheils schreiten wollte. Allein der edle Angeklagte unterbrach

ihn, als er des Richters Eilfertigkeit bemerkte, mit stolzer Ruhe und schneidender Ironie, indem er sagte: „Mein Herr! als ich hier Richter war, da war es Sitte, den Angeklagten nach dem Wahrspruch zu befragen, ob er vor der Urtheilsfällung oder gegen sie noch Etwas vorzutragen habe."

Beschämt und verlegen mußte Audley sich bequemen, die gesetzlich vorgeschriebene Frage an den Angeklagten zu richten. Dieser ergriff hierauf abermals das Wort und sagte:

„Die gegen mich erhobene Anklage beruht auf einem Parlaments-Gesetz, das im Widerspruch steht mit den Gesetzen Gottes und der Kirche. Die oberste Regierung der Kirche ist ein Recht des heiligen Stuhles in Rom, und kein weltlicher Fürst kann dieses Recht sich anmaßen, denn der Heiland selbst hat es dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern, den Bischöfen von Rom, verliehen. Dieses Königreich England kann in dieser Beziehung eben so wenig ein abweichendes Gesetz erlassen, als es der Stadt London zustehen kann, ein für das ganze Reich verbindliches Gesetz zu geben, das einem Parlaments-Gesetz zuwider wäre. Auch ist das Gesetz über den Supremat den Rechten und Statuten Englands zuwider, denn die Magna Charta sagt: ‚Die englische Kirche ist frei, im vollen Genuß ihrer Rechte und ungekränkt in ihren Freiheiten.' Das Gesetz ist also zuwider dem heiligen Eid, den Seine Majestät wie jeder christliche Fürst bei seiner Krönung abgelegt hat."

Nachdem er so der maßvollsten Vertheidigung das herrlichste und freimüthigste Bekenntniß seiner Ueberzeugung hatte folgen lassen, unterbrach ihn der Vorsitzende, indem er ihm bemerklich machte, alle Bischöfe und Universitäten hätten den Parlaments-Beschluß gebilligt und es sei deßhalb unbegreiflich, daß er allein so hartnäckig auf seiner Privatmeinung bestehen wolle. Morus war diesem traurigen Einwand gegenüber keinen Augenblick in Verlegenheit; er sehe in den angeführten Autoritäten keinen Grund, seine Gewissensüberzeugung aufzugeben, er zweifle auch nicht im Mindesten, daß noch viele gelehrte und tugendhafte

Männer sowohl in England als in der ganzen Christenheit leben, von denen zehn gegen einen seiner, More's, Ansicht huldigen. Gedenke er aber jener gelehrten Doctoren und heiligen Väter, die längst verstorben und von denen so viele bei Gott im Himmel sind, so sei er ganz gewiß, daß die große Mehrzahl derselben bei Lebzeiten gerade so dachten, wie er jetzt denke. Und deßhalb fühle er sich auch nicht verpflichtet, sein Gewissen der gesetzgebenden Versammlung eines Landes zu unterwerfen, entgegen der allgemeinen Uebereinstimmung der ganzen Christenheit.

Damit wurde die Verhandlung geschlossen. Audley fragte noch öffentlich und ganz insbesondere den Oberrichter Fitz-James um seine Meinung in der Sache und erhielt von diesem geistvollen Manne folgenden glänzenden Bescheid:

„Bei der heiligen Juliana!" — das war sein Lieblingsschwur — „ich muß gestehen, daß, wenn der Parlamentsbeschluß nicht gesetzwidrig ist, dann ist auch Anklage und Verurtheilung rechtlich begründet."

Solche Leute konnten damals im freien Albion Oberrichter werden. Und auf dieses Votum hin erklärte Lordkanzler Audley: „Was brauchen wir weitere Beweise? Er ist des Todes schuldig."

Und jetzt wurde der vorbedachte Justizmord in die Form Rechtens eingekleidet. Der Lordkanzler verkündete im Namen des Gerichtshofes folgendes Urtheil: „Sir Thomas Morus soll durch den Sheriff William Kingston von hier nach dem Tower zu Lande abgeführt, von dort auf einer Schleife mitten durch London nach Tyburn geschleppt, dort bis zum Halbtod aufgehängt, noch lebend herabgenommen, die Geschlechtstheile abgeschnitten, der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, die Viertheile des Körpers auf den Thoren der City, der Kopf auf der Londonbrücke ausgestellt werden."

Die Phantasie empört sich und das Herz will stillstehen, wenn man solche Dinge liest oder gar schreibt; und dennoch

war dieß vor drei Jahrhunderten, mehr als anderthalb Jahrtausende nachdem das Christenthum in die Welt getreten war, das bei Hochverrath geltende Recht christlicher Völker! Und dennoch hatten nur wenige Wochen zuvor, am 4. Mai, eine Anzahl heldenmüthiger Karthäuser-Priester die nämliche Strafe in ihrer buchstäblichen Entsetzlichkeit thatsächlich erlitten bis zum Ende — wegen des nämlichen vorgeblichen Verbrechens.

Ein protestantischer Schriftsteller Englands nennt das Todesurtheil gegen More „das schwärzeste Verbrechen, das in England jemals unter den Formen des Gesetzes begangen wurde". Ich will nicht untersuchen, ob man dieß so buchstäblich behaupten kann, denn die Geschichte Englands ist überhaupt sehr schwarz; allein mit Ruhe und ohne Uebertreibung kann man jedenfalls behaupten, daß dieses Urtheil ein vollendeter, vorbedachter Justiz-Mord war. Denn es hatte nach König Heinrichs eigener blutdürstiger Gesetzgebung keinen, auch nicht den mindesten Schein der Berechtigung. Die Strafen der Eidesverweigerung hatte Morus nach dem Gesetze verwirkt, aber mehr nicht; der Thatbestand des Hochverraths war von der Anklage nicht einmal thatsächlich behauptet, und das Behauptete war nicht im Geringsten bewiesen. Diese Sachlage war so sonnenklar, daß sich weder die Richter noch die Geschworenen, auch wenn man sich im Geiste ganz in jene Zeit versetzt, darüber täuschen konnten: sie haben ihn gemordet, weil sie wußten, daß der König ihn gemordet sehen wolle.

Nach der Urtheilsverkündung sprach Morus mit ruhiger und fester Stimme also:

„Gut denn! Ich bin jetzt verurtheilt, Gott weiß, mit welchem Rechte; und nun will ich frei sprechen, um mein Gewissen zu entlasten! Als ich bemerkte, daß es des Königs Wille sei, herauszubringen, woher die Gewalt des Papstes abgeleitet werden könne, da studirte ich volle sieben Jahre hindurch, um die Wahrheit in dieser Frage herauszufinden; und ich konnte in keines einzigen Kirchenlehrers Schriften entdecken, daß ein Laie

jemals das oberste Haupt der Kirche war oder jemals in Zukunft es sein könne." Nochmals berief er sich auf die Uebereinstimmung der ganzen Christenheit, und daß er gegen jeden englischen Bischof hundert katholische in die Wagschale legen könne.

„Jetzt," unterbrach ihn der Herzog von Norfolk, „jetzt, Sir Thomas, entfaltet Ihr doch gewiß eine hartnäckige und boshafte Gesinnung."

„Durchaus nicht, edler Herr," entgegnete Morus, „ich spreche in gerechter Nothwehr und zur Entlastung meines Gewissens. Uebrigens will ich jetzt nichts mehr sagen, außer dieß: Der heilige Apostel Paulus stimmte dereinst dem Todesurtheil gegen den Blutzeugen Stephanus zu und bewahrte den Steinigern die Kleider auf; und dennoch sind sie jetzt Beide ewig selige Heilige im Himmel und werden dort Freunde bleiben in alle Ewigkeit. So vertraue, bitte und bete auch ich, daß, obwohl Ihr, meine Herren Lords, mich an diesem Tage kraft Richteramtes zum Tode verurtheilt habt, wir dennoch einstmals uns selig im Himmel wiederfinden mögen. Und mein letzter Wunsch sei dieser: Gott schütze meinen Herrn, den König, und sende ihm getreue Räthe!"

Jetzt ward er von den Gerichtsschranken hinweg und nach dem Tower zurückgeführt. Vor ihm her wurde das Richtbeil getragen mit gegen den Verurtheilten gerichteter Schneide. Er tröstete seinen betrübten Führer, William Kingston, und versprach ihm sein Gebet im Himmel. Draußen in der Halle, wo die frische Luft nach der drückenden Hitze des Gerichtssaales ihn sichtlich zu erfrischen schien, warf sein Sohn John sich ihm zu Füßen und bat unter heißen Thränen um den letzten väterlichen Segen.

Allein die schwerste Prüfung stand ihm noch bevor. Am Quai beim Tower erwartete ihn sein Lieblingskind, Margaretha Roper; dort mußte er ja vorüberkommen, bevor er wieder in sein Gefängniß trat. Ohne jegliche Rücksicht auf Menschen und

Vorurtheile stürzte sie nicht nur durch die begleitende Volksmenge, sondern auch durch die scharf bewaffnete und zahlreiche Wache auf ihren Vater zu. Niemand wollte, Niemand konnte die liebevolle Tochter aufhalten. Sie umschlang seinen Hals, sie bedeckte mit ihren Küssen sein ehrwürdiges Angesicht. „O mein Vater!“ das war Alles, was sie unter Küssen und Schluchzen hervorzustammeln im Stande war.

Auch jetzt noch blieb er, der Christ und Held, standhaft; er gab ihr seinen Segen und tröstete sie mit den Worten: „Ich leide zwar unschuldig, aber nach dem Willen Gottes. Ergib auch Du Dich in diesen heiligen Willen und trage Deine Trauer mit Geduld.“

Sie riß sich von ihm los, kehrte aber im Uebermaße ihres Schmerzes schon nach wenigen Schritten zurück und wiederholte ihre leidenschaftlichen Liebkosungen und stürmischen Schmerzausbrüche. Da, zum ersten und einzigen Male, zeigte auch Thomas Morus einigermaßen, was in seinem Herzen vorging. Zwar blieb er ernst und stumm, jedoch über seine blassen und mageren Wangen strömten reichlich die ausgepreßten Thränen herab. Ja, so erschütternd war dieser Anblick, daß sogar die wogende Zuschauermenge und ein Theil der Sicherheitswache sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Auch sein Adoptivkind, Margaretha Giggs, und sein Sohn John drängten sich nochmals zum letzten Abschied herbei. Endlich war die Trennung vollbracht und die Thore des Tower schlossen sich hinter dem Verurtheilten.

Nachdem diese härteste Probe überstanden war, gewann Morus schnell seine gewöhnliche Ruhe und Heiterkeit wieder und blickte mit festem Auge dem nahen Tode entgegen. Er machte wieder seine gewöhnlichen Späße. Ein Höfling kam — wahrscheinlich im Auftrage des Königs — wiederholt in More's Zelle und belästigte ihn mit seinem Zuspruch; er solle seine Meinung ändern und dadurch Gnade finden. Als er abermals erschien, trat der Gefangene ihm mit den Worten entgegen:

„Jetzt habe ich meine Meinung geändert.“ Der thörichte Mensch, ohne weiter zu fragen, eilte mit seiner vermeintlichen Freudenbotschaft an den Hof und alsbald erschien eine Commission, um die ersehnte Sinnesänderung zu Protokoll zu bringen. Da sagte Morus lächelnd: „Meine guten Herren, Ihr seid zu hastig mit der Auslegung meiner Worte. Meine Meinung war, ich wolle mich rasiren lassen, und diese habe ich geändert: ich bin jetzt entschlossen, meinem Bart kein besseres Schicksal zu gönnen, als es meinem Kopfe beschieden ist. Das ist meine einzige Gesinnungsänderung.“

Am 5. Juli schrieb er mit Kohle seinen letzten Brief an Margaretha; nicht einmal dem Verurtheilten hatte man Schreibzeug zurückgegeben. Der Brief lautete:

„Gott der Herr segne Dich, Deinen Gatten, Deinen kleinen Knaben, alle die Deinen, alle meine Kinder, alle meine Pathenkinder, all' unsere Freunde. Empfiehl mich meiner guten Tochter Cäcilia; ich bitte Gott, sie zu stärken. Ihr und all' ihren Kindern gebe ich meinen Segen und bitte um ihr Gebet. Meine gute Tochter Daunce hat ein Gemälde auf Pergament, von Lady Coniers herrührend, deren Name auf der Rückseite steht. Sie möge es als Andenken von mir behalten und für mich beten. Besonders zufrieden bin ich mit Deiner Magd Dorothea Coly und bitte Dich, ihr gut zu sein. Ich weiß nicht, ob sie diejenige ist, von welcher Du mir geschrieben hast, oder Deine andere Dienerin Johanna Alcoy. Ich weiß wohl, liebe Margaretha, wie sehr Du um mich leidest, und es würde mich betrüben, wenn es noch länger ginge als bis morgen. Morgen ist der Vorabend vom Feste des hl. Thomas von Canterbury und die Octave von Sanct Peter: deßhalb wünsche ich, morgen zu Gott zu gehen. Dein Benehmen hat mir nie besser gefallen, als da Du neulich auf dem Wege von mir Abschied nahmst; es freut mich, wenn Zärtlichkeit und Kindesliebe sich nicht die Zeit nimmt, um die Ceremonien und Complimente der Welt zu beachten. So lebe denn wohl, mein vielgeliebtes Kind; bete für mich, wie

ich für Dich und für uns Alle. Meiner Tochter Giggs sende ich ihren arithmetischen Stein zurück; ihr und ihren Taufpathen meinen und Gottes Segen. Grüße auch meinen guten Sohn John, sein kindliches Betragen gefiel mir recht wohl. Gott segne ihn und seine brave Frau, meine liebe Tochter; er möge recht gut gegen sie sein, wozu er alle Ursache hat; erlangt er später mein Vermögen wieder, so soll er meinen ihm bekannten Willen hinsichtlich seiner Schwester Daunce nicht brechen. Gott segne seine Kinder Thomas und Augustin und alle, die sie noch bekommen werden."

An die Wand seiner Zelle kritzelte er in diesen Tagen folgende Worte:

„Wer möchte, um sein Leben zu retten, Gott mißfallen? Wenn du so heute dein Leben rettest, wie tödtlich wirst du es morgen hassen, wie schwer wirst du es bereuen, nicht heute schon gestorben zu sein! Bist du mit Christus fröhlich gewesen beim Hochzeitsfeste zu Cana, so schaudere nicht davor zurück, auch vor Pilatus' Richterstuhl mit ihm zu stehen. Schon nahet der Augenblick, wo du dich mit ihm freuen wirst in seiner ewigen Herrlichkeit."

Noch am nämlichen Tage ward ihm eröffnet, der König habe die volle, entsetzliche Strafe des Hochverraths in Enthauptung umgewandelt. Morus bemerkte darauf:

„Ich danke dem König für seine Freundlichkeit und bitte Gott, solcherlei Gnaden mögen allen meinen Freunden erspart bleiben."

Der Morgen des 6. Juli war für die Hinrichtung festgesetzt. Thomas Pope, ein Freund More's, kam in früher Stunde zu ihm mit der Nachricht, daß er auf Befehl des Königs an diesem Tage, Vormittags neun Uhr, sterben müsse und sich darauf vorbereiten solle. More dankte und bat bloß um die Gunst, daß seine Tochter Margaretha seiner Beerdigung beiwohnen dürfe; dieß wurde gestattet. Zugleich aber wurde bemerkt, er möge nicht viele Worte machen und sich aller Anreden an das Volk enthalten; dieß sei des Königs besonderer Wille. Der Ver-

urtheilte erwiederte: „Es ist gut, daß ich dieß erfahre; es war allerdings meine Absicht, etwas zu sprechen, aber nichts, was den König oder irgend Jemand hätte beleidigen können. Ich werde willig dem Befehl Seiner Majestät gehorchen.“ Pope nahm mit Thränen Abschied; Morus tröstete ihn mit Hinweis auf das ewige Leben, und als der Trost nicht verfangen wollte, machte er noch einen derben irdischen Witz. Er zog nämlich das Uringlas hervor, beschaute den Inhalt, zeigte ihn dem Besucher und sagte, fröhlich wie ein König: „Es ist keine Gefahr für den Patienten. Er könnte noch lange leben, wenn es Seiner Majestät gefiele.“

Ganz erfüllt von dem Gedanken der Befreiung von allem Irdischen, wollte Morus bei seiner Hinrichtung in festlichem Gewande erscheinen. Es stand ihm zu diesem Behufe eine Kleidung von Seide zu Gebote, welche ihm während seiner Kerkerhaft von einem italienischen Freunde, Namens Bonvisi, geschenkt worden war; er legte sie an und lag dann geraume Zeit auf seinen Knieen im Gebet. Der eintretende Festungscommandant rieth ihm, diese Kleidung wieder abzulegen, weil sie sonst in die Hände eines schlechten Burschen (des Scharfrichters) fallen würde.

„Wie wäre das möglich,“ sagte More, „daß ich Denjenigen für einen schlechten Burschen halten sollte, der mir heute eine so große Wohlthat erweisen wird? Und wären die Kleider vom edelsten Goldstoff, er sollte sie haben; ich erinnere mich wohl, daß der hl. Cyprian dem Manne, welcher ihm den gleichen Dienst erwies, dreißig Goldstücke geschenkt hat.“ Aber der Commandant gab — gewiß aus Gründen, die er für sich behielt — nicht nach und Morus mußte seinen letzten Gang im groben Wollrock seines Dieners antreten. Punkt neun Uhr ward er aus dem Tower geführt; sein Bart war lang, sein Antlitz bleich und eingefallen, aber sein Auge voll heiterer Lebendigkeit. Er trug in seiner Hand ein großes Crucifix und richtete von Zeit zu Zeit die Blicke himmelwärts. Der Zug

kam vorüber am Hause einer frommen und muthigen Frau, die in früheren Zeiten bei ihm als Lordkanzler Recht gefunden hatte. Sie eilte auf die Straße hinaus und bot dem Geprüften einen Becher Wein dar. Trotz seiner großen Körperschwäche schlug er die gutgemeinte Gabe mit den Worten aus: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle.“

Allein selbst in diesem Augenblick hatte Morus auch noch seine Feinde. Eine andere Frau lief ihm nach und forderte mit großem Geschrei Urkunden und Papiere von ihm zurück, die sie ihm als Kanzler übergeben zu haben behauptete. „Nur noch eine Stunde Geduld,“ rief er ihr zu, „und Seine Majestät wird mich befreit haben von der Sorge für Eure Papiere und für alle sonstigen Erdendinge.“

Eine andere, wahrscheinlich gekaufte Weibsperson lief heulend hinter ihm her und klagte über großes Unrecht, das er als Kanzler ihr angethan haben sollte. Er blieb auch ihr die Antwort nicht schuldig: „Ich erinnere mich recht wohl an Euch, und wenn ich in dieser Stunde Eure Sache noch einmal entscheiden müßte, so würde ich nicht ein Wort an meinem Urtheil ändern.“

Man war angekommen am Fuße des Schaffots. More legte seine Hand auf die Schulter des ihn begleitenden Festungscommandanten, und sagte, tief erschöpft von dem Gange: „Ich bitte Euch, Herr, helft mir sicher hinauf: herunter werde ich gewiß ohne Eure Hilfe kommen.“

Er würde gerne wenigstens einige Worte an das zahlreich versammelte Volk gesprochen haben; allein eingedenk seines Versprechens, beschränkte er sich darauf, die Leute um ihr Gebet für seine Seele zu bitten, und sie alle als Zeugen aufzufordern, daß er sterbe im Glauben der heiligen katholischen Kirche, getreu seinem König und seinem Gott. Dann kniete er nieder und betete in tiefster Andacht den 50. Psalm: „Erbarme dich meiner.“ Nachdem er hiemit zu Ende und wieder aufgestanden war, nahete der Scharfrichter

sich ihm mit Ehrerbietung und bat ihn um Verzeihung wegen seines amtlichen Auftrags; Morus küßte ihn, sprach ihm Muth ein und sagte: „Du wirst mir heute den größten Dienst erweisen, welchen ein Mensch mir noch erweisen kann. Darum zaudere nicht, deines Amtes zu walten. Aber mein Hals ist kurz, darum siehe zu, daß du nicht schief hauest und deine Amtsehre einbüßest."

Hierauf wollte der Scharfrichter More's Augen verhüllen; allein er sagte: „das kann ich noch selbst thun", und band sich ein Tuch um, das er vorsorglicher Weise zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Dann legte er selbst den Kopf auf den Richtblock, hieß den Scharfrichter noch so lange zuwarten, bis er den langen Bart bei Seite geschoben hatte, und bemerkte dabei, als ob es sich um die allergleichgiltigste Sache der Welt handelte: „Der Bart da ist jedenfalls kein Hochverräther." Mit diesem Scherz auf den Lippen ist er hinübergegangen: denn im gleichen Augenblick trennte ein einziger Hieb das Haupt vom Leibe. Er war 55 Jahre alt. Leben und Tod waren ihm vollständig gleichgiltig geworden, weil er seit langer Zeit nur noch in Gott lebte, der Leben und Tod umfaßt; darum konnte er scherzend sterben, ohne auch nur einen Augenblick aufzuhören, ein frommer und heiligmäßiger Christ zu sein.

Sein Körper ohne Haupt ward beigesetzt in der Peterskapelle des Tower, das Haupt ward auf der London-Brücke ausgestellt. Margaretha Roper wußte sich dasselbe zu verschaffen; in welcher Weise, ist nicht genau aufgeklärt, und wir thun am besten, die Sache auf sich beruhen zu lassen: einstimmig wird erzählt, daß sie das theure Haupt erhielt, deßhalb in Untersuchung genommen, aber nach kurzer Haft wieder entlassen ward, ohne daß man ihr die Beute ihrer Liebe wieder entriß. Die treue Tochter ließ des Vaters Haupt im gleichen Grabe mit sich selbst beerdigen: sie folgte ihm nach wenigen Jahren in die Ewigkeit.

Als die Nachricht von More's Hinrichtung dem König Heinrich VIII. gemeldet wurde, traf ihn der Bote beim Damenbrett mit seiner Königin Anna. Der Monarch fuhr heftig auf, warf der in seinem Herzen bereits gleichfalls zum nämlichen Tode verurtheilten Unglücklichen einen wüthenden Blick zu, und fuhr heraus mit den Worten: „Dich trifft die Schuld an dieses Mannes Tod!"

Immer Adams elender Trost: Eva hat mir den Apfel gereicht!

Allein Heinrichs Gewissensbisse waren auch in diesem Falle, wie sonst, von sehr kurzer Dauer: ganz unbarmherzig ließ er die Familie seines Opfers von Haus und Hof vertreiben und in die bitterste Armuth hinausstoßen.

Das ganze christliche Europa nahm die Nachricht von der blutigen Unthat mit wahrem Entsetzen und als den vollgiltigen Beweis auf, daß König Heinrich für immer und unwiderruflich mit Kirche und Glauben gebrochen habe. Morus war nicht nur der berühmteste, sondern wohl auch der beste Engländer seiner Zeit, jedenfalls von ganz Europa als solcher betrachtet.

König Heinrichs VIII. Gesandter am kaiserlichen Hofe wagte nicht, die Thatsache einzugestehen, aber Kaiser Karl V. sagte heftig empört: „Und es ist nichtsdestoweniger wahr; Euch aber will ich sagen, daß ich, um diesen Mann als Diener zu gewinnen, die beste Stadt in all' meinen Reichen gern geopfert hätte."

Der große Kirchenheld, Cardinal Reginald Pole, damals in der Verbannung lebend, schrieb bei der Nachricht von More's Tod folgende Worte nieder: „Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, während ich schreibe, obgleich ich so ferne von meinem Vaterlande bin. Ich liebte den großen Todten zärtlich, und hatte doch nicht so viele und dringende Gründe dazu, wie mancher Andere: aber Gott ist mein Zeuge, daß ich um ihn mehr Thränen vergieße, als mein Schreiben ertragen kann, so daß sie gar oft meine Buchstaben auslöschen. O Eng-

land! Verloren hast du deinen Vater, deine Zierde, deinen Schutz! Sein Leben hat er gelassen für dich, auf daß du nicht vergessest deine Rettung!"

Nicht minder schmerzlich beweinte Erasmus den Tod seines edlen Freundes.

„Jedermann beklagt seinen Tod," schreibt er; „denn selbst die Gegner seiner religiösen Ueberzeugung mußten seine Freundlichkeit und Güte und die ganze Vortrefflichkeit seines Wesens bewundern. Manche Leute bewundern eben nur die eigenen Landsleute, Franzosen die Franzosen, Schotten die Schotten: More's Gedächtniß ist eingegraben in die liebevolle Erinnerung aller Nationen. Thränen habe ich genug gesehen in Augen, die niemals sein Angesicht erblickten: Thränen strömen über diese Zeilen, ich mag wollen oder nicht. O Gott, wie viele Herzen hat dieses Richtschwert blutig verwundet!"

Gewiß mit vollständigem Recht versichert einer der ersten Lebensbeschreiber More's, daß gar manche von Denen, welche in der Folgezeit für die katholische Sache den Martertod erlitten, die Kraft und Standhaftigkeit dazu geschöpft haben aus dem Beispiel und Vorgang des heiligmäßigen Thomas Morus.

More's Familie hatte schwer zu leiden unter des immer leidenschaftlicher wüthenden Königs Zorn. Sein braver Sohn John wurde wegen Eidesverweigerung im Tower eingesperrt: da er aber keine persönliche Bedeutung hatte, so enthielt man sich der nutzlosen Grausamkeit, ihn auch noch des Hochverraths anzuklagen, und ließ ihn schließlich heim zu seiner Familie. Ein Vertrag, durch welchen Thomas Morus lange vor seiner Verhaftung seinen kleinen Grundbesitz an seinen Sohn übertragen hatte, ward selbstverständlich für ungiltig erklärt, und das kleine Vermögen der Krone ausschließlich zugesprochen. Und die Krone von England, niemals verschwenderisch, nahm Solches an, und nahm es gern an.

More's Wittwe erhielt eine Gnadenpension von zwanzig Pfund, jetzt etwa 1500 Mark jährlich, wogegen sie auf jeden

Anspruch verzichten und den geheiligten Wohnsitz in Chelsea verlassen mußte.

---

Das war Thomas Morus, ein Mann, dessen Andenken fortlebte in Tausenden von Herzen und sich in der Liebe und Begeisterung der Edelsten fortpflanzte bis auf den heutigen Tag. Er ist gewiß nicht freizusprechen von Fehlern und Irrthümern in seiner politischen Laufbahn, aber seine religiös-sittliche Persönlichkeit steht makellos da im Lichte einer selten erreichten Tugend und Seelengröße.

Wo ich seine Richtung oder seine Handlungen nicht gebilligt oder strenge beurtheilt habe, da geschah es, um parteilos der nämlichen Wahrheit zu huldigen, welcher Morus selbst sein Leben geopfert hat.

Vieles ist aus More's Geschichte zu lernen auch für unsere Tage und gerade für sie: allein es ist oft weiser, der Einsicht des Lesers die Schlußanwendungen einer Geschichte zu überlassen, als seinem Nachdenken und Urtheil sich predigend aufzudrängen. Deßhalb schließe ich mit dem einfachen Wunsch, daß diese Arbeit, welche ich mit Gottes Hilfe unter mancherlei Drangsal und Ungunst der Verhältnisse zu Stande brachte, dem Andenken des großen Todten nicht zur Unehre gereichen, ihm vielmehr neue, liebende und verehrende Herzen gewinnen möge.

